This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 1,019,653

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
G31
186

C. F. Gellert's

sämmtliche Schriften.

Gellert, Christian Fürchtegott

C. F. Gellert's sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Neunter Theil.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
Leipzig,
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1867.

German
Harr.
2-4-31
17926

Briefe.

1761 — 1765.

211. *)

Gellert an seine Schwester.

L. d. 7. Jan. 1761.

Ich bedaure meine arme Vaterstadt sehr; aber ich fürchte, ich werde ihr nicht helfen können. Wer Gelderlaß sucht, ist schon abgewiesen. Ist es indessen Gottes Wille, daß ich ihr helfen soll, so wird sich schon eine günstige Gelegenheit finden. Ich habe zu den beiden Prinzen von Preußen kommen und auf Ordre des Königs mit dem Marquis d'Argens am vergangenen Sonnabend speisen müssen. Der Englische Gesandte Mitchell, ein wackerer Mann, ist mein großer Gönner und Freund, und die wahre Ursache, daß der König begierig geworden ist, mich zu sprechen. Er hat mir gesagt, daß ich mit ihm essen könnte, so oft ich wollte, und er läßt den Bruder in Freyberg sehr grüssen und fragen, ob er ein Schächtelchen erhalten hätte. Vielleicht kann der Gesandte ein Wort reden, wo ich nicht reden darf. Ich habe sehr viele Besuche, und meine Unpäßlichkeit und Schwachheit beunruhiget mich auch in dem neuen Jahre. Aber Gott hilft uns täglich, und dem wollen wir Gesundheit, Leben und alles überlassen: er wirds wohl machen. Lebt wohl, grüsset alle herzlich.

G.

*) (In Gellerts Familienbriefen ist dieser Brief irrig d. 7. Jan. 1760 datirt und demgemäß als No. 35 eingeordnet. Der Inhalt zeigt, daß er aus dem J. 1761 ist.)

212. *)

L. d. 7. Jan. 1761.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Ich kann vor den Besuchen und Gegenbesuchen kaum darzu kommen, Ihnen zu sagen, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich Sie liebe. O! was ist der Name für eine Last!

„Ja selig, wen sein gut Geschicke
„Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke;
„Der, was die Welt erhebt, verlacht;
„Der frey von Kummer die Geschäfte
„Des Leibes und der Seelenkräfte
„Zum Werkzeug wahrer Tugend macht.

So denke ich oft mit Hallern, wenn mich das Geräusch der großen und kleinen Welt betäubt, und wenn ich des Abends fühle, daß mein Herz eitler und leerer ist, als es am Morgen war. Wollte Gott! ich könnte auf das Land fliehen, und da im Stillen etwas nützliches thun! Aber ich soll, ich soll nicht. Ich soll Demuth und Geduld ausüben lernen. Dieses ist jetzt mein Beruf; und Ihr Beruf, liebster Herr Hauptmann, ist jetzt, daß Sie durch Ihre Güte die Last des Krieges mindern-helfen; und o! wie rühmlich thun Sie dieses; und wie sehr werden wir Ihnen Zeit Lebens dafür danken müssen. Das S—K—Haus ist voll von Lobsprüchen auf seinen guten, lieben, frommen Officier, den besten Gast, den es vielleicht jemals gehabt hat; und wie glücklich sind Sie, daß Sie überall geliebt werden, wo Sie hinkommen, und überall Gutes stiften, auch wo Sie wider Willen Strafen vollziehen müssen. Gott lasse es Ihnen wohl gehen, immerdar wohl gehen, und besonders das neue Jahr,

*) (Freundschaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 188.)

das wir angetreten, eines der glücklichsten Ihres ruhmvollen Lebens seyn. Er beschütze Sie, er halte seine Hand über Sie in Gefahren, und lasse Sie das Glück des Friedens, und der sämmtlichen Freuden noch in einem langen Alter genießen.

Unsere Umstände in Leipzig darf ich Ihnen wohl nicht erst berichten. Vorgestern hat der Rath aus meinem kleinen Geburtsort ein Schreiben an mich ergehen lassen, daß ich zu seinem Besten bey dem König reden soll. Ich armer Mensch! Wie könnte und dürfte ich das wagen! wenigstens haben sie verlangt, daß ich bey dem Herrn geheimden Kriegsrath von F*** der die Sache im Erzgebirge dirigiret, eine Vorbitte einlegen, und ihnen einigen Erlaß von der Summe von 15000 Thalern auswirken möchte, weil es unmöglich wäre, sie zu schaffen. Wirklich sind meine Landsleute nichts anders, als arme Flanelmacher; und das ganze Städtgen ist vielleicht nicht zwanzig tausend werth. Aber die Sachen sind reguliret, und ich weis, daß niemand helfen kann. Freylich verschonete Alexander der Große die Stadt Theben, weil sie der Geburtsort des Poeten Pindarus war. Und wenn ich gleich kein Pindarus bin: so habe ich doch geistliche Oden und Lieder geschrieben, die gewiß unendlich nützlicher sind, als seine Heldenoden. — Nichts mehr. — Den Herrn Hauptmann von O*** — habe ich seit acht Tagen nicht gesehen.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Hauptmann, grüßen Sie Ihre liebe Wirthinn, und meine Jungfer Pathe, und lassen Sie sich ferner mit Ihrer Güte herunter. Ich werde Zeit Lebens mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft verharren 2c.

213.

An Borchward.

L. d. 10. Jan. 1761. Sonnabends
Abends in Eile gleich nach dem
Empfange Ihres Briefes.

So herzlich gern ich Ihnen das bewußte Gespräch mündlich erzählen würde; so unmöglich scheint mirs zu seyn, wenn ich es schriftlich thun wollte, und zwar auf offener Post. In der That ist es den Einsichten der Hauptperson sehr rühmlich, und mir gar nicht nachtheilig; ja die ganze Welt könnte es hören, wenn es nicht der Klugheit und der Ehrerbietung gemäß wäre, lieber zu schweigen, als sich der Gefahr auszusetzen, im Reden einen Fehler zu begehen. Genug ich habe Beyfall erhalten, mehr als ich jemals gehofft, mehr als ich ohne Eitelkeit selbst sagen darf. Der K[önig] hat bey der Tafel den andern Tag nach dem Gespräche viel zu meinem Ruhme geredt; wie mir der Englische Gesandte erzählet hat; und warum gestehe ich nicht, daß mir der K[önig], nachdem ich ihm eine meiner Fabeln hersagen müssen, selbst genug Lobsprüche gemacht. Das Gespräche betraf meistens die schönen Wissenschaften, und deutsche Litteratur, und Cur meiner Hypochondrie. Wollte Gott, daß der Beyfall, den ich gefunden, und vielleicht nicht ganz verdiene, sonst einige glückliche Folgen hätte; Folgen, die Sie, liebster Freund, und ich beyde gleich eifrig wünschen müssen! Den Brief mit hundert und dreyßig Thalern habe ich in Empfang genommen; und dieser Brief soll die Stelle eines ausgestellten Scheins vertreten. Möchte uns doch Gott bald Frieden, Frieden schenken! Nun getrost, theuerster Borchward, wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt, so wollen wir im Herzen sagen, und uns trösten. Daß Ihnen meine Lieder die Dienste thun, die ich Ihnen gern selbst thun möchte, o wie sehr erfreut mich das! Mich rühren sie leider

selten; und das vorige Jahr ist eines der elendesten meines ganzen Lebens gewesen, doch nicht geklagt, sondern gehofft, und Gott vertraut. Das ist unser Trost und unsere Pflicht; auch für die bösen Tage sollen wir ihm danken; sie sind, wenn wir wollen auch Wohlthat. Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre beste Frau, Ihren Bergius, Grüninger, Sulzer u. s. f. auf das freundschaftlichste und lieben Sie mich mit jenen beständig.

G.

214.*)

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 25. Jan. 1761.

Hochgebohrner Freyherr,

Gnädigster Herr Abgesandter,

Euer Excellenz haben sich in einem Briefe an Dero Herrn Bruder meiner so gnädig erinnert, daß ich sehr unerkenntlich seyn müßte, wenn ich unterlassen könnte, Ihnen meine gehorsamste Danksagung abzustatten. Allein wie sollte ich Euer Excellenz nicht sogleich für eine viel ältere Wohlthat, ich meyne, für die besondere Gnade danken, deren Sie mich bey Dero Anwesenheit in Leipzig gewürdiget? Nie werde ichs vergessen können, daß der Kayserliche Abgesandte, ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, im Jahre 1759 meine moralischen Vorlesungen, umschlossen von der Akademischen Jugend, oft besucht und meinen Vortrag mit einem lauten Beyfalle beehrt hat. Ich

*) (Gellerts Briefwechsel mit dem Kaiserlichen Gesandten Freiherrn von Widmann. Nürnberg, 1788.)

habe dieses Glück in meinem Diario angemerket; und ich glaube, die Nachricht davon wird der Nachwelt merkwürdig und lehrreich seyn. Wie viel Staatsmänner würden sich in gleichen Umständen wohl überwinden können die Sittenlehre anzuhören; und welcher Lebensbeschreiber eines Sokrates oder Plato würde die Anecdote vergessen haben, daß ein auswärtiger Gesandter oft in Athen seinen Vorlesungen beygewohnet hätte!

Die Besorgung eines Lesers und Sekretairs die mir Euer Excellenz auftragen lassen, wird gewiß glücklich ausfallen, wenn es auf meinen Willen ankömmt; denn wem könnte ich lieber und eifriger dienen wollen? Allein zur Zeit weis ich nur einen einzigen unter meinen Bekannten, der die erforderten Eigenschaften zwar größten Theils besitzt, aber seit zwölf Jahren in Leipzig sich so an die Einsamkeit gewöhnet hat, daß er sich vor der großen Welt fürchtet. Was meine Schriften anlanget, so habe ich das Verzeichniß derselben dem Herrn Obristen zugestellt. Euer Excellenz werden aus demselben ersehen, daß ich seit 1757 nichts weiters geschrieben habe; und es scheint auch, daß ich niemals mehr werde schreiben können. Doch es ist ja ein Glück für einen Autor, wenn er eher aufhören muß, als er zu viel geschrieben hat.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Euer Hochfreyherrlichen Excellenz

unterthänigster Diener
Christian Fürchtegott Gellert.

215.*)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 25. Jan. 1761.

Liebster Gellert,

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können und sich in das dunkelste Gebüsche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. — „Aber," werden Sie mit Ihrer hohlen und krächzenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen, „lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — alle Kinder wissen es — freylich, der König hat mit mir gesprochen." — O, mein hochgelahrter Herr Professor, freylich viel Ehre für Sie und für den Witz! Aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb, und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — ver-

*) (Abgedruckt aus Rabeners Briefen herausg. v. Weiße S. 282 ff.; steht auch, als No. 5, in den sechs Briefen v. Rabener und Gellert (s. Anm. zu No. 123) so wie in dem Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius. Anhang, S. 626 ff.)

stehen Sie mich, Gellert? Kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publico ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Gellert dem König bey seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigstens noch zwey Jahre fortgeführet werden könne, ohne die Brandenburgischen Unterthanen im Mindesten zu belästigen. — Ja, ja, mein Herr, das ist mein ganzer Ernst, und haben wir einmal Friede, so sollen Sie — Zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? — O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin. Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon; schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wut liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie für Freude tausendmal umarmen. Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir itzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängstliche Sorge. Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer*)

*) (S. Raebners Briefe, herausg. v. Weiße S. 286 ff.)

in Kopenhagen, so werden Sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen; denn seit meinem erlittenen harten Unglück ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beyden Briefe auf. Vielleicht machen sie, wenn ich heuer sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe. Tausend Empfehlungen an unsern lieben Commissionsrath und seine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser hochachtungswürdiger Freund Lindemann auf künftige Mittwoche Hochzeit hat. Ich bin, wie man in Leipzig spricht, ganz zufrieden und ganz voll Freude über die Verbindung zweyer Personen, die Gott, wie es scheinet, nur dazu erschaffen hat, um sich durch ihre beyderseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Führt sich Ihr Bruder besser auf als sonsten, so können Sie ihn von mir auch grüßen; aber daß es ja Niemand merkt.

Rabener.

216.*)

Gellert an Rabener.

L. d. 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort schreiben, denn

*) (Dieser Brief und der unter derselben Nummer folgende Aus-

ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin, daß er sich von vier Uhr bis dreyviertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? „Nein, Sire." — „„Besinne Er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen."" — Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „„Nun, sagte er, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?"" — „In der Schule der Natur." — „„Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?"" — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weis ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." — „„Nein, ich muß Ihn loben."" Und da sagte er zum Major, der dabey stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „„Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor."" — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu

zug ꝛc. sind hier aus dem Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius, Anhang, S. 629 ff. abgedruckt; ein Paar Zusätze, die sich in den Sechs Briefen von Gellert und Rabener finden, wo beide Stücke unter No. 6 stehen, sind in Klammern gesetzt.)

den Königen. Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und Andere, die mirs wieder gesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der englische Gesandte; der ein vortrefflicher Mann ist, mag wohl die wahre Ursache gewesen seyn, warum mich der König sehen wollen; denn der Gesandte hat mit Strauben in Breslau meine Fabeln größtentheils gelesen und ist sehr für sie eingenommen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; ich meistens deutsch, nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Cramern, der auch trefflich ist, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Cammerrath Lindemann würde ich geschrieben und ihm zu der so glücklichen Wahl meinen Wunsch recht von ganzer Seele abgestattet haben, wenn ich nicht zeither zu allen Verrichtungen und Pflichten der Gesellschaft ungeschickt gewesen wäre. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige

Gellert.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt. Morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache. — „„Aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?““ — Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV. — „„Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.““ — Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, da fingen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten. — „„So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sinds böse Zeiten?““ — Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Friede — „„So? steht dies bey mir? Drey wider Einen!““ — Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden! — „„Ja, ja!““

Gellert.

Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Januar 1761.

Der 18. December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um drey Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte. — Herein! —

Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen." Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet seyn. Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich; ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll. G.: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke, und ist um vier Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Itzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine. König: Ist Er der Professor Gellert? Gellert: Ja, Ihro Majestät. K.: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her? G.: Von Haynichen bey Freyberg. K.: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freyberg? G.: Ja, Ihro Majestät. K.: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben? Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la

Fontaine nennen. K.: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen? G.: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original. K.: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren? G.: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. K.: Nein, das kann ich nicht sagen. G.: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. K.: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber? G.: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. K.: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? G.: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. K.: Hat's der Mann auch verstanden? G.: Die Welt glaubt's. K.: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen. G.: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm. K.: Da hat Er Recht. G.: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bey den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Deutschen: vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt. [K.: Er hat ja zwey Auguste in Sachsen gehabt. G.: Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. —] K.: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? G.: Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — — K.: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen? G.: Ich bin einmal in Berlin gewesen. K.: Er sollte reisen. G.: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. K.: Was hat Er denn für eine Krankheit?

Etwa die gelehrte? G.: Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben. K.: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß [sich Bewegung machen,] alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen. G.: Ihro Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können. K.: So muß Er fahren. G.: Dazu fehlt mir das Vermögen. K.: Ja das ist wahr, daran fehlts immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind itzt wohl böse Zeiten? G.: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — — K.: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drey wider mich. G.: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte. K.: Was meynt Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil? G.: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist. K.: Aber Virgil ist viel polirter. G.: Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt. K.: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn. G.: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann. Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. K.: So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben? G.: Ach ja, Ihro Majestät. K.: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon. G.: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ichs noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — — K.: Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig? G.: Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu. K.: Be-

2*

sinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine? G.: Ja, Ihro Majestät, den Maler.*) „Ein kluger Maler in Athen — — — — — — so strich er seinen Kriegsgott aus.“ K.: Und die Moral? G.: [Gleich Ihro Majestät.] „Wenn deine Schrift — — — — auszustreichen.“ K.: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen. G.: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg. K.: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen. G.: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton. K.: Ja, wie die Schlesier. Nein, er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched.“ Und den andern Tag bey der Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans.

*) (Th. 1, S. 135.)

217.

Freiherr von Widmann an Gellert.

Nürnberg d. 9. Febr. 1761.

WohlEdelgebohrner,

Hoch und Vielgeehrter Herr Professor.

Nichts schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, alß (als)*) von Euer WohlEdelgebohrnen (gebohrn) mit einem Schreiben beehret zu werden; Stellen Sie sich also das Vergnügen, ia ich darff wohl noch hinzusetzen, ienen Hochmuth (den Stolz) vor, so (den) Dero beede (beide) werthe Schreiben vom 25 und 30sten**) elapsi (vorigen Monaths) in mir erwecket haben; die Verantwortung des leztern mögen Euer WohlEdelgebohrnen (bohrn) über sich nehmen, dann (denn) ich bin in dieser (diese) meiner (meine) Sünde so verstockt (verliebt), daß ich noch fernershin damit prangen, und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meine wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbehalten will. Euer rc. sind allzugütig, daß Sie den Besuch, so (den) ich Deroselben im Jahr (Jahre) 1759 in Dero moralischen Vorstellungen abgestattet habe, und meinen dabey gegebenen (ertheilten) öffentlichen Beyfall so hoch (sehr) erheben wollen, (;) beedes (Beydes) hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ia es kommet (kömmt) villmehr (vielmehr) mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir ienes haben erlauben wollen, (;) ich (Ich) meines Orts werde diesen vor (für) mich so vergnüglichen (angenehmen) Zeit-Punkt nie vergessen können, und ich habe seither (zeither) vielmahl die Academische Jugend zu Leipzig um das Glück be-

*) (Die Zusätze in Parenthese sind Gellerts Verbesserungen.)

**) (In diesem Briefe, der hier nicht aufgenommen worden ist, hatte G. dem Freih. von Widmann Nachricht über das Befinden seines Bruders, des nachher erwähnten Obersten, gegeben.)

neidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen (so) angenehmer alß (als) lehrreicher Vortrag ieden, so (der) zu denken und den Werth der Tugend zu schäzen weiß, verleiten (bewegen) muß sich (in) die Schuliahre, welche man sonsten nicht geschwind genug übersteigen kann, wiederumben (wiederum) zurück zu wünschen. Alle Staatsmänner solten (sollten) sich glücklich achten, wann (wenn) Sie ienes (das) thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staats-Kunst müste noch um so viel edler werden, wann (wenn) sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet wurde (würde), ia sodann wurde (würde) das pöbelhafte Vorurtheil, daß iene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht besieget (widerlegt) werden.

Euer ꝛc. werden mich durch Verschaffung eines Lesers und Secretairs unendlich verbünden; die Wahl so (die) Sie herunter (dabey) treffen werden ist mir schon genug, um sicher zu seyn, daß ich alles bekommen (erhalten) werde, was ich nur wünschen kan; dann (denn) was kann ich nicht von einem so grossen Kenner deren (der) wahren Verdiensten (Verdienste) und der ächten Gelehrsamkeit, und zugleich von einem Freund (Freunde) erwarten? Ich habe vor einigen Wochen meinem Hrn. Brudern (Bruder) dem Obristen über diesen Gegenstand ein und andere (einige) von meiner eigenen Hand in Französischer Sprache geschriebene Anmerkungen zugeschicket, und Ihme (Ihm) mit lezter Post gemeldet, solche Euer ꝛc. ganz wie sie sind, einsehen (lesen) zu lassen, (;) Sie belieben also diese Anmerkungen von Ihme (Ihm) meinen Hrn. Brudern (Bruder) wann er sie noch nicht hergegeben (mitgetheilet), nur abzufordern; dann (denn) es ist alles darinnen enthalten, was ich von einem solchen Leser oder Sekretair nur immer fordern kan und soll; (.) Was mir Euer ꝛc. von deme (dem) so würcklich vorhanden wäre, (ungenannten Candidaten) melden, daß er sich an die Einsamkeit ge-

wöhnet habe, und sich vor der grossen Welt fürchte, dieses würde mich eben nicht abschröcken (schrecken), wann sothane (diese) Einsamkeits-Liebe und Forcht (Furcht) nur nicht bis auf die Raserey eines Diogenes in einem Vaß (Fasse) wohnen zu wollen, hinnauß gehet; (hinaus läuft;) dann ich verlange einen solchen Mann eigentlich nur zu meiner Gesellschaft, und je weniger derley (solche) Leute gesellig sind, destoweniger sind sie auch dagegen der Gefahr ausgesezet, in Ausschweifungen zu verfallen; doch habe ich dieses noch mit beyzusezen (doch muß ich auch noch hinzu sezen), daß er auch Studia Practica, das ist eine Kenntniß in dem öffentlichen Staats-Recht (Rechte) denen (den) Friedens-Schlüssen; und denen (den) neuern Geschichten haben auch fähig seyn müste, in Geschäften teutsche und französische Aufsäze zu machen; (.) Ich mißkenne nicht (gestehe gerne), daß alles, was ich in einem solchem Mann vereinigter (vereinigt) zu finden verlange, sehr vill (viel) seye, (;) allein ich will was (etwas) rechtes, oder gar nichts haben, und gerne warten, um eine vollständig gute Wahl zu treffen, zumahlen, (zumahl) da meine dermahlige (gegenwärtige) Umstände, welche sich aber im künftigen Frühjahr näher (mehr) aufklären werden, diesen Verzug gar wohl gestatten; mit einem Worte (Wort), ich lege das ganze Werk in Eurer ꝛc. Hände, und bin über den Außschlag (Ausschlag) um so mehr beruhiget, alß (als) ich zum Vorauß (Voraus) weiß daß ich von Deroselben (Denenselben) keinen andern alß (als) einen vollkommenen und gesitteten Mann zu gewarten habe.

Aus Dero eigenen Verzeichniß (nisse) ersehe ich mit Zufriedenheit, daß ich, ausser Deren (Dero) geistlichen Oden und Lieder (Liedern) alle Dero gedruckte Schriften würcklich (wirklich) besize; allein solten (sollten) Euer ꝛc. alß (als) ein so guter Welt-Bürger, und (ein) so wahrer Menschen-Freund, sich wohl entschliessen können, (an) Dero Freunden und der ganzen Nach-

Welt den Raub zu thuen (begehen), und nichts weiters mehr zu schreiben, ia nicht einmahl Dero moralische Schriften durch den Druck zu verewigen? Ich stehe vor (für) Dero Freunde und vor (für) die Nach-Welt (gut) daß beede (sie) dieses harte Verfahren um Euer ꝛc. durch die billige Verehrung Dero Namens und Dero ohnauslöschlichen Gedächtniß (es) gewiß nicht verdienen; wie glücklich würde ich nicht vor (für) meinen Theil seyn, wann ich Dero Vorträge (Vorlesungen) so ich von denen Pflichten der Freund- und Anverwandtschaft, von der natürlichen Religion, und von dem Ehestand, selbst mit Vergnügen, und mit Auferbauung (Erbauung) angehört habe, noch einmal durchlesen könnte.

Ueber den Antheil so Euer ꝛc. an den Zustande meines Hrn. Brudern (Bruders) nehmen, bin ich lebhaft gerühret, und empfehle Ihn Dero fernerer (fernerern) Freundschaft; (.) Ich will nicht, daß Sie sich seinetwegen belästigen, (;) allein ich wünsche eben so vill (viel) vor (für) Sie als vor (für) Ihn, daß er Ihres angenehmen Umgangs zu Zeiten theilhaftig werden (genießen) könne; Machen (machen) Sie Ihn wenigstens Dero Trost Gründe wider ein sieches Leben lesen (bekannt); (.) Seinen Arzt und Dero Freund Hrn. Breyer bitte ich in meinem Nahmen zu ersuchen, weder Mühe noch Sorge (Sorgfalt) zu spahren; Euer ꝛc. aber wünsche ich so viele Gesundheit, Wohlfahrt, und Zufridenheit (Zufriedenheit) alß (als) Sie zu haben verdienen, mehr wüste ich Ihnen in der That nicht zu wünschen.

Erst iezo werde ich gewahr, daß mein gegenwärtiges Schreiben lang geworden; Allein man wird immer (gerne) weitläuftig, wenn man (ein) Vergnügen findet, sich mit iemanden zu unterhalten; (.) Dieses ist bey mir so wahr, daß ich mich noch nicht entschliessen könnte, abzubrechen, wenn es nicht wäre, um ienes mit diesem zu vertauschen, Euer ꝛc. iener vollkommensten

Hochachtung, Freundschaft und Ergebenheit zu versichern, mit welcher ich bin und stets seyn werde ꝛc.

P. Stum.

Auch bitte ich Euer ꝛc. durch alles was ich bitten kan, dieses mein Schreiben nach den Inhalt (Inhalte) und denen (den) Säzen (Regeln) Dero im Jahr 1756 bey Johann Wendler in Leipzig gedruckten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen, zu zergliedern, und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber, besonders über die hin und wieder mit eingeschlichenen austriacismos, Dero Urtheil aufrichtig und ohne allen Rückhalt zukommen zu lassen; (.) Wann (Wenn) Euer ꝛc. mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als eine ganz ausnehmende Probe (einen ganz ausnehmenden Beweis) Dero schäzbaren Freundschaft Zeit Lebens mit Dank erkennen, und destomehr angefrischet werden, öfters sowohl zu meinem Vergnügen, alß (als) zu meinem Unterricht (richte) an Sie zu schreiben. Sollten Sie mir aber es (es aber) versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir alß (als) ein stiller (stilles) Verbott Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden, (.) ie (Je) schärfer (hingegen) Euer ꝛc. Beurtheilung ausfallen wird, desto ie (desto) grösser soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als iene schon obbemelte (meldete) so lebhaft als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich Zeit Lebens seyn werde

Euer WohlEdelgebohrn

Dienstschuldigst ergebenster Diener

v. Widmann.

218.

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 16. Febr. 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Abgesandter.

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich alles das verdiente, was Ew. Excellenz in Dero so gnädigen Antwort zu meinem Vortheile gesagt haben! Ich wünsche es zu verdienen, dieses ists was ich mit Wahrheit sagen kann; und ich werde mich bemühen, Dero hohen Beyfalls eben so gewiß würdig zu werden, als er mir vorzüglich schäzbar und Zeitlebens eine Belohnung seyn muß. Aber welche Herablassung, daß mir Ew. Excellenz befehlen, Dero Briefe nach den Regeln der guten deutschen Schreibart strenge zu beurtheilen, die Austriacismos zu bemerken und Ihnen meine Critiken zuzusenden! Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein Oesterreichischer Minister so schön und richtig Deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben. Dieses sage ich dreist und mit Gewissen, wenn ich mir auch dadurch Dero Ungnade zuziehen sollte. Ich erhielt Dero Schreiben bey Tische, und kaum hatte ichs gelesen, so sagte ich zu den beyden iungen Grafen Brühl und Moltke (aus Koppenhagen des Ministers Sohn) „iezt will ich ihnen, meine Herren, einen Brief eines Ministers vorlesen, der ihnen zum Vergnügen und zum Beyspiele dienen soll.“ Der Hofmeister las ihn laut. Der Brief sagte ich, ist vortreflich, und wenn es hoch kommt, so kann ich etliche Kleinigkeiten daran aussetzen; die Seele der Schreibart bleibet immer schön. Ew. Excellenz werden mir vergeben, daß ich dieses hier wörtlich anführe. Es wird die Stelle der besten und aufrichtigsten Entschuldigungen, warum ich Dero Befehl nicht erfüllen kann, vertreten. Indessen

habe ich, um zu gehorchen, etliche Kleinigkeiten, welche den Gebrauch oder die Grammatik betreffen, in der Beylage angemerket. Wegen des Sekretairs und Lectors will ich mich so wenig übereilen, daß ich Ew. Excellenz lieber keinen als nicht den besten, den Sie verlangen, vorschlagen werde. Die Umstände Dero Herrn Bruders, des Herrn Obersten, sind erträglicher als letzthin, und die Operation ist glücklich etlichemal wiederholt worden. Er lehnet meinen und meines Bruders Besuch noch immer ab; allein ich bin der Krankenstuben sehr gewohnt, weil ich diesen Winter leider drey Lazarete hart an meinem Schlafzimmer dulden müssen. Der schreckliche Krieg! Ich verharre mit der ersinnlichsten Ehrerbietung

Ew. Hochgebohrn Excellenz

unterthänigster Diener
C. F. Gellert.

Beylage.

Alß) wir schreiben es mit einem kleinem s. ienen Hochmuth) lieber den Stolz. so) besser das Pronomen den, so ist mehr eine Partikel. beede) ist dialogisch — beyde ist grammatikalisch richtig. elapsi) vorigen Monats oder so etwas. Euer Wolgeb.) lieber Eure oder Euere, das Foemininum. im Jahr) im Jahre, den Ablativus. So hoch erheben wollen) lieber so sehr erheben. Hier würde ich einen Punkt setzen. Beydes hat ꝛc. um den Period abzukürzen, welches auch der Gedanke zu befehlen scheint. villmehr) wir schreiben vielmehr — kommet) wir sagen kömmt. Ich komme, du kömmst, er kömmt; ist verbum anomalon, oder auch erst den Punct bey erlauben wollen. vor mich) für — das lateinische pro, loco, oder das französische pour geben wir durch für; das prae, ante, coram durch vor, welches meistens den Ablativum, so wie ienes stets den Accusativum, forbert:

ante portas, vor dem Thore, coram senatu, vor dem Rathe — praeire vorgehen — vergnüglicher Zeitpunkt) angenehmer ist gebräuchlicher in der modernen Schreibart. seither) wir sagen zeither. villmal) vielmal. verleiten) Hier lieber bewegen. wiederumben) wiederum. solten) sollten, weil der Infinitivus als die Wurzel zwey ll. hat. wann) wenn. ienes) lieber das. gebaut wurde) gebauet würde. wurde) wieder würde. Dann) ist tunc, alors; nam, enim, ist denn. Deren wahren Verdiensten) der wahren, ist der Artikel: sollte es das Pronomen seyn, so müßte es heißen derer Verdienste, welche ꝛc. — die Verdienste, der Verdienste; aber im Dativo und Ablativo kömmt ein n hinzu. meinem Freund) Freunde. Brudern) Bruder ohne n. ein und andere Anmerkungen) lieber einige Anmerkungen. geschribnen) geschriebenen. dise) diese. Ihme) ohne e ihm. einsehen zu lassen) lieber lesen zu lassen. Sie belieben also) vor Sie sezte ich einen Punkt: Belieben Sie also ihm diese Anmerkungen abzufordern, wann er sie Ihnen noch nicht mitgetheilet; ꝛc. kan) wie soll mit zween Consonanten. Waß) was, und vorher wieder einen Punkt. Euer Wohledelgebohrnen) gebohrn. von dem, so wirklich vorhanden wäre) lieber, der wirklich vorhanden ist ꝛc. wurde) würde. sothane) ist iuristisch, lieber diese. Forcht) wir schreiben Furcht. Vaß) Fasse. Hinaus geht) Hinaus läuft. Derley) ist provinzial, wir schreiben dergleichen. Doch habe ich noch dieses mit beyzusezen) doch muß ich auch noch hinzusezen daß ꝛc. denen Friedensschlüssen) ich weis daß denen in den Kanzelleyen gebräuchlich ist; sonst heißt der Artikel im dativo und ablativo plur: den. ich mißkenne nicht) ich weiß sehr wohl, oder ich gestehe gern. vereinigter) vereinigt. seye), sey. was rechtes) lieber etwas. Dermahlige) Da meine gegenwärtigen Umstände. näher aufklären) mehr aufklären. ich lege das ganze Werk) im niedrigen Stile lieber: ich überlasse das ganze Werk. von Deroselben) Dero ist der Genitivus, von Denenselben, oder von Ihnen. den

Raub zu thuen) ist mir fremd, thun ohne e, vielleicht die Gewalt anzuthun; das Unrecht anzuthun, oder den Raub an Ihren Freunden zu begehen. ich stehe vor Dero Freunde — gut) entweder ich stehe für Dero Freunde, ohne gut, oder ich sage für — gut. Dero Gedächtnuß), im Genitivo Gedächtnisses, oder Andenkens. vor meinen Theil) für meinen Theil. Dero Vorträge) lieber Vorlesungen. Auferbauung) Provinzial-Wort, wir sagen Erbauung. meines Herrn Brudern) wir sagen im Genitivo Bruders. ich will nicht) vor ich lieber den Punkt und also einen neuen Period. so wohl vor Sie als vor Ihn) überall für den accusativum. ihres Umgangs — theilhaftig werden könne) ist richtig deutsch, man sagt es aber nicht im gemeinen Leben; man sagt lieber, ihres Umgangs geniessen ꝛc. Machen Sie ihm lesen) eine französische Tour, geben Sie ihm wenigstens zu lesen, oder sorgen Sie daß er — liest. Wenn man Vergnügen findet) lieber, ein Vergnügen darinnen findet, sich ꝛc. Wenn es nicht wäre um) Si ce n'etoit, pour etc. ist eine französische Tour — der ganze Schluß ist eine französische Wendung.

Dieses, Gnädiger Herr und Gönner, sind die kleinen grammatikalischen pedantischen Anmerkungen. Allein aufrichtig zu reden, so habe ich, ungeachtet meiner Critiken, etliche austriacismos gefunden, die wirklich ihres Nachdrucks und der Kürze wegen besser sind als unsere Mundart z. E. ich mißkenne nicht, ist bey uns nicht üblich und ist doch wirklich kräftig und schön. Wenn ich, wie Euer Excellenz, in Geschäften schreiben sollte: so würde ich mit aller meiner deutschen Sprache ein Kind seyn; und wenn Sie in meinem Tone reden wollten, würden Sie nicht im Tone des Ministers reden können. Ich bitte mirs als eine Gnade aus, daß mir Euer Excellenz Dero Brief, den ich hier habe beylegen müssen, wieder zurück zu schicken geruhen wollen.

219.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 11. Febr. 1761.

Ihr verlanget wieder Nachricht von mir? Ja Ihr sollt sie haben, so ungerne ich auch jetzt schreibe. Es ist wahr, meine Umstände sind nicht besser; aber ich habe doch tausendfache Ursache, Gott zu preisen, daß sie nicht noch schwerer sind, und daß er mir sie von einem Tage zum andern überstehen hilft. Das ist ja Wohlthat genug, wenn wirs nur erkennen. Ja, liebste Schwester, mein Leben ist schon seit 52, besonders aber seit dem vergangenen Jahre ganz anders, als meine vorigen Tage waren; und ach! wie würde ich erschrocken seyn, wenn ich alles das voraus gewußt hätte, was mir zeither von Gott ist zugeschickt worden! Doch der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen. Was wollen wir klagen, da wir unendlich mehr verschulden, als er uns auflegt. Lasset uns in Demuth uns seiner Hand ergeben, und nicht zagen, sondern harren und ihn anbeten. Er will uns ja nicht über Vermögen lassen versucht werden. —— Wenn ich glaubte, in Haynichen ruhig zu seyn, so wollte ich gleich auf Ostern zu Euch kommen und etliche Wochen bey Euch bleiben. Aber ach! ich fürchte, Haynichen ist noch weniger meine Ruhestatt, als ein andrer Ort. Freylich möchte ich gerne mit Euch reden. Aber der Frühling, der mir schon zweymal schreckliche Frühling! — Doch welch Mißtrauen! Gott kann ja den künftigen besser für mich werden lassen, und weis ich denn, ob ich ihn erlebe? Der Schmerz in der Hüfte ist zeither stille, oder doch nicht heftig gewesen. Aber mein Kopf. — — Ich höre ja leider, daß dem Bruder in Freyberg eine so unglückliche Begebenheit begegnet ist. Was macht der gute Bürgermeister? Gott stehe ihm bey. Ich grüsse alle herzlich.

G.

220.

An Caroline Lucius.

L. d. 11. März 1761.

Mademoiselle!

Fürchten Sie nichts: Ihr Brief*) ist mir nicht zu lang; er ist mir selbst durch seine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis gewesen, daß Sie gern an mich schreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, das Sie mir darin sagen, aufrichtigst, und ersuche Sie, Ihren Briefwechsel ohne Kummer ferner mit mir fortzusetzen, wenn es Ihre Umstände erlauben. Es ist freylich wahr, liebste Mademoiselle, daß ich nicht der fleißigste Correspondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachsicht mehr, als andre, weil ichs selten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten, wollte ich an Sie schreiben, und gern schreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meine Beschwerungen alles, was mir sonst eine angenehme Beschäfftigung ist. Daß ich Ihren ersten Brief in einem Collegio vorgelesen habe, kann ich nicht läugnen. Indessen können Sie sehr ruhig dabey seyn. Ich habe Ihren Namen verschwiegen, und das Lob, das ich dem Briefe wegen seiner naiven Schreibart gab, war nicht zu weit getrieben. Es ist stets mein Grundsatz gewesen, daß die Frauenzimmer, die gut schreiben, uns in dem Natürlichen übertreffen, und dieses wollte ich durch Ihren Brief erweisen. Indessen ist mirs nicht lieb, wenn Ihr Name durch zufällige Umstände verrathen worden; denn Ihre Bescheidenheit möchte ich auch durch ein verdientes Lob nicht gern einen Augenblick kränken. Ich will mich auch künftig sehr hüten, daß Sie Ihre Klage nicht wiederholen dürfen. Fahren Sie in Ihrer guten Lectüre fort, liebste Mademoiselle!

*) (Vom 1. Febr. 1761; Briefw. Gs. mit Dem. Lucius Nr. 4.)

Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn sie weniger läsen; aber Sie gehören nicht in diese Classe. Sie leben nicht, um zu lesen, sondern Sie lesen, um desto geschäfftiger, nützlicher und ruhiger zu leben, und ich habe eine so gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geschicklichkeiten, daß ich Sie dem besten Manne wünsche. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester vielmals von mir. Ich verharre mit besonderer Hochachtung

Ihr verbundenster Diener

Gellert.

221.

Freiherr von Widmann an Gellert.

Nürnberg, d. 16. März 1761.

WohlEdelGebohrner

Hoch und Vil (Viel) *) geehrter Herr Professor,

Was bin ich Euer WohledelGebohrnen nicht vor die gütige Aufnahme meines Schreibens vom 9ten vorigen Monaths, und noch weiters (weiter) dafür schuldig, daß Sie mir zugleich meine Bitte, wegen Beurtheilung deßen (deßelben), nach denen (den) Regeln der guten teutschen Schreib-Art, gewähren wollen. Ich bin zwar weit entfernt, darüber völlig beruhiget zu seyn, ob Dero Urtheil nicht allzu gelinde ausgefallen seye (sey); Allein ich will es dabey bewenden lassen, und meiner Eigenliebe etwas zu gut (gute) thuen (thun). Es (Sie) ist ia allen Menschen gemein, und wenn sie zu guten Handlungen der Zunder ist, so höret sie auf, unerlaubt zu seyn. Doch bitte ich noch-

*) (S. d. Anm. zu No. 217.)

malen (nochmahl) auf das feyerlichste diese Dero Beurtheilung so wohl auf gegenwärtiges (wärtigen Brief) als auf alle meine künftige (künftigen) Schreiben zu erstrecken; dann (denn) diese werden nur so lange folgen alß (als) ienes von Euer beschehen (geschehen) wird. Alles, was Euer mir sonsten über meine Schreib-Art sagen, und mit meinen Brief gethan zu haben melden, beschämt mich allzu sehr, als daß ich mich darüber einzulassen getrauen sollte; (.) Wann der gute Wille in der ächten Schreib-Art unserer Mutter-Sprache stark zu werden, oder wenigstens die dießfalls bey mir unterlofene (untergelaufenen eingeschlichenen) Fehler der Erziehung zu verbessern ein Verdienst seyn kann, so darf ich mir solchen zueignen. Ich fühle diesen Trieb schon von vielen Jahren her, (;) allein von der Zeit an, als ich mit Euer angenehmen und lehrreichen Schriften —, auch darauf mit Dero werthen Person bekannt geworden bin, und endlich gar Dero Vorlesungen anzuhören, das Glück erlanget habe: so hat dieser Trieb nicht nur merklich zugenohmmen (genommen), sondern sich auch mit dem Wunsche vergesellschaftet, Euer hierunter (hierinnen) zum Lehrer und Anführer zu haben, (.) Dieses (nun) kann zu meiner unerlöschlichen Verbindlichkeit eben dadurch am besten beschehen (geschehen), wann Sie mir erlauben mit Deroselben (Denenselben) einen ordentlichen Brief-Wechsel, doch immer unter obiger (der obigen) Bedingnis (Bedingung) zu errichten.

Wegen des Sekretairs und Lectors verlaße ich mich lediglich auf Euer, und lege (gebe) dessen Auswahl (Wahl) gänzlich in Dero Hände, bitte mir aber auf den sich ergebenden (ereignenden) Fall die vorläufige Nachricht davon aus.

Mein Herr Bruder, der Oberste, wird nunmehro bald im Stande seyn, Dero, und Dero Herrn Bruders Besuch anzunehmen; ia ich hoffe, daß ein so angenehmer Umgang, (um) welchen ich Ihme (Ihn), so viel ich Ihme (Ihm) sonstens gutes

Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit den Gedanken von Ihnen beschäftigen und dasjenige lesen, was Sie sonst schreiben. So hab' ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf*) gelesen und abgeschrieben. Ihre Antwort hat mir viel Vergnügen, aber auch viel Sorge und Furcht gemacht. Wie krank müssen Sie gewesen seyn, daß Sie nicht einmal dem Herrn Cammerrath Lindemann zu seiner vortrefflichen Babet Glück wünschen können! Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle gedenken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weis wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man an den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doch tausend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens sterben. Ihre Schriften bleiben zwar wohl in der Welt; und es werden sich auch immer Leute finden, die Sie kennen und, wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen würde sprechen können. Aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermischt seyn. Gott verlängere Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ihnen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum. Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wegen nicht tadeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Büchern zu entsagen. Sie sind fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ich lese, noch die Art, mit der ich sie lese, schädlich seyn sollen. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe nehmen, es mir zu sagen. Lassen Sie sichs nicht gereuen, mein lieber

*) (Die Briefe 215 und 216 sind gemeint.)

Herr Professor, daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt, — und das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken: eben so oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie hochgeehrtester Herr Professor, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ichs Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weiß auch, daß es erlaubt ist, über den Beifall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend anwenden soll. Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, küssen Ihnen mit aller Ehrerbietung die Hände; und meine Aeltern (mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter, wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um alles, was wir von Ihnen wissen,) meine Aeltern, sage ich, nehmen sich die Freyheit, Sie hier durch mich von ihrer vollkommensten Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

223.

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 28. März 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Ambassadeur.

So wenig ich auch im Stande bin, den Bedingungen ein Genüge zu leisten, unter welchen Euer Excellenz mich ferner Dero Briefwechsels würdigen wollen: so werde ich doch lieber alles wagen, als dieses Glück ganz aufgeben. In der That ist es weit leichter, kleine Fehler in der Schreibart zu entdecken, als die Schönheiten derselben zu sehen; und in diesem Verstande werde ich, so wenig ich auch zuverlässiger Richter bin, dennoch kleine Critiken über den Ausdruck Dero Briefe machen können, wenn Sie anders von diesem strengen Befehle nichts nachlassen wollen. Und wie selten würden die Kunstrichter seyn, wenn es nicht mit Recht vergönnt wäre, zu tadeln, ob man gleich nicht die Geschicklichkeit besitzt, es besser zu machen! Was nun Ewr. Excellenz aus Bescheidenheit von Dero deutschen Schreibart urtheilen: so kann ich doch mit Gewissen sagen, daß ichs bewundere, wie Sie sich dieselbe, da Sie in mehr als einer Sprache schreiben, so sehr haben zu eigen machen und wie Sie bey Dero Geschäften noch itzt so viel Sorgfalt darauf verwenden können. Dieses seltene und große Beyspiel macht der deutschen Nation viel Ehre; sollte es nicht auch die Nacheiferung anderer Minister erwecken können?

Zur neuern Orthographie weis ich Ewr. Excellenz kein bequemeres und kürzeres Werk vorzuschlagen, als Wolfens Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache. Hof und Bayreuth 1749; oder vielleicht ist auch eine noch neuere Ausgabe vorhanden. Ein gutes Lexicon fehlt uns auch leider noch, und das Beste, das wir haben, ist Frischens Deutsch Lateinisch Wör-

terbuch, in 4to Berlin. Soll ich außer der Gottschedischen deutschen Grammatik Ewr. Excellenz noch eine andere kleine und vielleicht auch brauchbare nennen, so nenne ich folgende: Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache von Johann Leonhard Basedow, Professor zu Soroe. Koppenhagen 1759 in 8. Wir haben eine Sammlung vermischter Briefe von Stockhausen, 2 Theile, 1759 Helmstädt. in der auch viel gute Briefe vorkommen, wenn gleich die Schreibart nicht überall die beste ist. Bey Gelegenheit der Briefe muß ich Ewr. Excellenz melden, daß ein Preussischer Grenadier in Brüg, der Serceville heißt, die meinigen ins Französische übersezet hat, und wie ich sehe, nicht ohne Glück.

Dero Herr Bruder, der Herr Obriste, fängt wieder an aufzuleben. Ich habe heute meine Schuldigkeit beobachtet und ihn besucht, und besser gefunden, als ich gedacht. Breyer macht Hoffnung das Uebel aus dem Grunde zu heben; Mein Bruder, der Oberpost-Commissar, vertritt meine Stelle, und sucht dem Herrn Obersten seine Einsamkeit oft zu erleichtern. Er nimmt immer die beiden iungen Grafen, Moltke, einen Sohn des Dänischen Ministers, und den Grafen Brühl, die hier studiren, mit zu ihm. Beides sind gute Kinder, die der Herr Obriste sehr lieb hat. Dieser Mann, ich muß es bekennen, hat viel Genie, ist ein sehr angenehmer Gesellschafter, und sein Krankenlager wird ihm vielleicht noch zur Studierstube und zur besten Schule werden. Er besitzt eine Gabe naif zu erzählen, die ich bewundere.

Uebrigens danke ich Ew. Excellenz unterthänigst für Dero gnädige und mir so rühmliche Antwort und verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Euer Hochfreyherrlich. Excellenz

ganzgehorsamster Diener

C. F. Gellert.

Ich habe vor vier Jahren einen gewissen Candidaten der Rechte, mit Namen Frauendorf, als Hofmeister nach Riga für den Sohn des Herrn Geheimbenraths Baron von Campenhausen empfohlen. Dieser Frauendorf ist ein geschickter Mann, wünschet sich aus seiner Condition, wünschet sich die Stelle eines Sekretairs bey einem Minister, möchte er doch die Stelle bey Euer Excellenz verdienen! Er ist ein Schüler von Mascov und geübt in der Geschichte und dem iure publico, nach Mascovs Zeugnisse. Er schreibt und spricht fertig Französisch, versteht auch Italiänisch, so viel ich mich erinnere; seine Hand ist gut und er ist auch von Person wohl gebildet, und sein Gesicht zeugt von einem ehrlichen Herzen. Für seine Treue, Arbeitsamkeit, Folgsamkeit und Sittsamkeit wollte ich beynahe gut sagen. Er ist eines gemeinen Soldaten Sohn hier aus Leipzig, und seine Liebe und Sorgfalt für seine alte noch lebende Mutter, ist mir ein großer Beweis eines guten und dankbaren Herzens. Das ist alles gut, werden Ew. Excellenz in Gedanken sagen, aber ich will wissen, ob er alle die Eigenschaften besizet, die ich von meinem künftigen Sekretair verlange, und die ich schriftlich erkläret habe? Alle? Nein, Gnädigster Herr, das glaube ich nicht, so gut auch der Mann ist, und so alt er auch schon ist; denn ich glaube, daß er dreissig bis zwey und dreissig Jahre hat. Allein ich zweifle auch, daß ich iemals so einen Menschen finden werde, als er nach Dero Vorschrift seyn soll; und wenn ich einen fände, so hat er vielleicht andere Absichten, als daß er die Bedienung eines Sekretairs sucht. Mein Vorschlag ist auch nichts als ein Einfall, den mir das Verlangen Euer Excellenz zu dienen, eingiebt, und auf den Dieselben weiter nicht achten dürfen. Dieser Frauendorf hat, da er noch in Leipzig war, ein kleines Werckchen, Reflexions sur la Situation des affaires presentes etc. geschrieben, welches ich Ew. Excellenz hier beylege. Ich bin nicht im Stande davon

zu urtheilen, und wer wird es besser thun können, als der Minister, dem ich dieses Buch schicke, und dem ich mich zu beharrlichen Gnaden gehorsamst empfehle.

G.

Den beygelegten Brief bitte ich mir in Unterthänigkeit wieder aus. O dachte ich, da ich mit meinen Verbesserungen fertig war, bist du nicht ein alberner Mensch; der Mann schreibt viel nachdrücklicher, als du!

224.

An Caroline Lucius.

L. d. 4. Apr. 1761.

Mademoiselle!

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie sind; wie viel Freude Sie Ihren Aeltern itzt, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne seyn werden; und ich fange an, den Briefwechsel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich sehe, daß Sie soviel Vertrauen in mich setzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich, weil ich fürchte, daß sie etwas anders sind, als sie seyn sollen; aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die sie erlernen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand aufheitern, und das Herz edler bilden, diese achte ich sehr hoch und wenn ich solche Frauenzimmer denke, so bin ich oft geneigt, mit dem großen und frommen Engländer Doddridge zu glauben, daß das andre Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts

sey. Fahren Sie fort, diesen Satz durch Ihr Beyspiel zu bestärken, und andre durch Ihr rühmliches Beyspiel zu eben so guten Eigenschaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden. Daß ein Brief von Herr Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in Abschrift herumgeht, hat mich sehr befrembet, und ich kann nicht einsehn, wie Rabener, der sonst so vorsichtig ist, diese Briefe hat können bekannt werden lassen. Seyn Sie so gütig, Mademoiselle, und schreiben Sie den meinigen ab, und schicken Sie mir ihn; denn ich weis seinen Inhalt nicht so genau mehr. Ihren werthesten Aeltern empfehle ich mich gehorsamst, grüße Ihre Jungfer Schwester und den Herrn Bruder, und verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

225.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Apr. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe sagen. Ich fürchte immer, Sie werden mehr von mir halten, als ich verdiene, und daß vielleicht Ihre eignen Worte hernach an mir eintreffen möchten, wenn ich Ihnen scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, ist dieß, daß ich mirs bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen schreibe und geschrieben habe; und daß nichts Verstelltes darunter ist, oder das erkünstelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen.

Denn freylich ist Ihre Gewogenheit und Ihr Beyfall etwas so sehr Schmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entschuldigt seyn würde, wenn nur Lügen und Verstellung nicht zwey häßliche Laster wären, die am meisten Verachtung verdienen, und des Beyfalles tugendhafter und rechtschaffener Leute am unwürdigsten machen. Von dieser Wahrheit bin ich so stark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ichs denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, zu schreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart oder in meinem Verstande entdecken, so weis ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gütigkeit nicht entziehen werden; sondern daß Sie mir vielmehr gewogen genug sind, um mir meine Fehler zu entdecken, und mir die Mittel anzuzeigen, wodurch ich mich davon bessern kann. Ob ich einem Manne ein Glück seyn würde, weis ich nicht. Es möchte sehr eitel seyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch schwerlich in diesem Stücke etwas Gewisses von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Dobbridge, mein lieber Herr Professor, erweißt uns Frauenzimmern sehr viel Ehre; aber, glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unparteilichkeit wollte ich, daß man von beyden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meynungen hegte, und gewiß, es giebt unter beyden Hälften Leute, die man nicht besser wünschen kann. Sie und die Frau von Beaumont, sind ein guter Beweis davon, und Beyde, vornehmlich aber Sie, sind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, so nützlich, daß ich Ihr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabener's Brief an Sie nebst Ihrer Antwort (von welcher ich Ihrem Befehle zufolge, die Abschrift beyschließe), ingleichen ein Brief, den

Rabener kurz nach der Belagerung an den Secretär Ferber in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde, Schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein und nun gar publicirt geworden. Außer diesen Briefen ist hier noch ein Auszug eines andern Briefes aus Leipzig bekannt, der einen Theil der Unterredung zwischen Ihnen und dem Könige enthält. Dieser war nicht sehr gemein und ich habe ihn mit vieler Mühe bekommen und sehr geheim gehalten, weil ich fürchtete, er möchte auch etwa gedruckt werden. Heute aber habe ich gehört, daß er ebenfalls in Berlin gedruckt ist.

Itzt lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin itzt eine Krankenwärterin, und zwar, was das Betrübteste ist, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir, wie dem armen Gellert; ich muß Geduld haben, wie er. Sie empfiehlt sich Ihnen, nebst meinem Vater, gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester versichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden itzt, da wir beysammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausenderlei Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen und niemals den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

226.

An Borchward.

L. d. 11. Apr. 1761.

. . . .

Es ist an kein Lied zu denken, guter Herr Hofrath. Wenn Sie wüßten wie viel ich seit einem Jahre dulde, wie viel ich mit dem angenehmen Frühlinge, welcher mir schon zwey Jahre nach einander schrecklich gewesen ist, wieder leide, so würden Sie sehen, daß ich von dieser Arbeit nach Gewissen mich frey sprechen könnte . . . .
Die Anfrage Ihres Briefes wegen gewisser Briefe kann und mag ich nicht beantworten. Es ist schrecklich genug, daß kein Brief von mir mehr vor dem Drucke sicher ist. Magna fama magnum malum: Das erfahre ich alle Tage mehr. . . . .

G.

227.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 12. Apr. 1761.

Der Vetter ist krank! das beunruhigt mich sehr. Gott wolle doch seine Krankheit nicht zum Tode seyn lassen, wenn ich nach seinem Willen bitte. Wie Ihr mir schreibt, so hat der Patient Hitze. Ich erzählte es D. Heinen, und sagte ihm, daß kein Medicus in Haynichen wäre. Nun fieng er an, wenn es eine hitzige Krankheit ist oder wird, so braucht man den Arzt am wenigsten. Wenn man auf dem Lande am hitzigen Fieber liegt, und hat Gerste und Wasser, Honig und Essig, und eine gute

Wärterinn, endlich ja keine warme Stube und keine heißen Betten, so hat man die besten menschlichen Arzneymittel. — Ich besinne mich, daß dieses selbst die Arzneyen gewesen sind, die ich im Jahre 1757 in Bonau gebraucht habe. Die warmen Stuben und Betten sind deswegen schädlich, weil sie meistens das Friesel im Fieber hervorbringen. Ihr kennet ja wohl vom Jahre 1747 her die Methode bey hitzigen Krankheiten. Ich grüsse den Vetter herzlich, bete für ihn, ermuntere ihn, sich Gott zu überlassen und nur sein Herz durch Busse und Glauben zu beruhigen und zu stärken, so kann er das andere alles ohne Furcht erwarten. Die Furcht vor dem Tode macht vielleicht die meisten Krankheiten gefährlich und schrecklich; und unsere Furcht vor dem Tode kömmt nicht sowohl von dem Tode, als von dem, was auf den Tod folgt, her. Ein Kranker, der sich der Gnade Gottes versichern kann, und zu versichern sucht, der ist in der gefährlichsten Krankheit schon selbst ein Arzt. Auch grüsse ich den guten alten Vater herzlich. Meine Umstände, o liebe Schwester, die kennet Niemand, als Gott und ich; aber Gott sey gepriesen, er hilft ja einen Tag nach dem andern überstehen. Der Frühling, der Frühling! Ein Gedanke, dessen Schreckliches ich durch nichts, als durch Gott unterdrücken kann. Ich fürchte, daß ich einer Auszehrung nahe bin. Ach Herr! lehre du mich nur sterben; das andre bekümmert mich nicht. Verreisen werde ich wohl nicht; ich traue mir nicht. Ich trinke schon seit der Bonauschen Krankheit keine Eyer mehr im Kaffee, der Hitze wegen, und seit dem August des vorigen Jahres keinen Wein mehr. Was ist das: „Eure Schriften sind bald verkauft?“ Wenn die Leute sie nicht behalten, so quälet Euch nicht, schicket sie wieder, ich kann sie wohl los werden. — — Lebt wohl, grüsset alle von mir herzlich.

G.

228.

An dieselbe.

L. d. 15. Apr. 1761.

Ich habe diese Messe ein Geschenke von funfzig Thalern auf der Post, ohne Namen des Wohlthäters, erhalten. — — Ihr könnet leicht denken, wie mich nichts sehr erfreuet, daß mich dieses Geld auch nicht sehr erfreuet hat. Aber die Dankbarkeit bleibet doch eine Pflicht, und also auch die Freude über das Gute, das uns Andere erweisen. Meine Umstände sind beynahe die vorigen; doch nein, von der Seite des Körpers sind sie, Gott sey Dank, seit einigen Wochen erträglicher; und vielleicht gefällt es ihm, mich auch auf der andern Seite zu stärken. Lebt wohl.

G.

229.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Apr. 1761.

Liebe Mademoiselle!

Wenn meine Briefe Ihnen Beweise sind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft achte: so sind sie das, was sie nach meiner Absicht seyn sollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu schreiben und zu leben, eine Aufmunterung ist: so werde ich stets etwas Nützliches thun, so oft ich an Sie schreibe; so wie ich stets etwas Gutes lese, so oft ich Ihre Briefe lese. In Wahrheit, liebe Mademoiselle, Sie sind eine meiner besten Correspondentinnen. Dieses Geständniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und ich kann es wegen

Ihrer großen Bescheidenheit ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu seyn, und die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie geboren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht, an der Hand sorgfältiger und weiser Eltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in Stand setzen, daß Sie die Ruhe und Hülfe eines rechtschaffenen Mannes werden; denn eine fromme, verständige und liebreiche Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen, auch wohl darauf zu sehen Ursache haben; aber dennoch ist es die geringste Aussteuer eines Frauenzimmers, und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft sucht. Ich kann den vortrefflichen Charakter, den Salomo von einer guten Frau entwirft, nie ohne Bewunderung lesen.

„Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, sagt er, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf, und preisen sie selig; ihr Mann lobet sie. Viel Töchter bringen Reichthum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.“

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon an, Sie, gute Mademoiselle (so parteiisch werde ich), blos einem meiner Freunde zu gönnen, ohne einen selbst bestimmen zu können. Ihre Verbesserung, die Sie mit des Doddridge Ausspruche vorgenommen haben, und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gütig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Daß Sie aber so gut von mir denken, dazu, glaube ich, berechtigen Sie meine Schriften. Ich würde selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der ganzen Richtigkeit zweifeln.

Ihre Nachricht von den gedruckten Briefen hat mich sehr erschreckt; mehr, als ich Ihnen sagen mag. Was ist der Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Hallern sagen:

> O selig, wen sein gut Geschicke
> Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Gesundheit in meinem Namen.

Gellert.

230.

Freiherr von Widmann an Gellert.

Nürnberg, d. 17. Apr. 1761.

Wohl Edelgebohrner,
Hoch und vielgeehrter Herr Professor.

Ew. Wohl Edel Gebohrnen wertheste Zuschrift vom 28. des vorigen Monaths ist mir zu seiner Zeit zugekommen, ich habe aber mehrmalen die Antwort viel länger, als ich gerne gewollt hätte, aufschieben müssen, und nun stehe ich wirklich im Begriff, als kays. Wahl Commissar zur Wahl eines künftigen Hoch- und Deutschmeisters nach Mergentheim abzugehen; Wie wohl würden die großen Fürsten bedienet seyn, wann Sie in solchen Fällen ihren Abgeschickten eben so leicht die erforderlichen Begabnußen als den Glanz und das Ansehen, ertheilen könnten. — Hier folget mein letztes Schreiben hinwiederum zurück, und ich danke recht sehr für die gemachte Verbesserungen, welche ich mir ein für allemahl über alle meine künftigen Schreiben außbitte; Nun sehe ich, daß es Euer Hoch Edel Gebohrn Ernst seye, den mir so angenehmen alß lehrreichen Briefwechsel fortzuführen, ich gewinne dabey auf alle Art so viell, daß ich Denenselben meine Verbindlichkeit davor nicht hinreichend auszudrücken vermag. Was könnte meine ohnehinige Neigung zur guten Deutschen SchreibArt mehr beleben, alß da ich mir ein Feld dargestellet sehe, auf eine zugleich nüzliche und vergnügliche Art unterrichtet zu werden. Die mir vorgeschlagene Bücher habe ich mir bereits alle angeschaffet, und ich werde sie gewiß fleissig zur Hand nehmen; Nach meiner Art zu denken hat der Preusische Grenadier Serceville durch Uebersezung Ew. WohlEdelGebohrnen Briefen der Menschlichkeit mehr Ehre gemacht, alß er durch seine verderblichen Helden-Thaten immer erwerben kann.

Mein Bruder ist bey seinem dermahligen Schicksal wohl glücklich, daß er den Trost Ew. WohlEdelGebohrnen angenehmen Besuchs und Umgangs zu Zeiten genüßet. Dero Trostgründe wider ein sieches Leben, müßen in dem Mund ihres liebenswürdigen Verfassers noch viel ergiebiger seyn; Dero Herr Brudern und denen beeden Herrn Grafen v. Moltke und Brühl bitte ich in meinen Nahmen für Dero Güte und Menschenliebe zu dancken; Diese zwei iunge Herren Grafen dörffen nur ihren Herren Vätern nachahmen, um Kenner und Beförderer deren Wissenschafften zu werden. Ich habe lezthin in den Hamburgischen Staats und Gelehrten Zeitungen mit Vergnügen gelesen, was unser würdiger Herr Professor Platner auf den Geburtstag des Herrn Grafen von Moltke für einen treflichen Glückwunsch verfertigt hat. Um nun wiederum auf meinen Brudern zurücke zu kommen, so darf er sich seinen Aufenthalt zu Leipzig, und sein Krancken-Lager minder gereuen lassen, wenn er die Wirkung, welche Cicero denen Wissenschaften durch die bekannte Stelle Studia secundas res ornant etc. mit Grund zueignet, in sich selbst fühlen und wahrmachen kan.

Uebrigens dancke ich meines Orts hinwiederum für alles schönes so Ew. HochEdelGebohrnen mir zu meiner Beschämung sagen, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Euer HochEdelgebohrnen

Dienstschuldigst ergebenster Diener

von Widmann.

Der Frauendorff ist, nach Ew. WohlEdelgebohrnen Abschilderung, der Mann, den ich suche; ich bitte, ihn nur auszuforschen, was er verlange. Bey mir hat sonsten ein Sekretair den Tisch mit mir, oder allein, zu Mittag (dann des Nachts eße ich sehr wenig), sein gutes Zimmer, Holz und Licht, an Geld

aber 300 bis 400 Gulden jährlich, doch kömmt es mir auch wenn er alle Eigenschaften und Sitten hat, die ich hauptsächlich fordere, auf einen Zusaz nicht an. Frauendorff mußte sich, wenn wir mit einander über die Bedingungen richtig seyn werden, gefallen lassen etwa bis auf künftigen Herbst, oder so lange zu warten, biß ich ihme Zeit und Ort bestimmen werde, um zu mir zu kommen, dann meine Umstände, und mein künftiger Aufenthalt dörfften sich erst in einigen Monathen aufklären; das von ihm geschriebene Werkchen hat mir wohl gefallen, es ist Fleiß und Grund darinnen, nur wird er künftig die Säze des Hofs annehmen und vertheidigen müßen, bey welchem der Minister dienet, bey dem er sich befindet; dieses kan auch einem vernünftigen und bescheidnen Mann nicht schwer fallen.

231.

Caroline Lucius an Gellert.

[Dresden, d. 19. Apr. 1761.]

Hochzuehrender Herr Professor!

Am 15ten April waren Sie so gütig, einen Brief an mich zu schreiben; am 17ten früh erhielt ich ihn zu meinem größten Vergnügen; heute haben wir den 19ten, und hier sitze ich schon wieder, mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Danksagung dafür zu machen. — „Das ist zu bald," spricht ein gewisser Mensch, der manchmal sehr weise thut. „Einem Manne, der mehr zu thun hat, als deine Briefe zu lesen, mußt du nicht zu oft beschwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit ist es, es ist wahr, zu sorglos und nachlässig im Umgange und in der Correspondenz mit solchen Personen zu seyn, die uns damit Ehre erweisen; doch

muß man sie mit nichtsbedeutenden Briefen nicht so bombardiren." — Der gute Mensch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; sonst würde er sich zu so gelinden Dingen keines so gewaltsamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem aber mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht seinem, sondern meinem, Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Professor, wie ichs machen will. Ich will immer heute schreiben, weil ich so große Lust darzu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehn Tage, oder so lange es das Ceremoniel (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen lassen. Dieses Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, weil es meine eigne glückliche Erfindung ist, und ich entdecke auch so eine gewisse Art von Delicatesse darinnen, die ich zwar selber nicht recht erklären kann, die aber doch wirklich darinnen seyn muß: denn durch dieses Betragen beweise ich — es scheint mir zum wenigsten so — meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit, und das Vergnügen, so ich darin finde; und dann zeige ich auch zugleich meinen Gehorsam gegen das, was Höflichkeit und Bescheidenheit vorschreiben. Ist das nicht recht hübsch? und gefällt es Ihnen nicht auch? — Wenn ich Ihnen doch immer so schriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken könnten, Sie läsen etwas Gutes, so würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, so oft Sie mich Ihres unschätzbaren Beyfalls versichern. Stolz wird es mich nicht machen; so weit haben Sie mich schon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird es mich allerdings, recht gut zu seyn, immer besser zu werden, daß ich soviel Beförderung und Anleitung darzu gefunden habe, ohne die Hindernisse anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihren guten Wegen aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht, hochgeehrter Herr Professor, daß ich bisher auf eine undankbare Art fühllos, dieses

große Glück übersehen, und mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumstände geringe sind. Man kann nicht stärker überzeugt seyn, als ichs bin, daß Gott unendlich weise und gütig ist, und bey Bestimmung unsrer Schicksale, allemal dasjenige wählet, was im vollkommensten Verstande für uns das Beste ist; und diese Ueberzeugung ist Ursache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, eben so groß ist, als das Vertrauen und die Zuversicht, womit ich auf das Zukünftige hinaussehe. Und gesetzt, ich fände Ursachen, die Aussichten vor mir nicht für glücklich zu halten; so kann mich doch dieß nicht unruhiger machen. Das Leben ist kurz, und wir leben nicht in der Welt, um glücklich zu seyn.

Um wohl zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, ist sehr vollkommen, und den Begriffen dieses weisen Mannes anständig. Vielleicht würde er weniger selten seyn, als er ist, wenn alle Männer so richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach auszurichten. Doch daran ist nichts gelegen, und man muß sich dadurch nicht irre machen lassen. Genug, daß die Männer so denken und die Frauenzimmer so leben sollten.

Ihre Parteilichkeit, mein lieber Herr Professor, verdiene ich zwar im geringsten nicht. Dennoch will ichs Ihnen gestehen, daß sie mir so wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden seyn muß. Ich würde mich selbst keinem Andern, als Ihren Freunden, gönnen, wenn mir also zu reden erlaubt ist,

und es kann mir, denke ich, erlaubt seyn; denn dieser Gedanke läßt eine sehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtschaffene Mann, dessen Herz tugendhaft und empfindungsvoll ist, muß Sie lieben und Ihr Freund seyn. Ein Andrer aber, der das nicht ist, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle so gar demüthig seyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachsagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen seyn, und deswegen halte ichs für weit sicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Es ist mir leid, daß ich Ihnen unvorsichtigerweise eine böse, erschreckliche Nachricht geschrieben habe. Um sie einigermaaßen wieder gut zu machen, kann ich Ihnen melden, daß diese gedruckten Briefe, die, wie die Buchhändler sagen, sehr fehlerhaft gewesen seyn sollen, unterdrückt und gar nicht mehr verkauft werden sollen; es wäre denn, daß beide Herren Verfasser ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gäben. Meine Mutter, deren Gesundheit ziemlich wieder hergestellet ist, stattet Ihnen für Ihren so gütigen Wunsch, den verbundensten Dank ab. Ich habe die Ehre zu seyn,

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

. . . .

232.

An Borchward.

L. d. 21. Apr. 1761.

. . . .

Was haben Sie für böse Leute in Berlin, welche vertraute Briefe*) durch den Druck der Welt öffentlich bekannt und einen ehrlichen Mann schamroth machen? Es ist Grausamkeit, so zu verfahren; und ich werde künftig zittern müssen, so oft ich einen Brief schreiben will. Wie viele Dinge sind unter Freunden erlaubt und unschuldig, die in dem Angesichte der Welt sogleich anstößig werden!

O seelig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Verhindern Sie, wo Sie können, solche Gewaltthätigkeiten, und lieben Sie ferner Ihren ergebensten

G.

233.

An Caroline Lucius.

L. d. 2. Mai 1761.

Liebste Mademoiselle,

Zur Vergeltung für Ihren lieben schönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2ten May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken und Ihnen sagen, was ich selten meinen Correspondenten sage, daß Sie mir nie zu früh und zu

*) (Die Briefe 215 und 216.)

viel antworten können, wenn es Ihre Geschäfte anders zulassen. Anstatt daß ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler ansehen sollte, daß Sie mir so fleißig und eiligst schreiben: so sehe ichs wirklich für eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können; denn wenn sie auch Ihre Geschicklichkeit im Schreiben besäßen, so sind doch Geduld und Ernsthaftigkeit selten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Inhalt unsrer Briefe ist wirklich sehr ernsthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht blos aus der Länge Ihrer Antworten, sondern aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja ich muß offenherzig gestehen, daß Sie bey unsrer Correspondenz die schwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich antworte Ihnen bequem. Gesetzt, unsere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt, so wird die Nachwelt sagen, was ich hier gesagt habe, und je mehr ich verliere, desto mehr werden Sie gewinnen. Aber, meine liebe Freundin, lassen Sie diesen Gedanken von der Nachwelt oder Welt nicht den geringsten Einfluß in Ihre künftigen Briefe haben, sonst wird das freywillige Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu schreiben den Augenblick verloren gehen. Schreiben Sie stets in der Verfassung und der Absicht, wie Sie zeither an mich geschrieben haben, so schreiben Sie mit Glück, mit Nutzen und mir zur Ehre und Freude. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

---

234. (49.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 16. Mai 1761.

Theuerster Graf,

Ihr letzter Brief ist mir ein sehr lieber Brief gewesen, und hat mich gelehret, daß mein Herz noch nicht zu allem Vergnügen erstorben sey, und daß mich wenigstens Ihre Liebe und Ihr Beyfall noch rühre. Wie viel Dank bin ich Ihnen also nicht für diesen Brief schuldig, und für die Beredsamkeit, der ich nicht habe widerstehen können, so unempfindlich ich auch unter meinen anhaltenden Beschwerungen geworden bin!

Ueber die Fürsorge, deren mich der Englische Gesandte Mitchel, mir unbewußt, gewürdiget, bin ich herzlich erschrocken. Gott warum nehmen sich doch so viele Menschen meiner an? Verdiene ichs denn mehr, als Andre? Nichts weniger. Die glänzenden Verdienste des Autors erwerben mir das Herz der Hohen und Niedrigen; und diese Verdienste, die in das Auge fallen, sind doch oft nichts gegen die stillen Verdienste eines Mannes, den Niemand bemerket, und der mir weit vorzuziehen ist. Ich kann es Ihnen, liebster Graf, versichern, daß ich den Gesandten um keinen Fürspruch gebeten, ja nie daran gedacht habe. Es kömmt nicht in mein Herz. Ich suche kein Amt, ich wünsche keine Pension, ich bin krank, und kann kein langes Leben hoffen, ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe dem Gesandten, da ich Ihren Brief erhalten, alles dieses selbst gesagt; allein umsonst. — Sie haben, fieng er an, es nicht wissen sollen, wie weit meine Liebe für Sie geht, und die Sache, da Sie es wissen, hat nunmehr ihr Schönes verloren. Aber ich werde doch thun, was ich für recht und gut halte. — Dieß war es alles, liebster

Graf, was ich von diesem Manne, der durchaus mein Wohlthäter seyn will, habe erhalten können. Ich fürchte, er wird wieder an den Lord St** geschrieben haben; aber bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet. Ich habe im vorigen Jahre von einer ungenannten Dame aus dem Brandenburgischen ein Geschenke von zweyhundert Thalern erhalten. Also bekomme ich ja immer mehr, als ich zu hoffen und zu wünschen habe. O, guter lieber Graf, wenn mir Gott leibliche Gesundheit und ein freudiges Herz giebt: so verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß, dieß ist mein Wunsch und mein Gebet. Möchte es doch Gott erhören! Doch es ist ja ein köstlich Ding, geduldig seyn und auf die Hülfe des Herrn harren.

Der alte D. Müller, Professor Organi Aristotelici, ist gestorben. E[rnesti] und Andre haben mir ernstlich angelegen, diese Stelle zu suchen; aber um alles in der Welt willen würde ich sie nicht suchen, noch annehmen. Gott weis es, daß ich kein neues Amt übernehmen kann; und wenn ich lebe, so kann ich ja der Universität eben so viel nützen, wenn ich Professor Extraordinarius bin, als wenn ich Ordinarius wäre. Wozu ich mich nicht geschickt fühle, das lasse ich mir von allen Königen der Erde nicht aufbürden.

Der Englische Gesandte ist noch hier, und sorgt bey den gegenwärtigen Drangsalen sehr für uns; das ihm Gott vergelten wolle. R*, ein geschickter und patriotischer Mann, der sehr gut bey dem Gesandten wegen seines Verstandes und Herzens steht, hat durch ihn Ihrer Frau Mutter und beynahe unsrer ganzen Stadt viele Dienste gethan. Er verdienet Ihre Aufmerksamkeit und die Gnade des Hofs. Er hilft mit Vermögen, Fürspruch, Rath, That und Muth. So viel! Das ist seit etlichen Monaten der erste Brief, den ich habe schreiben können und mögen.

Ich umarme Sie, und wünsche Ihnen von Gott alles, was Menschen glücklich macht.

G.

235.

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 17. Mai 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Gesandter,

So wenig Geschmack ich bey meinen iezigen kränklichen Umständen und bey dem Gebrauche des Pirmonter Wassers an den Werken der Beredsamkeit finde: so kann ich doch Ew. Excellenz aufrichtigst versichern, daß ich Dero Anrede an das Großkapitul mit einem wahren Vergnügen gelesen habe. Ich habe es gefühlt, daß sie schön ist, und mich doppelt gefreuet, daß sie das Werk des Ministers ist, den ich so sehr verehre, und dessen große Verdienste einen so glücklichen Einfluß in das allgemeine Beste haben. Diese Anrede schicke ich Ew. Excellenz mit dem erkenntlichsten Danke und ohne alle Aenderungen zurück. Mit Gewissen habe ich keine wagen können*). Es ist wahr, daß die Rede hin und wieder die feyerliche Sprache der Hofcanzley spricht, die nicht die Sprache der Welt ist; allein ich glaube, daß diese solenne Sprache hier nicht nur nothwendig, sondern daß sie von Ew. Excellenz so glücklich angebracht ist, daß die Rede selbst dadurch Würde und Nachdruck erhalten. Sie reden ia im Namen

*) (Die Rede, so wie der noch folgende Brief des Freiherrn v. Widmann, mit dem die in der Anm. zu No. 214 angeführte Sammlung schließt, sind hier nicht aufgenommen worden.)

Ihrer Kayserl. Majestät, und also mußten Sie in einem feyerlichen Tone reden. Wir haben eine Sammlung kleiner Hof- und Staatsreden, die aus den öffentlichen Zeitungen zusammen getragen worden, und ich wünschte, daß die gegenwärtige die Anzahl der guten Beyspiele in dieser Gattung der Beredsamkeit vermehren möchte. Dieses, Gnädiger Herr Gesandter, sagt ein Mensch, der sonst sehr furchtsam bey dem Drucke eines Manuscripts ist.

Der Herr Bruder, der Herr Obriste, trägt sein Leiden mit vieler Standhaftigkeit und Geduld. So langwierig sein Uebel ist, so ist es doch nicht ohne Hoffnung, und der gute Breyer thut alles, dem Herrn Obristen eine dauerhaffte Hülfe zu leisten. Gott wolle doch die Cur seegnen. Nunmehr hat auch der Herr Bruder die gnädigste Versicherung von Ihro königliche Hoheit, dem Prinzen Ferdinand, daß er seine Cur ungestört hier in Leipzig wird fortsezen können; und ich glaube, daß unter den vielen Personen, die sich für ihn mit besonderm Eifer interessiren, selbst der Englische Gesandte, Mitchel, sich befindet; ein Mann von einem vortrefflichen Charakter, und der selbst für mich viel Gnade hat. Ich erstaune, daß mich Gott so viel Gunst und Liebe ohne mein Suchen bey Hohen und Niedrigen finden läßt; ein Glück, das tausend Andre mehr verdienen, als ich.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung und Dancksagung für das letzte gnädige Schreiben, darinnen ich nichts zu ändern finde,

Ew. Hochfreyherrlich. Excellenz

unterthänigster Diener
Gellert.

236.

An Caroline Lucius.

L. d. 27. Juni 1761.

Liebe Mademoiselle!

Wenn ich nicht so gern schriebe, so hätte ich eine sehr gute Gelegenheit, meine Antwort auf Ihren letzten Brief*) noch etliche Wochen zu verschieben; denn ich trinke den Brunnen, und da glaubt man immer zu gewissen Freyheiten und Fehlern berechtigt zu seyn, ohne sich derselben schämen zu dürfen. Allein was auch andre Patienten gegen ihre Correspondenten thun, oder ich selbst bey meiner Cur gegen die meinigen thue: so muß ich doch bey Ihnen eine Ausnahme machen, wenn ich anders meinem Vergnügen und der Dankbarkeit, die ich Ihnen für Ihren fleißigen und geistreichen Briefwechsel schuldig bin, nicht zuwider handeln oder mediciniren will. In der That habe ich in dem Garten, wo ich dieses schreibe, Ihren Brief nicht; allein ich weis doch, daß er lang, schön und voll von guter Meynung von mir war. Für alles dreyes danke ich Ihnen, und bitte Sie, mit einer so kurzen Antwort zufrieden zu seyn, bis ich gesund genug bin, lange zu sitzen, und viel zu schreiben. Wirklich thue ich zu wenig, um die besondere Achtung zu verdienen, die Sie für mich tragen; allein, wenn ich klagen wollte, und Klagen nicht meistens Undankbarkeit wäre, so würden Sie sehen, daß ich in meinen itzigen Umständen selten schreiben kann, selten darf, und über beides mich betrübe. Aber Geduld, und Hoffnung, und Ergebung!

Grüßen Sie Ihre werthesten Eltern auf das verbindlichste von mir, auch Ihre Jfr. Schwester, und leben Sie recht sehr wohl.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr verbundenster Diener und Freund

Gellert.

*) (Vom 26. Mai: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 14.)

237.*)

L. d. 29. Juli 1761.

Bester Herr Hauptmann!

Sie haben mir gesund aus einem Lager geschrieben, und ich antworte Ihnen ziemlich krank aus einem Garten, wo ich seit etlichen Tagen den Pyrmonter Brunnen mit Milch trinke, diese meine Cur berechtigt mich, nicht viel zu schreiben; und mein Medicus freuet sich, wenn ich klage, daß ich so viel Briefe müsse unbeantwortet liegen lassen. Dennoch kann ichs nicht von mir erhalten, den Ihrigen länger darunter zu sehen, und unempfindlich gegen so viele Freundschaft zu scheinen, als Sie mir darinnen bezeugen. Ich danke Ihnen also dafür durch herzliche Wünsche für Ihre Gesundheit, und langes Leben, und beständige Zufriedenheit. Gott der Allmächtige wolle Sie auch aus diesem Feldzuge glücklich wieder zurück bringen. Das Gespräch mit dem König, das Sie mir überschickt haben, und das ich sehr flüchtig, und nicht ohne Furcht gelesen habe, hat freylich verschiedene Züge, die historisch wahr sind; allein die Art und Weise eines Gespräches, der Zusammenhang, die Ausdrücke, wie sehr gehört das zur Wahrheit einer Unterredung, und noch darzu einer Unterredung von anderthalb Stunden. Man verändere, oder lasse gewisse Umstände weg, oder setze unvermerkt etwas hinzu: so wird die wahrhaftigste Geschichte unzuverläßig. Ich könnte mirs gefallen lassen, wenn die ganze Welt das Gespräch wüßte; der König würde nichts von dem Ruhme seiner Einsichten dadurch verlieren, und ich würde wenigstens dadurch gewinnen, daß er sich gegen mich sehr gnädig herabgelassen, und mich gelobt hat. Allein es ist der Ehrfurcht zuwider, die man Königen schuldig ist, daß man ihre Gespräche in Zimmern zu Zeitungsnachrichten werden lässet: und ich würde den Verdacht der Eitelkeit auf keine Weise

*) (Freundschaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 188.)

vermeiden können, wenn ich dieses Gespräch selbst aufsetzen wollte. Und würde ich wohl alles so genau, und mit eben denselben Worten sagen können?

Ich bin etlichemal bey dem Markgrafen Carl hier in Leipzig auf seinen Befehl gewesen. Wir haben lange, von wichtigen Dingen, auch sehr mit Offenherzigkeit gesprochen. Er und ich haben kein Geheimniß daraus gemacht; und siehe, kein Mensch redet und schreibt von diesem Gespräch. Woher muß das kommen?

Das Gedicht des Herrn von B*** als eine Empfindung der Freundschaft gegen Sie, hat seinen Werth, wenn es auch in der Eil verfertiget ist.

In Brüg hat ein Grenadier, ein Franzose, meine Briefe übersetzt, und vorige Messe drucken lassen. Ich glaube nicht, daß er stets getreu übersetzt hat. Aber Sie werden noch besser davon urtheilen können als ich; und daher bitte ich Sie, diese Uebersetzung aus Brüg kommen zu lassen. Mir hat er sie nebst einem Brief zugeschickt. Wenigstens würde ich den Mann zu mehr als einem gemeinen Soldaten machen, wenn ich Obrister wäre.

Ich umarme Sie, und bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

G.

238.

An Caroline Lucius.

L. d. 8. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Erstlich danke ich Ihnen tausendmal für den Brief vom Grafen Moritz, alsdann für den Ihrigen*), und endlich bitte ich

*) (Vom 3. Aug.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 17.)

Sie um eine neue Gefälligkeit, die Sie mir gewiß von Ihrem Herrn Vater auswirken werden, weil Sie viel auf mich halten, und er viel auf Sie hält. Der eingeschloßne Brief wird schon an meiner Statt reden.

Ich habe den Brunnen zum zweytenmale wieder anfangen müssen. Trauriges Schicksal! doch es ist unsere Pflicht und unser Glück, daß wir geduldig seyn, und das Beste von Gott hoffen sollen.

Gellert.

239.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 15. Aug. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der Graf Moritz ist doch recht sehr hübsch, daß er so oft an Sie schreibt, und mir dadurch einen guten Vorwand giebt, meiner Begierde an Sie zu schreiben, den Willen zu lassen, und ich wäre ihm schon darum gut, wenn ich auch nicht wüßte, daß er Sie liebt und von Ihnen geliebt wird. Vor ein paar Stunden kam der hier eingeschloßne Brief von ihm an, den ich morgen früh mit der ersten Post an Sie abschicken werde. Wie, und wo wird er Sie antreffen? Immer noch krank? immer noch auf dem Garten? — Sie haben den Brunnen wieder anfangen müssen, und ein trauriges Schicksal nennen Sie das? — O mein lieber Herr Professor, ich werde manchmal recht sehr betrübt, wenn ich an Sie denke; aber oftmals führt mich auch diese Betrübniß auf einen so frohen, so großen Gedanken, der mich ganz entzückt und durch seine allmächtige Kraft — so kann ich sie mit

Recht nennen — alles Bekümmernde und Traurige in Hoffnung und Zufriedenheit verwandelt.

Mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, hat den Brief an den Grafen Moritz am 10. fortgeschickt und er und ich danken Ihnen dafür, daß Sie so gütig gewesen sind, es uns aufzutragen.

Nun hätte ich eigentlich weiter nichts zu thun, als diesen Brief zu schließen, wenn ich nur nicht so sehr große Lust hätte, eine Bitte an Sie zu wagen, die Ihrer ganzen Gütigkeit und Ihrer ganzen Verzeihung nöthig hat, und von der ich gar nicht weis, wie ich sie vorbringen soll. Weil Sie aber fromm sind, und so gern verzeihen, so will ich sie immer ohne weitern Umschweif sagen, ehe ich den Muth wieder verliere, den ich mir dazu gefaßt habe; denn ich bin wirklich mehr als halb furchtsam. Hören Sie also nur, mein lieber Herr Professor, in dem beyliegenden Papiere ist etwas von meiner Arbeit, das ich, wenn meine Mutter mir nichts zu thun gab, gemacht habe. Meine Eltern, denen es gefiel, vielleicht weil es von mir war, wollten, ich sollte einen von unsern Verwandten zu seinem Namenstage damit beschenken. Allein der Namenstag ist noch lange nicht, und ich kann unter der Zeit wohl noch so viel nähen, daß man einen ganzen Menschen darein packen könnte. Nun ward ich gestern schon fertig, und heute, wie die Gelegenheit kam an Sie zu schreiben, ließ ich mirs plötzlich einfallen, Sie ganz gehorsamst zu bitten, diese Manschetten manchmal, etwan im Regenwetter oder im Winter, wenn Sie die Hände verstecken, zu tragen. Ich würde Sie für Freuden und aus Dankbarkeit für diese Gütigkeit recht sehr lieb haben. Freylich ist es kein Geschenk für einen Gelehrten; aber ich bin ein Frauenzimmer und es ist meine Arbeit. Ich weis auch sehr wohl, daß kein Werth darinnen ist; allein wo ich mich recht besinne, so schreibt der alte Graf Tessin einmal an den Erbprinzen von Schwe-

den, daß kleine Geschenke die Freundschaft befestigen. Darf ich diesen Satz auf Sie und mich ziehen? — Das weis ich, daß Sie Sich meinen Freund und mich Ihre Freundin genannt haben, und Sie vermuthen wohl nicht, daß ich das vergessen werde.

Ueberhaupt habe ich immer geglaubt, es sey nichts von allen unschuldigen Dingen in der Welt, das man nicht thun könnte, wenn es nur mit einer guten Art geschähe; aber freylich die gute Art, das ist eben die Kunst. — Nun habe ich einmal in einem Buche, ich weis nicht mehr in welchem, folgenden Gedanken gefunden, den ich für wahr halte, weil er mir gefiel und ich gleich davon gerührt ward: La simplicité, heißt es, est le charme sécret de tout ce qui nous touche: un coeur simple, des moeurs simples, un genre de vie simple, un stile simple, un goût simple; la simplicité est le vrai je ne sais quoi, und dieser Gedanke hat mich in den meisten Fällen, wo ich ungewiß gewesen bin, beruhiget. Denn, hochgeehrtester Herr Professor, ich will es Ihnen nur aufrichtig gestehen, ich weis fast niemals wie ich eine Sache thue; nur aus dem Erfolg urtheile ich, ob ichs gut oder schlimm gemacht habe. Ich bin zeitlebens so mir selbst gelassen gewesen, und habe die Sachen gethan, wie ich sie gedacht habe, und wie sie mir eingefallen sind, ohne mich dabey viel zu bekümmern, und da ist es mein Glück, wenn ich gute Leute antreffe, die es mir sagen wenn ich fehle und es mir verzeihen. Sie sehen also wohl, mein lieber Herr Professor, daß ichs itzt noch gar nicht recht weis, ob ich einen Fehler gegen die Regeln des Wohlstandes und der guten Aufführung begehe oder nicht. Morgen will ich diesen Brief überlesen und es noch einmal recht überlegen. Werde ich unterdessen überzeugt, daß ich etwas Unanständiges thue, so schreibe ich anders: bleibe ich aber so ungewiß wie heute, so wage ichs, schicke ihn fort, und verlasse mich ganz allein auf Ihre Gütigkeit, nach welcher Sie überzeugt sind, daß, wenn ich auch einen Fehler begehe, solches gewiß niemals aus Mangel an Ehrerbietung ge-

schehen wird, mit welcher es mir Ehre und Pflicht bleiben soll, lebenslang zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

240.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Ich wage es, Ihnen einen Antrag zu thun, der Ihnen ziemlich fremd vorkommen wird; aber thun Sie, als ob ich Ihr Onkel*) wäre und hören Sie mich gelassen an.

Der hiesige Cantor an der Thomasschule, Doles, einer meiner Bekannten und Freunde, ein Wittwer, sucht eine gute Frau, und hat mich im Vertrauen gefragt, ob ich keine für ihn wüßte. Ich habe ihm im Vertrauen geantwortet, daß ich allerdings eine wüßte, ein sehr gutes liebes Frauenzimmer, die ich zwar nie gesehen hätte, und von der ich doch sicher glaubte,

*) (Bezieht sich auf folgende Stelle aus einem frühern Briefe der Dem. Lucius (1. Febr.: Briefw. No. 4): „ich bin in diesen Stücken wie Grandison: ich lege den Leuten, die ich liebe, gern Familien- oder besser gesagt Verwandtschaftsnamen bey. Ich wünschte deswegen, . . ., Sie zu meinem Grosspapa anzunehmen, wenn Sie nur auch sechzig Jahr alt wären. Mein Vater lebt noch (Gott erhalte mir ihn lange!), also können Sie nur etwa mein Onkel seyn und das wäre ein guter Einfall" u. s. w.)

daß ein wackerer Mann sehr glücklich mit ihr leben würde. Es käme also überhaupt nur darauf an, ob Er. Ihr und Sie Ihm bis zu dieser genauesten Freundschaft gefallen würde, ob die Eltern — und so weiter. — Wer dieser D o l e s ist? Ich will Ihnen den Mann kennen lehren, wie man einen Unbekannten im Umgange kennen lernet; zuerst von Person. Stellen Sie sich also einen Mann von vierzig Jahren mit einer aufrichtigen, verständigen und heitern Miene vor, dessen Person gut gewachsen und durch sich angenehm ist, der sich gut trägt, und durch sein äußerliches Betragen Vertrauen erweckt. — Sein Charakter? Er ist ein rechtschaffner Mann, christlich, verständig und wirthschaftlich. Er ist nicht gelehrt und hat doch Wissenschaft genug für sein Amt, und Eifer und Geschicklichkeit, es gut zu führen. Er ist sehr musikalisch, und hat doch Geschmack und Liebe für die andern schönen Wissenschaften. Es ist ein verträgsamer College, ein zufriedner Mann im Hause, und ein munterer bescheidner Mann in Gesellschaft. Mit seiner verstorbenen Frau hat er vortrefflich gelebt, und hat einen Sohn von ihr, dreyzehn bis vierzehn Jahr alt, den er wohl erzieht. — Sein Amt? Ich weis nicht, wie viel es beträgt; aber das weis ich, es ernährt den Mann und die Familie bequem. Vielleicht hat er auch einiges Vermögen mit seiner Frau bekommen; doch das weis ich nicht.

Nun bin ich fertig mit meinem Antrage; und was denken Sie dabey, liebste Mademoiselle? Wenigstens soviel, daß ichs gut meine, daß die Sache überhaupt eine wichtige Sache, keine Sache für Sie allein, eine Sache Ihrer lieben Eltern vornehmlich und endlich die Sache ist, bey der uns die besondere Vorsorge Gottes leiten und beglücken muß. — Sie sind darum nicht sicher, wenn Sie diesen Antrag von sich entfernen; denn ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit, aus wahrer Hochachtung und Freundschaft, neue thun; es wäre denn, daß Sie mirs ausdrücklich verböten. Itzt

schreiben Sie mir wenigstens so viel: ich werde noch nicht heirathen; der Mann ist gut und doch nicht für mich; meine Eltern verlangen mich noch bey sich, und Herr Doles braucht nicht sich uns zu präsentiren. Das ist genug.

Leben Sie wohl. Ich bin krank und schreibe doch eine ganze Stunde, um eine Pflicht auch heute gethan zu haben.

Gellert.

241.

An dieselbe.

L. d. 17. Aug. 1761.

„Schon wieder eine Commission? werden Sie denken; das ist ja schrecklich! Was wird mein Papa dazu sagen?“ Geduld, liebe Mademoiselle; ich wills gleich machen, daß er nicht viel sagen soll; ich will Ihnen den Inhalt dieser Commission erzählen.

Der Herr Hofrath Ferber hat mich, mir unbewußt, durch seine Dienste von einem Amte befreyen helfen, das man mir in Warschau aus großer Gnade zugetheilet hatte, und das ich wegen meiner kränklichen Umstände mit gutem Gewissen nicht annehmen konnte*). Noch nicht genug! Eben dieser Mann hat mir, wie ich durch den Grafen Moritz erfahren, durch seine freiwilligen Bemühungen mit zu einer Pension von vierhundert Thalern, statt des Amtes geholfen, die ich nie gehofft, und an die ich kaum gedacht habe. Diesem Manne danke ich durch den beygelegten Brief. Wird es Ihrem Papa nun noch schwer werden, diesen Brief zu besorgen? Und damit ich Sie vollkommen

*) Die durch den Tod des Dr. Müller — s. No. 234 — erledigte Professur.)

überführe, so schicke ich Ihnen denselben in Abschrift, mit der Bitte, mir diese wieder zu übersenden, und sie in keine fremden Hände kommen zu lassen; denn Sie kennen das traurige Schicksal meiner Briefe. Ob ich über meine Pension eine große Freude habe? Gott vergebe mirs, es erfreut mich jetzt wenig; aber ein gutes Herz, wenn es sich auch nicht freuen kann, soll doch wenigstens die Pflicht der Dankbarkeit empfinden, wenn ihm ein Glück begegnet, und soll es besonders von der Seite der Vorsehung betrachten. Daran arbeite ich, das ist es alles, was ich mit Gewissen sagen kann. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst für Ihre getreuen Erfüllungen meiner Bitten, und für alle die Briefe, die ich zeither von Ihnen erhalten, und leider immer nur flüchtig beantwortet habe, und verharre mit größter Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr verbundenster Diener
Gellert.

242.

An dieselbe.

L. d. 18. Aug. 1761.

Indem ich meinen letzten Brief von gestern fortschicken will, erhalte ich den Ihrigen und freue mich, daß ich ihn noch in der ersten Stunde beantworten kann. Sie sind ein gutes Kind und haben mir mit Ihrem Geschenke keine kleine Freude gemacht. Es ist wahr, daß ich keine genäheten Manschetten ordentlicher Weise zu tragen pflege; aber die Ihrigen will ich Ihnen zum Danke und zur Freundschaft, so ungern ich auch sonst Staat mache, dennoch tragen und es klugen Leuten, wenn sie mich fragen, auch gestehen, daß ich sie von einem jungen Frauenzim-

mer nebst einem Briefe erhalten, der noch mehr werth gewesen, als ganze Commoden voll Nätherereien, auch von Ihren eigenen Händen. So bald ich den Ekel vor meinen Büchern verliere, will ich sehen, ob ich eins finden kann, daß sich für meine Correspondentin, Freundin und Wohlthäterin schickt.

Können Sie wohl glauben, daß ich am verwichenen Sonnabende einen langen Brief an Sie geschrieben und ihn einige Stunden darauf, als einen vergeblichen Brief, in mein Pult geschlossen habe*)? Ja, liebe Mademoiselle, so gewiß als ich lebe. Ich trug Ihnen, um es kurz zu sagen, einen meiner Freunde zum Manne an. Allein ich fand, da ich den Brief wieder überlas, daß ich aus großem Verlangen, etwas Gutes zu thun, die Umstände meines Freundes vielleicht zu günstig betrachtet. Ich erschrack, stellte mir die Wichtigkeit meines Antrags vor, und legte den Brief traurig in mein Pult. Kurz es war ein gutherziger Einfall, der Ihnen nicht schadet und mich nunmehr auch nicht weiter beunruhiget.

Den Brief an den Herrn Hofrath Ferber schicke ich Ihnen offen, damit ich die versprochene Abschrift erspare. Siegeln Sie ihn mit einem Petschafte zu, mit welchem Sie glauben, daß ich siegeln könnte. Ferner schicke ich Ihnen aus Dankbarkeit den Brief des Grafen Moritz zu lesen, den ich heute durch Ihre gütige Bemühung erhalten habe, und empfehle mich Ihrem Herrn Vater gehorsamst.

Gellert.

*) (Der Brief vom 15. Aug. No. 240.)

243.

An dieselbe.

L. d. 24. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Wenn ich auch noch so krank bin, und weder Briefe lesen, noch weniger beantworten mag: so darf doch nur einer von Ihnen kommen, so fange ich an zu lesen, lese ihn gern, wünsche am Ende, ihn beantworten zu können, und lange oft bei diesem Wunsche schon nach der Feder. Dieses wiederfährt mir auch bei dem, den ich heute, den 24. August, von Ihnen erhalte. Man kann nicht aufrichtiger schreiben, als Sie schreiben, und schwerlich die Aufrichtigkeit mit so viel Behutsamkeit und Bescheidenheit verbinden, als Sie zu thun wissen. Dank sey es Ihrem guten Herzen, das Ihren Verstand stets inspirirt, und was er richtig und wahr denkt, immer noch wahrer und empfindlicher macht. —

So viel für heute. Es schlägt fünf Uhr, da nehme ich Studentenbesuche an, um mich meinem Amte nicht ganz zu entziehen; und es ist besser, ich sage einem jungen Studenten etwas Nützliches, als meiner Correspondentin etwas Gewöhnliches.

Den 25. August.

Ich will sehen, ob ich Ihnen heute mehr sagen kann, als gestern, ob ich gleich in der That kränker bin, als gestern. — Daß Ihnen mein Brief an den Herrn Hofrath Ferber so wohl gefallen hat, dieses bestärkt mich in der Meynung, daß er gut gewesen seyn müsse. Allein die Dankbarkeit ist auch natürlicher Weise die beredteste Empfindung, und einem verdienstvollen Manne nachdrücklich danken, einem Manne, dessen Vorsorge uns Ehre ist, der uns aus eignem Antriebe der Güte gedienet, ohne

unser Wissen und noch dazu glücklich gedienet hat, dieses ist sehr leicht. Denn man darf ihm nur alles dieses, kurz zusammen gezogen, sagen, so hat man ihm auf eine wahre und kräftige Art gesagt, daß man den Werth seiner Wohlthat kennet, und also auch dankbar ist, oder es doch gern seyn will. In der That würde ich unzufrieden gewesen seyn, wenn Sie den gedachten Brief ungelesen fortgeschickt hätten, und dieses um desto mehr, da Sie sagen, daß Herr Ferber ein Freund Ihres Hauses ist. In dieser Aussicht hat Ihnen der Brief sogar wichtig seyn können.

Wegen meiner gutherzigen Eilfertigkeit, einen meiner Freunde mit Ihnen zu versorgen, haben Sie mich auf eine Art beschämt, die ich fühle und die mir doch nicht weh thut.*) Vermuthlich

*) (Die Stelle in dem Briefe der Dem. Lucius, v. 22. Aug., No. 23. des von Ebert herausg. Briefwechsels, lautet so: „Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir nach Ihrer großen Gütigkeit einen vorwitzigen Einfall verzeihen könnten: so wollte ich mir die Freyheit nehmen, Sie zu fragen, wie es angeht, daß Sie glauben können, daß man wohl irgend einen Freund von Ihnen gut mit mir versorgen würde, da ich doch nicht so glücklich bin, Ihnen weiter als nach meinen Briefen bekannt zu seyn. Und diese beweisen noch eben nicht viel; denn kann ich mich nicht verstellen und besser scheinen, als ich bin? Ja, liebster Herr Professor, dies ist eine Sache, die in meinem eignen Kopfe noch nicht entschieden ist, und ich frage mich unzähligemal selbst, ob ich auch allemal so handle, wie ich denke und rede; und wenn ich aufrichtig seyn will, so muß ichs Ihnen gestehen, daß ich nicht selten bei meiner Untersuchung beschämt werde. Allein gesetzt, daß von Seiten meiner Gemüthsart alles seine Richtigkeit hätte: so kennen Sie doch meine Sitten nicht, ob ich mürrisch oder gefällig, ungeschickt oder manierlich, zu gezwungen oder zu frey in meinem Umgange bin. Und was ich im Uebrigen für eine Figur vorstelle, das können Sie ganz und gar nicht aus meinen Briefen errathen. Man kann, wie Sie wissen, gut denken, gut schreiben, und dabey bucklicht, lahm, auf einem Auge blind, oder sonst abscheulich häßlich seyn.“

sind einige Ihrer Einwendungen die Ursache gewesen, warum ich die Tractaten, die ich zu Ihrer Verbindung aufgesetzet, zurückbehalten habe. Indessen wollte ich doch jedem meiner Freunde für Ihren Charakter gut sagen, ohne Sie erst durch einen persönlichen Umgang mehr kennen zu lernen. Eben das edle Mißtrauen gegen sich selbst, das Sie mir bey dieser Gelegenheit und in andern Briefen zu erkennen geben, ist mir Bürge, daß Sie mir und sich das sind, was Sie scheinen, und daß Sie mit Wissen nicht besser scheinen wollen, als Sie sind. So gut, meine liebe Freundin, als wir seyn sollen, sind wir niemals, und also werden wir uns zeitlebens Vorwürfe machen können; aber sich aufrichtig bestreben, seine Fehler zu kennen und zu verbessern und im Guten zu wachsen, das muß uns wieder mit uns selbst aussöhnen, und eben dieses ist unsre wahre Weisheit, unsre tägliche Pflicht, und also auch unser tägliches Verdienst. Wenn Sie einen guten Mann bekommen, so ists nach meinen Gedanken unmöglich, daß Sie nicht auch eine sehr gute Frau seyn sollten; gesetzt daß Sie auch verschiedene Fehler des Naturells mit zu ihm brächten, die er nicht kennte; und wer bringt von beiden Seiten nicht solche Fehler mit? Eine Person, die Verstand und Religion hat, und die liebt; o die kann alles über sich durch Hülfe der Uebung und der Zeit ausrichten. Indessen will ich mirs nie wieder einfallen lassen, einen meiner Freunde eher mit Ihnen zu versorgen, als bis Sie ihn wenigstens zehnmal gesehen haben und er Sie auch so vielmal. Sie können also lange für neuen Anfällen von meiner Gutherzigkeit sicher seyn. Es geht nicht mit dem Schreiben. Lassen Sie mich schließen, und Ihnen für Ihren langen und mir so angenehmen Brief aufrichtigst danken.

Gellert.

P. S. Es folgt schon wieder ein Brief an den Grafen Moritz; wenn ich nur nicht die Güte Ihres Papa's mißbrauche. —

Unser Briefwechsel, liebe Mademoiselle, wird, wie ich sehe, weitläuftig. Ich hebe Ihre Briefe auf, und wenn Sie die meinigen auch aufheben, so werde ich mir über lang oder kurz eine Abschrift von denselben ausbitten: theils, daß ich sehe, was ich Ihnen geschrieben habe, theils, daß ich die Ihrigen placiren kann; denn itzt liegen sie noch unter den andern Briefen meiner Freunde ohne alle Ordnung. Den 28. August. Leider schreibe ich an einem Briefe von drey Seiten itzt immer auch so viel Tage, weil ich auf einmal nicht viel schreiben kann und auch nicht soll.

G.

244.

An dieselbe.

L. d. 16. u. 17. Sept. 1761.

Liebste Freundin!

Das waren harte Tage, sehr schwere, harte Tage! Aber diese kurze Klage sey auch meine ganze Klage; denn was ist das für ein Christ, der nicht im Leiden Geduld beweisen und lernen will; er, der auch im Elende Gott noch preisen soll? O wie beschämt ward ich, liebste Freundin, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen singen hörte: O Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe rc.*) Bist du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht hat, und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich, und fieng an, bitterlich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu beten und

*) (Th. 1, S. 491.)

zu kämpfen. Heute, Mittwochs, will ich diesen Muth in diesem meinen Briefe an Sie zu beweisen suchen, nicht klagen, sondern Gott danken, der alles, alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie, wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht!

Getrost also! Wir wissen nicht, was zu unserm Besten dienet; aber Gott weis es, und Gott ist die Liebe; auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freylich mehr ein Brief oder eine Rede an mich, als an Sie, zu seyn; aber ich weis doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder im guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht; und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsers Lebens seyn.

Ihren letzten Brief*), meine gute Correspondentin, habe ich wieder sehr begierig gelesen. O ein großer Lobspruch für Ihre Briefe, denn was ist, das ich itzt gern läse? (ein frommes Buch ausgenommen.)

Meine Briefe, wenn Sie mir die Wohlthat sie abzuschreiben, erweisen wollen, müssen Sie einzeln copiren, damit ich Ihre Antworten dazwischen legen kann. Genug! genug! Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr Freund und Diener
Gellert.

*) (Vom 6. Sept: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, No. 25.)

Den 22. September.

Sie haben nichts verloren, daß mein Brief so spät abgeht. Einige schwere Zufälle ließen mich, seitdem ich ihn geschrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich selbst. Heute, und das sey Gott im Himmel gedanket! genieße ich einige Erholung. Dieß melde ich Ihnen und überschicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl.

245.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 2. Oct. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß die Besserung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten schönen Brief, einen Brief, der mich gleich stark gerührt und erbaut hat, überschickten, von Beständigkeit gewesen seyn möge, das wünsche ich zugleich so sehr, (denn wie leicht hofft man nicht, was man sehnlich wünscht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernstlich und in der Ordnung, in der man bitten soll, darum gebeten hat?) daß ichs itzt wage, an Sie zu schreiben, um so vielmehr, da der eingeschlossene Brief, den die Post heute mitgebracht, und den mir mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, zur Bestellung gegeben hat, mir zur Entschuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlassung ist.

Ihre Gedanken, liebster Herr Professor, schätze und liebe

ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ich nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte, und die Abschilderung, die Sie mir von dem Zustande Ihres Gemüths beym Eintritte in die Kirche und von den Empfindungen machen, die Ihr Lied in Ihnen erregt, haben mich unaussprechlich gerührt. — Mein Gott! dachte ich, warum genießen so viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, dich nicht dafür loben und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Willen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wüßte, der dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst du sie? — Aber war das nicht verwegen, bester Herr Professor? Sie sind frömmer, als ich; Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ichs gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorsichtigkeit ist nöthig, auch bey den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unsern Gott, hielte, der doch allein weis, was zu unserm Besten dienet, und der die Liebe ist; oder als ob ich glaubte, er handele nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Wieviel Dank weis ichs nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurecht brachten, und es mir empfindlich machten, wie heilsam und tröstlich es sey, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, diesen drey Eigenschaften, nach welchen er unser Glück will, was dazu dienet, kennt, und ein uneingeschränktes Vermögen besitzt, es uns zu verschaffen! Eine ganze Ewigkeit und Seligkeit wartet unser! Dort also, nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier ist lauter Prüfung. Glück und Unglück, Lust und Schmerz sind einerley, sind beides Prüfungen; nur unser Verhalten dabey entscheidet unsern Zustand, und macht denselben glücklich oder unglücklich; und wer weis, obs nicht gefährlicher ist, durch Glück

und Freude geprüft zu werden. Wenigstens wird mehr Stärke des Geistes dazu erfordert, sich wohl dabey aufzuführen. Es mag wohl selten geschehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was sie sind, nehmlich für Prüfungen. Sie schmeicheln unsern Empfindungen zu sehr, bemächtigen sich unsers Herzens, lassen uns nicht die gehörige Freyheit nachzudenken, und besitzen uns, anstatt daß wir sie besitzen sollten. Wir betrachten sie als billige Belohnungen, genießen derselben in Sicherheit, und vergessen darüber, auf unsrer Huth zu seyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheile hört die Zerstreuung auf. Sie lassen uns mehr in unsrer eignen Gewalt, unterrichten uns von der Unbeständigkeit und Unzulänglichkeit irdischer Glückseligkeiten, und die Entbehrung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an, nach etwas zu streben, das uns schadlos halten könne, und wesentlicher und beständiger, als jene, sey; und wo fänden wir das sonst, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn diese allein giebt Freudigkeit zu ihm, und wir wissen wohl, daß wir ohne dieselbe uns keine Rechnung auf seinen Beistand und seine Hülfe machen können. Ich weis nicht, hochzuehrender Herr Professor, ob ich richtig unterscheide; aber ich bin schon seit langer Zeit hiervon überzeugt, und vielleicht ist diese Ueberzeugung nöthig, um solche, die hier wenig Glück haben, gegen die Versündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen sind, und daß es sicherer für uns ist, durch Unglück, als durch Glück, geprüft zu werden: so muß sogar, wenn ich mein Bestes liebe, meine Vernunft mich hindern, kleinmüthig oder unzufrieden zu seyn, zumal da das Leben so kurz, und am Ende desselben, das man sich ja zu seinem Troste, auch zu seiner Ermunterung, immer als sehr nahe vorstellen kann, nicht das geringste daran gelegen ist, ob es glücklich oder unglücklich gewesen, sondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführet worden — Ich halte

mich wohl, mein lieber Herr Professor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit besser zu reden wissen; aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir, ich lerne gern von Ihnen, rede mit Ihnen gern davon, und es ist natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade so selig sind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verstande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht, durch unser Wohlverhalten dabei, in einen wahren Segen verwandeln könnten, dessen wir noch in alle Ewigkeit genießen sollen; denn wir haben ja die Verheißung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden uns im Himmel wohl belohnt soll werden. Freylich sind diese Tugenden unsere Pflicht, aber Gott ist so gütig, daß er sie uns zum Verdienst anrechnen und uns dafür belohnen will. Je mehr er uns also Leiden zuschickt, desto mehr Gelegenheit giebt er uns, diese Tugenden auszuüben, und je größere Belohnungen haben wir zu erwarten, und dieß ist ein großer Trost.

Die Abschriften von Ihren Briefen, liebster Herr Professor, sind größtentheils fertig, und ich werde bald Gelegenheit nehmen, sie Ihnen zu überschicken. Leben Sie unterdessen recht wohl. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

246.

An Caroline Lucius.

L. d. 7. Oct. 1761.

Allerdings, liebste Freundin, sind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegnisse, Prüfungen, bey denen wir unsern Ge-

horsam gegen Gott üben sollen, und in Ansehung der glücklichen Tage, die wir insgemein so zu nennen pflegen, mag es wohl sehr wahr seyn, daß sie schwerer zu tragen sind, als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Tage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genusse der Freuden des Lebens, Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die fernere gnädige Vorsorge Gottes, und Eifer, andere Menschen auch, gleich uns, glücklich zu wissen und gern glücklich zu machen, scheinen leichtere und frohere Tugenden zu seyn, als die Tugenden im Elende, als Gelassenheit, Geduld und nöthige Ergebung in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott schickt oder zuläßt. Allein die Natur eines ungestörten Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Stolz und Leichtsinn unsers Herzens unvermerkt nährt und ihm schmeichelt, macht durch diese heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des Gehorsams in guten Tagen gemeiniglich schwerer, als wir im Anfange denken. Wir erinnern uns zwar an diese Tugenden, wir sprechen von ihnen, loben sie, bewundern sie, beten um dieselben, und meynen, daß wir sie haben und ausüben, weil wir ihre Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einsehen, und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis wir endlich durch sichtbare Vergehungen aus dem Schlummer der guten Meynung von uns selbst erwachen. Jedoch, liebe Mademoiselle, wenn das Elend, das uns trifft, unverschuldetes Elend ist, so sind die bösen Tage für ein christliches Herz leichter zu tragen, als es die guten meistens nicht sind; und wenn sie auch nicht leichter zu tragen wären, so sind doch die Züchtigungen in Ansehung ihres heilsamen Einflusses auf das Glück unsrer Seelen, wenn sie geduldig überstanden sind, unaussprechlich große Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken werden. „Alle Züchtigung, so lange sie da ist, dünket sie uns nicht Freude zu seyn; aber nachmals wird

sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, denen, die dadurch geübt sind."*) So denkt ein Christ, und tröstet sich. Aber ach! haben wir nicht oft die meisten Leiden verdient, und wo nicht stets die, die uns treffen, doch andere und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir können verlangen, daß es uns immerdar wohl gehen soll? Wie unbillig und begehrlich ist der Mensch! Und wie unglücklich würde er seyn, wenn ihm nichts wiederführe, als was er wünscht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoiselle, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in wenig Zeilen hätte beantworten und getrost zugeben können, so weitläuftig umschrieben habe. Aber das Vergnügen, mit Ihnen so ernsthaft reden zu können, entschuldigt einen Theil der Länge dieses Briefs, und heimlich mag ich ihn wohl wieder mehr an mich, als an Sie, geschrieben haben. Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Morgen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ihrem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Vater wäre, und meine Tochter hätte diesen Brief geschrieben, so würde ich vor Freuden geweinet haben; das weis ich gewiß. Leben Sie wohl, beste Correspondentin.

Den 8. October.

„Sie sind frömmer, als ich" — so sagen Sie, und ich glaube sicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht, so günstig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unstreitig! Ich erschrecke, so oft ich meine Tugend gelobt finde, vermuthlich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menschen, denen ich so gut vorkomme, nicht wissen oder sehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer

*) (Ep. a. d. Ebr. 12, 11.)

meinen Lobspruch seyn lassen. Ein solches Geständniß der Bescheidenheit und Demuth (so dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefes las), ein solches Geständniß kann dieses Frauenzimmer thun, und sie thut es gewiß von Herzen. Ist sie nun nicht eben deswegen besser, als du? Würde es dich nichts kosten, wenn du ihr eben das sagen solltest? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht schwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Ist sie also nicht bescheidener als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich lese Sie gern, wenn Sie munter schreiben, ich lese Sie gern, wenn Sie ernsthaft schreiben, und ich danke Ihnen freundschaftlichst, daß Sie so oft, und so gern, und so viel an mich schreiben. Leben Sie stets wohl.

Den 8. October Nachmittags.

Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geschwind danken muß. O wie sehr werde ich Ihr Schuldner! Sie haben mir eigenhändige Abschriften von allen meinen Briefen an Sie geschickt; das ist sehr viel Freundschaft! Nein, so gütig wäre ich nicht, ich sage es Ihnen aufrichtig, und wenn Sie mich auch noch so inständig bäten. Aber desto mehr will ich mich bemühen, unsern Briefwechsel, der nunmehr schon ein Jahr gedauert hat, fleißig zu unterhalten. Möchte ich ihn doch auch zu Ihrem wahren Vortheile unterhalten können! Wenigstens müssen Sie mir dafür verbunden seyn, daß ich Ihnen Gelegenheit zu so viel guten Briefen gegeben, daß ich Sie durch meinen Beyfall ermuntert, und daß ich oft, wenn ich aus Krankheit andern nicht geantwortet, doch Ihnen geantwortet habe. Den auf den 21. October versprochenen *) Jahresbrief unsrer

*) (In einem Brief v. 5. Oct.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, No. 28.)

Correspondenz erwarte ich zuversichtlich, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

---

247. (66.)

An Herrn v. Bose.

L. d. 8. Oct. 1761.

Ihr frommer Brief vom vierten October verdienet eine lange und geschwinde Antwort, und je weniger ich das erste leisten kann, desto mehr will ich das andre beobachten, und Ihnen an eben dem Tage für Ihren Brief danken, an dem ich ihn erhalten. Leider habe ich über mein Glück, über das Sie sich so brüderlich erfreun, wenig Freude; aber genug, wenn ichs als eine unverdiente Wohlthat von Gott erkenne, und die erhaltne Pension zu meinem und Andrer Besten sorgfältig anzuwenden mich bemühe. Ich bin noch krank, liebster Bose, das ist gewiß. Indessen will ich nicht klagen, sondern Gott preisen, der auch die schwerste Last nie über unser Vermögen steigen läßt, und mit unsrer Schwachheit täglich Geduld trägt, wenn nur unser Herz aufrichtig ist. Er gebe Ihnen und mir das Glück, das wir Beide nach unsern verschiednen Umständen wünschen, und lasse Sie die Früchte einer frühen Gottseligkeit in einem langen, zufriednen und der Welt nützlichen Leben schmecken. Erfahrung auf der Bahn der Tugend bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Dieser Trost muß Sie in den künftigen Gefahren desto muthiger machen, je glücklicher Sie durch Gott die Gefahren der ersten Jahre überstanden haben. Helfen Sie aus Dankbarkeit nun denen fort, die diesen Weg der Tugend erst zurück legen müssen, und werden Sie ihnen, so wie

Sie können, Rath und Hülfe und Beyspiel. Zu ihrer erhaltnen Domherrnstelle wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. O ja, liebster Bose, Ihr Leben hat sehr viel sichtbare Spuren der göttlichen Fürsorge; und wie glücklich sind Sie, daß Sie dieselben so dankbar bemerken, und insonderheit diejenigen Wohlthaten am meisten schätzen, die Andre oft am wenigsten wahrnehmen, ich meyne die geistlichen. Gott lasse es Ihnen allezeit wohlgehn!

G.

248.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 9. Oct. 1761.

Gott Lob! Meine Umstände, so kränklich sie sind, sind doch immer noch erträglich. Wir sollen fröhlich seyn in Hoffnung, gedultig in Trübsal und anhalten im Gebete. Dieses ist die einzige Arzney bey allen Uebeln, die der Christ gebrauchen soll.

Herr Heinecke hat mir gesagt, daß der alte Vater Meese bey ihm wohnet; das ist gut; und daß ihr nebst Eurem Sohne bey dem Stadtschreiber wohnet, das höre ich auch gern, aus mehr als einer Ursache gern. Ich grüsse den Stadtschreiber herzlich und ermuntre ihn zu allen seinen Pflichten. Ich habe 25 Thlr. und wieder 16 Thlr. 8 Gr. Contribution geben müssen; daher werde ich mir diesen Winter auch kein Kleid machen lassen. Hier habt Ihr 1 Thlr. für Euch und 8 Gr. für Arme. Lebt wohl, grüsset alle herzlichst und freundlichst, insonderheit den alten Vater Meesen. Gott stärke ihn und alle. Lebt wohl und betet ferner für Euren Bruder

G.

249.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 21. Oct. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Heute ist, wie Sie wissen, der Neujahrstag unsrer Correspondenz, und ich setze mich nieder, Ihnen einen Brief zu schreiben, wie ich Ihnen versprochen und Sie mir erlaubt haben, und dieses thue ich mit einer desto größern Empfindung von dankbarem Vergnügen, da Ihr vortrefflicher Brief vor mir, mir ein neuer, größter Beweis von der Gütigkeit ist, mit welcher Sie von mir denken, und eben deswegen auch eine starke, nachdrückliche Aufmunterung, nichts zu unterlassen, was mich Ihres großmüthigen Versprechens, den Briefwechsel mit mir noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres noch großmüthigern Wunsches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde; denn dieser Wunsch wird gewiß erfüllet werden, so lange ich nichts von dem, was Sie mir schreiben, aus einer undankbaren, leichtsinnigen Unachtsamkeit vergesse, oder mir etwas ingeheim verzeihe oder nachsehe, was ich mir unter Ihrer Aufsicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sehr wohl bin ich mit mir zufrieden, ich muß es Ihnen nur gestehen, und ich darf es doch auch wohl seyn? daß ich Ihnen nunmehr ein Jahr lang so zu schreiben gewußt, daß Sie die Zeit, die Sie angewendet, mir zu antworten, nicht für verloren achten. Möchte ich Ihnen doch künftig — und ich will hoffen, daß ichs können werde — wenigstens Ursache zu so viel Zufriedenheit über mich geben, daß sie Ihnen die Mühe belohnt, die Sie auf Ihre Briefe an mich wenden; denn die Gütigkeit, aus welcher Sie mir sie schreiben, nur auf irgend die geringste

Weise zu ersetzen, dieses fühle ich zu sehr, daß ichs nicht kann. Sie mein Schuldner? — Nein, liebster Herr Professor, ich weis zu gut, wofür ich Ihnen verbunden seyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerin seyn. Es ist mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich seyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerin wäre, und dennoch sind Sie unter allen Menschen der Einzige, gegen den ich die Verbindlichkeit zu haben wünschte, die ich gegen Sie habe. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Gütigkeit weine. Wie rührend ist der Lobspruch, den Sie meinem Brief ertheilen! „Wenn Sie ein Vater wären“ — Wie viel Freuden würden da Ihre seyn! Wie gut, wie liebenswürdig müßte Ihre Tochter seyn! — Sie wäre (das weis ich gewis, Sie hättens erlaubt) meine Correspondentin und Freundin geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufsicht, Eine die Andre, geliebt, vergnügt und ermuntert haben! —

Ich kann mir nicht helfen, bester Herr Professor, ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie sind doch frömmer, als ich, und dieses will ich Ihnen gleich beweisen. Es kam mir sehr leicht, sehr natürlich vor, Ihnen offenherzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu sagen, daß Sie frömmer sind, als ich. Hätte ich aber eine Widersetzung bey mir empfunden, dieses, ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung, zu thun: so weis ich nicht, ob ich mich würde haben überwinden können, Ihnen diese Widersetzung zu gestehen. Und gleichwohl sagen Sie mir etwas von der Art, so gütig, so ungezwungen, so edel — Ich will es Ihnen nicht einmal sagen, wie viel Tugend ich in diesem Theile Ihres Briefs finde, und wie groß Sie mir vorkommen — Gewiß, Sie können nichts thun oder sagen, das mich nicht in meiner guten Meynung bestärken sollte. Noch weniger können Sie mir dieselbe benehmen. Dieses ist weder in Ihrer noch in eines Menschen Gewalt. Und

gesetzt, es wüßte es jemand möglich zu machen, so wäre dieses der ärgste Verdruß, den man mir anthun könnte; denn ich fühle die allerangenehmste Zufriedenheit, Sie als den Mann zu denken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtschaffenen lieben, den auch die hochschätzen, die es nicht sind. Und wenn Sie sich hierbey an den Namen meines Freundes erinnern, den Sie sich — nie werde ichs Ihnen verdanken können — selbst gegeben: so wird es Ihnen nicht schwer fallen, diese Empfindung zu erklären. Thun Sie mir, ich bitte Sie, liebster Herr Professor, thun Sie mir keinen Zwang an in demjenigen, was ich von Ihnen sage. Soll ich denn nicht reden, wie ich denke? Dazu werde ichs nimmermehr bringen. Meine Gedanken überraschen mich; ich schreibe sie Ihnen hin, wie ich sie Ihnen sagen würde, und mein größtes Vergnügen beym Schreiben besteht mit darinnen, daß ich mir einbilde, daß meine Aufrichtigkeit Ihnen gefällt. Ja, wie ich sagte: Sie sind frömmer, als ich (und hier verdiene ich wohl getadelt zu werden), so fiel es mir nicht einmal ein, daß es eine Pflicht giebt, die mir befiehlt, so zu denken. Ich dachte es blos, weil es so ist, und sagte es Ihnen, weil ichs dachte, ohne die geringste andre Absicht. Soviel, hochzuehrender Herr Professor, will ich Ihnen indessen doch versprechen, daß ich niemals in der Absicht, Ihnen einen Lobspruch zu halten, so von Ihnen sprechen will, wie ich denke, zugleich aber kann ich Ihnen auch versichern, daß ich meine Meynung von Ihnen niemals zu Ihrem Lobspruche habe machen wollen. Ich halte meine Meynung — zwar wird sie hier von dem Urtheile der Welt unterstützt — aber doch halte ich sie für so wichtig nicht, daß ich glauben sollte, ich könnte Sie damit loben. Sie aber können mich loben, das fühle ich, und ich kann nicht glauben, daß es Eitelkeit ist, wenn ich ganz und gar nicht gleichgültig dabey bin. „Ein Lob, aus dem „Munde des redlichen Mannes - - von den Lippen des Christen

„verkündigt = = wie beruhigend ist dieser Beyfall! Dieser kost„bare Beyfall, der eigentlich von Gott mir zuerkannt, und von „seinem Verehrer mir nur ausgetheilt wird" — der sollte meinem Herzen nicht Aufmunterung und Belohnung seyn? — Daß ein Merkel so denkt und empfindet, und ich und Andre, die ihn lesen, es ihm nachdenken und nachempfinden können, haben wir dieses nicht auch, wenigstens zum Theil, einem Gellert zu danken? — Welch Glück für mich, Ihre Freundschaft erlangt zu haben? Sie schon ein Jahr zu besitzen, und versichert zu seyn, daß ich sie nie (es müßte denn durch meine Schuld geschehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten) verlieren werde! Bestes, großmüthigstes Geschenk! Ich kenne seinen ganzen Werth, fühle die ganze Stärke der Verbindlichkeiten, die es mir auflegt, gut und tugendhaft zu seyn. Sehen Sie, liebster Herr Professor, dieß, (ich meine die Glückseligkeit, einen Freund zu besitzen, wie Sie mir sind,) dieß ist eine unschädliche Art von irdischer Glückseligkeit, die man mit völliger Sicherheit, ohne Gefahr genießen kann, und bey der man eben um deswillen mehr glücklich als bey andern ist. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundschaft eine blos irdische und also endliche Glückseligkeit, so würde sie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unsere Ruhe gefährlich seyn, sich derselben zu sehr und zu sicher zu überlassen, und die Furcht vor der Vernichtung unsrer Glückseligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt seyn kann, würde uns alle Süßigkeit des Genusses rauben. Allein wir sind besser unterrichtet. Wir wissen, daß die Freundschaft, eine Glückseligkeit für den Geist, gleich ihm unsterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzudauern. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen soll. Sie sehen, mit Ihnen sprechen, oder irgend eine fromme Pflicht ge-

meinschaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde, ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren, dieses ist ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müssen, das mir aber aufbehalten ist. O wenn man an alles dieses gedächte, so würde man die Freundschaft allemal anwenden, wozu sie gegeben ist, und nicht so traurig seyn, wenn unsre Freunde uns verlassen, oder wir sie verlassen müssen. Ich habe auch Freunde, die mir sehr lieb waren, durch den Tod aus dem Gesichte (nicht aus dem Herzen) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weis, daß sie mich noch lieben, daß ich sie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen soll.

Ist denn Niemand da, der mir befiehlt aufzuhören? — Ich bin doch sehr unbedachtsam. Ich werde es noch so weit treiben, daß Sie meiner überdrüßig werden! Wenigstens müssen Sie mich für außerordentlich geschwätzig halten. Aber Sie wissen wohl, daß Sie sich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich so oft, und so gern, und so viel an Sie schreibe. Aber schon die siebente Seite —

Nein, das war wohl Ihre Meinung nicht. Leben Sie wohl, stets wohl, liebster Herr Professor, und verzeihen Sie nur heute — es ist Neujahrstag — Ihrer

gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

250.

An Caroline Lucius.

L. d. 30. Oct. 1761.

Liebste Correspondentin!

Als mir der Abt Jerusalem, den ich vor einigen Jahren besuchte, seine sehr guten Kinder zeigte, fragte ich ihn, welches

ihm das liebste wäre. Das weis ich selbst nicht, gab er mir zur Antwort; das Nächste ist mir stets das liebste. Eben so muß ich mir antworten, wenn ich mich frage, welcher mir unter Ihren Briefen der liebste ist; allemal der Nächste; heute der Letzte und in acht Tagen wieder der Letzte. Hätte ich eine Tochter, so sollte sie allerdings wöchentlich Briefe mit Ihnen wechseln, und sie würde es, wenn sie Geschmack und ein gutes Herz besäße, so gern, als ihr Vater, thun, sich oft mit mir über Ihre Freundschaft erfreuen und Ihnen heimlich alles das Gute schreiben, was ich von Ihnen denke, und was ich Ihnen wünsche. Aber, liebe Mademoiselle, könnte ich nicht auch einen Sohn haben, einen erwachsenen Sohn, der einige von den guten Eigenschaften eines Grandison's besäße, der eines Bartlett's würdig, und seines Vaters Freude wäre? Wenn ich nun so einen Sohn hätte, sollte dieser nicht auch Briefe mit Ihnen wechseln dürfen, so wie Grandison mit der Byron? Und wenn er nun das einige Zeit gethan hätte, ohne Sie, wie ich, von Person zu kennen, und er bäte mich, mit ihm nach Dresden zu reisen, dürfte ich ihn da wohl mitnehmen? Wenn er nun endlich auf der Rückreise ganz tiefsinnig neben mir in der Kutsche säße, und zu mir sagte: „Liebster Papa, das ist ein sehr liebens„würdiges Frauenzimmer. Diese wünschte ich mir wohl, und „daß ich ihren lieben Eltern gefiele. Sie hat Verstand, ein „frommes gutes Herz, und wie Sie mir selbst gesagt haben, so „viel gute weibliche Eigenschaften und Tugenden —" Wenn er nun dieses sagte, und ich mit diesem meinem Sohne mitten auf der Straße wieder umkehrte, und zu Ihnen käme, würden Sie über unsre Zurückkunft erschrecken, oder sie heimlich billigen? Ein süßer Traum für mich! und o wie rührend würde er mir erst seyn, wenn ich ihn, als Vater, dächte und zur Wahrheit und zum Glücke für einen guten Sohn und eine gute Tochter machen könnte! Aber auch ohne diese Fesseln der Verwandtschaft

will ich Ihr eben so gewisser und aufrichtiger Freund seyn, und, wie ich mit Ihnen sicher hoffe, nicht bloß auf dieses kurze Leben. Indessen hoffe ich, Sie auch in dieser Welt noch gewiß zu sprechen, wenn mir Gott das Leben fristet, und uns Frieden schenkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen lieben Hause; und ich weis es sicher, es wird Ihnen wohlgehen.

Gellert.

251.

An dieselbe.

L. d. 10. Nov. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Sie heben sogar meine Couverte auf? Das ist nun freilich eine Liebe für meine Briefe, über die ich ein wenig gelacht habe; aber ich schämte mich doch zugleich, daß ich nicht alle meine Couverte eigenhändig überschrieben, und ich verspreche Ihnen von dieser Stunde an, daß Herr Gödicke, wenn ich auch noch so viel zu thun hätte und wenn auch zehn Besuche um mich herum säßen, dennoch niemals mehr mein Secretair seyn, sondern daß jedes Couvert, ich müßte denn sehr krank seyn, von mir selbst soll überschrieben werden.

In der kleinen Streitfrage, bey der Sie mich zum Richter aufwerfen*), wird der gute la Bruyère wohl ziemlich Recht

*) (Die Stelle in dem Briefe der Dem. Lucius — v. 7. Nov., Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius No. 32 — lautet so: „Und hier — erlauben Sie mir, Sie um Ihre Gedanken von der Freundschaft zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts, die an keine nähere Vereinigung denken, zu bitten. Es giebt Leute, die diese Art von Verbindung für schlechterdings unmöglich hal-

haben. Ich selbst befürchte, daß sich bey der Freundschaft unter Personen beyderley Geschlechts nur gar zu öfters etwas, der Liebe ähnliches, mit einmischet, ohne daß wir es wissen und denken, und ohne daß wir es wollen und wünschen. Vielleicht hüten wir uns auch, wenn wir es merken, es zu wissen, daß wirs gemerkt haben; aus Furcht, zu verlieren. Werden Sie indessen nicht unruhig, liebe Mademoiselle, daß ich nicht ganz Ihrer Meynung bin. Sie haben dennoch Recht, und ich habe auch Recht und la Bruyère auch. Man redet in solchen allgemeinen Aussprüchen nur von dem, was oft und in vielen Fällen, nicht von dem, was stets und in jedem einzelnen Falle geschieht. Es kann Freundschaften unter beyderley Geschlechten geben, die nichts von der natürlichen Neigung des einen Geschlechts gegen das andre an sich nehmen; auch bey unverehelichten und jungen Personen, sowohl auf einer Seite, als auf beiden Seiten. Das gebe ich gern zu, und ich würde mich kränken, wenn es nicht wahr wäre. Ach ja, im Anfange der Freundschaft kann es bloße Freundschaft seyn; es kann heute, es kann morgen, es kann ein Jahr, zwey Jahre, und noch länger wahr seyn, daß ich blos Freund bin, und in kurzer Zeit kann durch den Dienst des Umgangs und durch die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft

ten. Ich sehe nicht ein, warum? Andere haben seltsame Meynungen davon, und man hat mir einmal etwas gesagt, das der Herr de la Bruyère davon soll geschrieben haben, das ich aber für falsch halte. Der Gedanke ist dieser: „L'amitié peut „subsister entre des gens de differens sexes, exempte même „de grossièreté. Une femme néansmoins regarde toujours un „homme comme un homme, et reciproquement un homme re- „garde une femme comme une femme. Cette liaison n'est ni „passion, ni amitié pure, elle fait une classe à part.“ Ich halte es der Neugierigkeit werth, zu wissen, ob sichs also verhält. Ich bin aber der Meynung, daß dieses selbst aus der Natur der Freundschaft, wo nicht gar aus der Erfahrung, widerlegt werden könne.“)

aus dieser Wahrheit eine Unwahrheit, aus dem Freunde halb Freund, halb Liebhaber werden, oder auch aus der Freundin, oder auch aus beiden zugleich. Aber was disputire ich wider Sie? Ich weis Jahre aus meinem eignen Leben, wo ich mich sicher erinnere, daß Sie Recht haben; aber ich weis auch Perioden, wenigstens kurze, wo Sie nicht ganz Recht hatten. Genug, je unschuldiger und frömmer beide Personen sind, desto eher wird ihre Freundschaft bloße Freundschaft bleiben, und desto leichter werden sie die geheime Stimme der Liebe verhören. Indessen bin ich völlig überzeugt, wenn es auf Gründe und Beredsamkeit ankäme, so würden Sie, Mademoiselle, in dem Streite mit dem la Bruyère gewiß gewinnen, und dieses um desto eher, jemehr Sie Ihr eignes freundschaftliches Herz in diesem Falle unterstützen würde. Nach der gemeinsten Erfahrung hingegen zu urtheilen, dürften Sie wohl verlieren, und zwey Autoren einmal gegen ein Frauenzimmer Recht behalten.

Den 11. November.

Bis hieher schrieb ich gestern, um mich von meinen Schularbeiten zu erholen, und itzt, da meine Zuhörer alle fort sind, will ich zur Erholung noch einige Augenblicke mit meiner Zuhörerin reden, die, nach ihren Briefen zu urtheilen, die meisten meiner Zuhörer an Geschmack übertrifft. Ich weis nicht, welchem alten Philosophen einmal alle Zuhörer davon liefen, bis auf Einen. Zu diesem sagte er: Tu mihi solus amplum theatrum! und las immer fort. Erschrecken Sie nicht über diese lateinischen Worte. Ihr Papa wird Sie auf sein Gewissen versichern, daß sie Ihnen nicht nachtheilig sind; und warum soll ich die französische Stelle in Ihrem letzten Briefe nicht mit einer lateinischen im Vorbeygehen vergelten? Sie erwarten vermuthlich eine kleine Dissertation über die Poesie des Herrn Uz, der in der That ein sehr harmonischer Poet und einer unsrer besten Dichter ist (seine

freyen Stellen ausgenommen), und über die Schreibart des Herrn Wieland, die sich der englischen Poesie sehr nähert, und sich ihr vielleicht oft weniger nähern könnte, um für die deutschen Leser noch schöner zu seyn; Sie erwarten, sage ich, durch den Schluß Ihres Briefs *) dazu berechtiget, vermuthlich diese kleine Dissertation, da ich Sie noch dazu meine Zuhörerin genannt und gethan habe, als ob ich fortdociren wollte; allein Sie irren sich sehr, meine liebe Correspondentin. Anfangs, da ich das Collegium geschlossen hatte und mich geschwind an mein Pult setzte, mag es wohl mein Einfall gewesen seyn, itzt aber, da ich schon eine Seite geschrieben habe, ist er es nicht mehr. Endlich bin ich, offenherzig zu reden, nicht der beste Richter, und die Poesie und ihr Verdienst wird mir alle Tage fremder, und warum sage ich nicht, gleichgültiger? Young spricht einmal in einem Briefe (er redet die Autoren an): Um gut zu schreiben, verbrennet die Hälfte eurer Bibliothek, und ich, um gut zu lesen, dürfte mit meinen wenigen Büchern beynahe auch so etwas wagen, denn Jahre und Krankheit machen mich sehr eigensinnig in der Lectüre, und in der Kritik vielleicht nicht selten hart und wohl gar ungerecht. Ueberhaupt zu reden lobe ich weit lieber, als daß ich tadle, und Uzen und Wielanden zu loben, ist Pflicht; aber darum kann uns der eine wohl besser gefallen als der andre, und dieses ohne Nachtheil des guten Geschmacks. Das heißt recht, schreiben um sich zu erholen. Nun weis ich doch, daß Sie mir die Bequemlichkeit meines Briefs vergeben, den ich fortsetzen würde, wenn nicht mein Bruder diesen Abend seinen funfzigsten Geburtstag beginge und mich zu sich gebeten hätte. Er hat Ihnen immer gedroht, daß er sich noch wegen des Vorwurfs, den Sie

*) („O wie große Lust hätte ich noch, Sie etwas von Uz und Wieland zu fragen. Aber, leider! es ist kein Platz mehr da.“ S. den in der vorigen Anm. bezeichneten Brief.)

ihm in Ihrem ersten Briefe an mich gemacht, an Ihnen rächen, und Ihnen ich weis nicht was für Bitterkeiten sagen wollte. Aber Sie haben nicht viel zu fürchten. Er kann wirklich gut schreiben; er ist auch boshaft genug, um satyrisch zu schreiben. Noch letztens sagte er bey Tische zu mir: Lobe er die Briefe seiner Correspondentin wie er will. Wenn ich an sie schreiben wollte, so würde sie sehen, daß man mehr Geschmack und Genie haben muß, an mich, als an ihn zu schreiben. — Das muß ich meinem Bruder nachsagen, daß er seinen eigenen Verdiensten gern Gerechtigkeit widerfahren läßt, auch wohl mehr als Gerechtigkeit.

Noch ein Wort, Mademoiselle! Ich bin zu meiner großen Verwunderung fünf Tage auf dem Lande verreißt gewesen, so wenig gern ich auch reise. Einmal rief mich eine meiner besten Correspondentinnen und Freundinnen, die Frau von Zetwitz, zu sich auf ihr Landgut, und zwar in der Angelegenheit ihrer beyden Söhne, die sie gern aus dem Hause und nach Leipzig thun wollte. Bey dieser vortrefflichen Dame habe ich im Jahre 57 zur Zeit der Roßbacher Schlacht an einer tödtlichen Pleuresie darnieder gelegen, und sie hat mir Dreyvierteljahre lang tausend Freundschaften und Wohlthaten erwiesen. Von dieser Seite war also die Reise Dankbarkeit. Ferner wollte sich der Herr Cantor Doles in Leipzig mit einem Frauenzimmer, die sich oft bey dieser Dame aufhält, und die ich ihm ehedem zur Frau vorgeschlagen, versprechen, und also reißte ich auch von dieser Seite aus Pflicht und Freundschaft. Diese Versprechung ward also in Bonau, so heißt das Gut der Frau von Zetwitz, vollzogen, und ich hoffe eine sehr glückliche Ehe. Auch bin ich auf dieser Reise, so sehr ich es von mir und dem Wetter fürchten mußte, doch nicht krank geworden. Für diese Wohlthat danke ich Gott noch itzt, so wohl als für die, daß ich seit der Messe täglich drei bis vier Stunden meine Arbeit habe verrichten

können. Leben Sie wohl! O welch ein langer Brief! Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, sagte Balzac einmal von einem langen Briefe, so wäre er gewiß kürzer geworden. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester.

Gellert.

P. S. Schreiben Sie mir immer Ihre aufrichtige Meynung von beiden Dichtern; ich werde es gern lesen. Und wenn Sie sonst von guten Büchern mit mir reden wollen, so thun Sie es ohne Bedenken.

252.

Aus einem Brief von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 17. Nov. 1761.

. . . .

Aufrichtig soll ich Ihnen meine Meynung von den Herren Uz und Wieland sagen? — O sehr gern, Herr Professor. Uz hat, so viel ich weis, eine lebhafte Einbildungskraft, ist schimmernd, reich an Gemälden, abwechselnd, und drückt sich ungezwungen und edel aus. Für die Schriften der Engländer habe ich eine etwas partheyische Neigung, und dieß ist vielleicht Ursach, daß ich Wielanden gern lese. Er hat die Eigenschaft, daß er mein Herz in Bewegung setzt, es erweitert, und meine Wünsche und Hoffnungen auf die erhabensten und besten Gegenstände lenkt. Ich denke, ich würde eben nichts wider ihn einzuwenden haben, wenn er sich nicht öfters so fremder und unnatürlicher Bilder bediente; denn ob man gleich versteht, was er damit anzeigen will, so sind es doch höchst erzwungene und theils lächerliche Ideen, wenn er (nur ein Beyspiel anzuführen) die Seelen gehen, knien, oder wohl gar grasen läßt. Indessen,

hochzuehrender Herr Professor, kann ich nicht sagen, welcher von beiden mir am besten gefällt. Ich liebe die Vergleichungen nicht sonderlich, und ich habe auch immer in den Gedanken gestanden, sie wären sich nicht ähnlich genug, um bequem verglichen zu werden. Was ich aber, liebster Herr Professor, Sie zu fragen, mir die Freyheit genommen hätte, wäre mein letzter Brief nicht schon so lang gewesen, betraf nicht sowohl die Poesie des Einen und die Schreibart des Andern, sondern vielmehr den moralischen Charakter des Herrn Uz und seiner Gedichte, und den Grund oder Ungrund des strengen Urtheils, welches Herr Wieland von ihm fället. — Es sind also freye Stellen in den Liedern des Herrn Uz? — Ich habe seine lyrischen Gedichte vor langer Zeit einmal bey meinem Bruder gelesen. So viel weis ich noch, daß ich damals die Eigenschaften daran fand, die ich eben genannt habe, und daß ich eine Menge sehr schöner Stellen aus ihm behalten, wider welche, wie ich gewiß bin, nicht die geringste Einwendung kann gemacht werden. Eine gute Zeit nachher las ich in Wielands Sympathieen, und noch kürzlich in einigen andern Schriften, auf die ich mich nicht besinne, solche Urtheile von diesem Uz, daß ich mich von Herzen schämte, ihn gelesen und, noch mehr, es gestanden zu haben, daß er mir gefiel. Ich halte Wielanden für einen wirklich frommen Mann, der es mit seinem Eifer redlich meint und ich konnte mir nicht einbilden, daß ein solcher Mann einem Andern vor der ganzen Welt so viel Böses nachsagen und alle Leute so ängstlich vor ihm warnen würde, wenn er sich nicht in seinem Gewissen dazu verbunden glaubte. Da betrachtete ich nun Uzen im ganzen Ernst als einen bösen, liederlichen Menschen und, was noch ärger ist, als einen Heuchler, der sich zuweilen unter der edlen Gestalt eines eifrigen Anhängers der Tugend hatte zeigen können; und damals bekam mein Verstand den Vorwurf, daß er das Schlimme nicht unterschieden hätte, welches nicht geschehen seyn mußte,

weil mich Wieland mit seiner Strenge ganz bestürzt machte; zugleich aber machte ich meinem Gedächtnisse ein Compliment, daß es nur sein Gutes behalten hatte. Bald darauf nun fiel mirs ein, daß Zachariä in seinen Tageszeiten, im Mittage, den Namen Uz mit vielen verehrungswürdigen Namen (der Ihrige, Herr Professor, ist auch dabey, wie Sie wissen) und mit Wielanden selbst in eine Classe gesetzt. Nun halte ich Zachariä auch für fromm und tugendhaft (er ist unser Liebling, und meine Schwester wünscht, ich weis nicht warum, vermuthlich weil sie ihm alles Gutes gönnt, daß Sie sein Freund seyn möchten), und ich kann ebenfalls nicht von ihm glauben, daß er sich nicht scheuen sollte, einen Menschen, der ärgerliche und verwerfliche Dinge schreibt und denkt, mit so viel bessern Leuten zu vergleichen. Da wollte ich Sie nun, mein liebster Herr Professor, gehorsamst bitten, mir zu sagen, was man davon zu halten hat. Ist Wieland ungerecht? Ist Uz gottlos und ärgerlich? — Ist Zachariä leichtsinnig und ihm Tugend und Laster gleichgültig? — Oder will man Wielands spotten, wenn man Uz und ihn zusammensetzt und beide lobt? Seltsam ist es doch wirklich, daß man in Schriften, wo Dichter gelobt werden, diese zwey Namen fast öfter als andre neben einander findet, da doch die Personen, die ihn führen, wenigstens Wieland, über die Vergleichung erröthen. . . . .

---

253. (80.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 2. Dec. 1761.

Ich bin so wenig der Verfasser der moralischen Erzählungen, daß ich sie nicht einmal genau kenne. Also hätte ich

die erste Hälfte Ihres Briefs sehr entscheidend beantwortet. Möchte ich doch auch die andre Hälfte: Was lese ich, und wie soll ich lesen, daß ich weiser und besser werde? — so leicht und zuversichtlich beantworten können! Aber das ist eine schwere Frage; eine Frage, die ich aus Freundschaft Ihnen vor tausend Andern gern beantworten möchte, und die ich vielleicht nicht halb beantworten kann. Dennoch, was quäle ich mich? Sie kennen gewiß die besten Bücher aus der theologischen, moralischen, historischen und physischen Classe; und das sind eigentlich die Bücher, die unsern Verstand und unser Herz vorzüglich bilden und bessern können. Wie man lesen soll, das wissen Sie ja auch ohne mich. Wer die besten Bücher oft und mit viel Achtsamkeit liest, wieder liest, in der Absicht liest, sie auf seinen Verstand und sein Herz und sein Leben anzuwenden, sich das Vorzüglichste anmerkt, oft selbst aufschreibt, und sich fleißig daran erinnert; der hat gut gelesen.

Endlich, liebster Freund, braucht man, um weise zu leben, nicht so wohl viel zu lesen, als die Regeln der Weisheit sorgfältig, fortgesetzt und täglich auszuüben. Der Unterricht in der Tugend und alle Beweisgründe von der Vortrefflichkeit derselben geben uns die Kraft und das ernsthafte Bestreben nicht, die Tugend selbst zu erlangen. Sie können uns wohl dahin bringen, einige Versuche im Guten zu wagen, schwache Versuche, die bald mißlingen, und uns sehr sauer werden; aber das wahre Vermögen und der anhaltende Eifer zum Guten ist nirgends als in der Religion enthalten. Wie diese von Gott ist, so ist auch die Kraft, die unser Herz ändert, bessert und tugendhaft macht, ein göttliches Geschenke, das uns durch die sorgfältige und tägliche Betrachtung und Beobachtung der Wahrheiten der Religion und durch Gebet von Gott mitgetheilet, und stufenweise vermehret wird, so daß wir, je mehr wir diese Gabe eifrig üben und anwenden, auch also immer durch unser ganzes Leben an Weisheit,

Erkenntniß und Tugend zunehmen. Wir bleiben indessen unvollkommne Geschöpfe, die täglich fehlen. Aber unsre Tugend soll uns auch nicht gerecht vor Gott machen, unsre Tugend ist nur eine Frucht des Glaubens, der unser Herz reiniget, und unser Gewissen durch den Besitz eines unendlichen Verdienstes und der freyen Gnade Gottes beruhiget. Wer also die Schrift oft mit achtsamer und williger Seele liest, und mit ihr etliche wenige gute Bücher, in denen die Wahrheiten der Religion im Zusammenhange vorgetragen, oder ihre Lehren und Gebote erkläret, und dem Verstande und Herzen überzeugend und eindringend vorgehalten, oder auch andre historische und kritische Kenntnisse beygebracht werden, die zur Einsicht in die Schrift und ihren Innhalt vornehmlich dienen; von dem kann man sagen, daß er genug liest, um immer weiser und besser zu werden. Dieses ist so wahr, daß das mannichfaltige Lesen oft nur eine Zerstreuung unsrer erlangten Einsicht wird, so wie das beständige Lesen und die sonst rühmliche Begierde immer noch Ein gutes, noch ein schönes Buch mehr zu lesen, oft nichts als Wollust und Flucht vor einem thätigen Leben ist. Indessen bleibt es immer gewiß, daß die, welche mehr Muße und Freyheit von bestimmten Geschäfften haben, auch eine Pflicht mehr tragen, ein gutes Buch zu lesen und zu nützen. Dieser guten Bücher, liebster Freund, haben Sie, so viel ich weis, viel. Gesetzt, Sie hätten ihrer nur hundert, und Sie läsen sie drey, vier, fünf und mehrmal: so würde es so viel seyn, als ob Sie ihrer so viel hundert hätten, ja Sie würden mehr Vortheile von Ihrer Lectüre haben, als der gierige Leser, der sie zu ganzen Tausenden liest, und in der Absicht, sich zu bessern, sein Leben verliest. Da Sie aber einmal so viel Vertraun in meinen Rath setzen: so wünschte ich, daß Sie mir ein Verzeichniß Ihrer kleinen oder großen Bibliothek schicken. Auf diese Weise würde ich entweder Ihr Verzeichniß nach meinem Geschmacke ergänzen, oder Ihnen diejenigen Werke vor-

nehmlich empfehlen können, die ich für die besten und brauchbarsten halte. — — Leben Sie wohl.

G.

254.

An Caroline Lucius.

L. d. 16. Dec. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Außerdem, daß Uz meistens von Wein und Liebe gesungen, und sich, wenigstens in einigen Gedichten, vielleicht in der neuesten Ausgabe, die Sie noch nicht gesehn, freyer Stellen bedienet hat, weis ich keine Ursache, warum Wieland dessen Charakter so heruntersetzt. Ueberhaupt sollten Gegner einander nicht durch persönliche Vorwürfe anfallen, auch wenn sie die Wahrheit auf ihrer Seite hätten. Der selige Baron Cronegk, der aus Anspach gebürtig und Uzens Freund war, hat mir von dieses Dichters Aufführung nie etwas Nachtheiliges gesagt. Herr Professor Zachariä ist allerdings mein Freund seit vielen Jahren, und Ihre Igfr. Schwester hat dadurch, daß sie ihn gern ließt, einen Beweis ihres guten Geschmacks für sich. Unter seinen komischen Heldengedichten hat mir der Phaeton immer vorzüglich gefallen. Sie, liebste Mademoiselle, werden aus meiner flüchtigen Art, Ihren letzten Brief zu beantworten, ohne Zweifel schließen, daß ich entweder nicht wohl, oder mit Arbeiten des Berufs überhäuft bin. Beides ist wahr, und dennoch ist es ein geringerer Fehler, flüchtig als gar nicht auf einen so lieben Brief zu antworten. Haben Sie wenigstens Dank für den großen Fleiß, den Sie auf unsre Correspondenz wenden, und setzen Sie ihn, wenn wir leben, zu meinem Vergnügen in dem künftigen Jahre

fort, zu dem ich Ihnen im Voraus tausendfaches Glück wünsche, Ihnen und Ihrem ganzen Hause. Also leben Sie wohl, liebe Freundin, und beschließen Sie das alte Jahr, so wie Sie es durchlebt haben, zufrieden und freudig dankbar. Ich bin zeitlebens mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

---

255. (90.)

An einen jungen Officier bey der Abreise zu seinem ersten Feldzuge.*)

1761.

Es ist mir, als ob ich nur halb von Ihnen Abschied genommen hätte, und mich zu beruhigen, muß ichs noch schriftlich thun, und Ihnen die guten Wünsche und Bitten, mit welchen ich Sie auf Ihrer Abreise zur Armee begleite, wiederholen. Wie glücklich wird es Ihnen, liebster Herr von Sch[önfeld], sowohl im Felde als in Ihrem ganzen Leben gehen, wenn es Ihnen nach meinen Wünschen und nach meiner Hoffnung geht! Vermöge dieser Wünsche werden Ihnen Gesundheit, Muth, Klugheit, Tapferkeit und Ehre auf der Bahn folgen, die Sie von heute an betreten, und auf der Sie durch ein langes Leben, wie ich zu Gott hoffe, Ihrem Vaterlande immer wichtigere Dienste leisten werden. Wenn Sie mich fragen: Wie wird ein Jüngling, wie ich bin, seinen Weg, den gefährlichen Weg des Soldatenstandes, unsträflich wandeln? so kann ich Ihnen getrost antworten: Wenn er sich hält nach Gottes Wort. Es ist wahr, daß die Gottesfurcht allein keinen Soldaten macht, so wie sie keinen Gelehrten und Künstler

*) (Der junge Officier war, wie aus einer handschriftl. Bemerkung Heyers erhellt, ein Herr v. Schönfeld.)

macht. Allein wie sie die Seele des ganzen Lebens und die Anführerinn zu allen Pflichten ist, so ist sie es auch besonders zu den Pflichten des Soldatenstandes. Der Soldat, der Gott wahrhaftig fürchtet, wird die Wissenschaft, die sein Stand fordert, sorgfältiger erlernen, fortsetzen und ausüben. Er wird muthiger und gesetzter in Gefahren, geduldiger in Beschwerlichkeiten, folgsamer und gewissenhafter in Ausrichtung der empfangenen Befehle, in Vollziehung der härtern billiger und schonender, und also immer geschickter zu seiner Pflicht, und glücklicher in der Erfüllung derselben seyn. Er wird selbst dadurch mehr Ehre und Liebe bey den Rechtschaffnen, und bey denen, die es nicht sind, erlangen. Eben weil er Religion hat, und Gott überall fürchtet und gegenwärtig sieht, wird er den Müssiggang, die Quelle so vieler bösen Neigungen und so vieler Laster, meiden. Er wird vorsichtiger in dem gesellschaftlichen Leben seyn, und weil er den Umgang mit schlechten Menschen nie ganz fliehen kann: so wird er desto mehr über seine Tugend und sein Herz wachen, und sich durch schlimme Beyspiele nicht verführen lassen. Eben weil er Gott fürchtet, und ein gutes Gewissen höher schätzt, als alles verbotne Vergnügen, wird er auch nicht in die so gewöhnlichen Ausschweifungen der Wollust und des Trunks verfallen, die seine Kräfte verzehren und ihn weichlich, muthlos, und zum täglichen Feinde seiner selbst machen. Er wird natürlicher Weise mehr Gesundheit und Stärke des Körpers und des Geistes genießen, und die tausendfache Last des Kriegs eher tragen können. Ja, liebster S[chönfeld], der Soldat, der Gott fürchtet, darf sich vor nichts fürchten, auch vor dem Tode nicht; denn der Fromme ist auch im Tode getrost, und sein Tod ist der Schritt in eine ganze glückselige Ewigkeit. Ich kenne Ihr gutes Herz, Ihre Liebe für die Religion, den guten Unterricht, den Sie genossen haben, und die lehrreichen Beyspiele Ihres Hauses; alles dieses läßt mich hoffen, daß Sie sicher ein frommer und vortreff-

licher Soldat seyn und bleiben werden. Der Segen Ihrer würdigen Mutter folgt Ihnen, und der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten und hilft ihnen aus. Das Gebet zu Gott müsse Ihr Schild und Ihre Stärke seyn, nicht allein in den Gefahren des Kriegs, sondern in allen Hindernissen der Tugend und in allen Versuchungen des Lasters.

So gehen Sie denn getrost und freudig ins Feld, zur Ehre Gottes, zum Dienste des Vaterlandes und zu Ihrem eignen Glücke. Der Herr segne Sie und behüte Sie, und lasse Sie unverletzt am Leibe und Geiste aus dem Feldzuge zurück kommen!

G.

---

256. (81.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 1. Jan. 1762.

So wenig ich auch das Geld liebe: so hat mich doch Ihr Geschenke, eben weil es von Ihnen kam, unerwartet, am letzten Tage des Jahrs und in einer Stunde kam, da ich die genoßnen göttlichen Wohlthaten des verfloßnen Jahres überdachte und niederschrieb, es hat mich, sage ich, ungemein und bis zu Thränen, gerührt. Gödick war der Ueberbringer. Ich las Ihren Brief, gab ihn Gödicken erschrocken und sagte: Lassen Sie mich einen Augenblick allein, ich will sehn, ob ich die Freude der Dankbarkeit nicht auf frischer That empfinden, und meinem Freunde und Wohlthäter mit gerührtem Herzen Gutes von Gott wünschen kann. Ja, liebster Freund, wenn ich auch dieses alles thue, so thue ich nur immer Pflicht, und die natürlichste Pflicht. Sie aber haben mehr gethan. Ihr Brief ist mir eben so viel, ja weit mehr werth, als Ihr ansehnliches Geschenke; und ohne

denselben hätten Sie mich nur halb erfreut, und halb sich verbindlich gemacht.

In der That haben Sie meinen itzigen Charakter und sein Fehlerhaftes genau getroffen. Er ist zum Theil eine Wirkung eines siechen Körpers und schweren Blutes, und ich suche ihn zu bestreiten, das kann ich mit Wahrheit sagen. Allein ob ich ihn genug, aus allen Kräften und zu allen Zeiten bestreite, das will ich nicht sagen. Der Mensch, auch der, der seine Fehler erkennt und gern gut seyn möchte,

Der Mensch bleibt stets ein Kind, das meistens elend wählet,
Den Fehler bald bereut, und gleich drauf wieder fehlet.

Allein da wir einen höhern Beystand haben, so bleibt es stets unsre Pflicht, wider uns selbst zu streiten, und zu hoffen, daß wir siegen werden, wenn auch unsre Siege nicht merklich oder langsam sind. So viel Sie indessen Ursache haben, mich einer finstern Ernsthaftigkeit, die leicht zu dem Schwermüthigen führt, zu beschuldigen, so wenig trifft mich der Vorwurf einer zu großen Gutthätigkeit. Diese dichten Sie mir aus einer zu günstigen Meynung von meinem Herzen und aus großer Liebe, ohne es selbst zu wissen, an. Eine zu leichtsinnige Eilfertigkeit giebt es bey dem Wohlthun, dieser könnte ich mich eher anklagen; aber wie sie oft aus Trägheit und Weichlichkeit entsteht, so kann sie am wenigsten auf die Rechnung einer zu großen Begierde, Andern wohl zu thun, geschrieben werden. Bis auf diesen Punkt ist Ihr ganzer Brief Wahrheit, Beredsamkeit und Liebe für mich. Ich danke Ihnen also für denselben eben so herzlich, als für das Geschenke. Gott lasse es Ihnen, theuerster Freund, und Ihrer würdigen Gemahlinn in diesem Jahre und in einem langen Leben vorzüglich wohl gehen und segne Sie für das Gute, das Sie mir aus Liebe erzeigen. Lebe ich, so will ich ernstlich sorgen, Sie in diesem Jahre, so Gott will, auf Ihrem Landgute zu sehen,

und bey Ihnen gesünder und heitrer zu werden. Möchte mir doch dieses Glück aufbehalten und lebenslang eine Materie der Dankbarkeit und Freude seyn! — — Ich würde Ihnen ein kleines Werk des verstorbenen **Kirchmanns**, eines Lehrers des Prinzen von Braunschweig, das den Titel führt: **Kleine Schriften zur Beförderung der Religion und Tugend, besonders bey der Erziehung junger Standespersonen** rc. und vom Herrn Professor **Gärtner** vorige Ostermesse herausgegeben worden, mit diesem Briefe als ein Gegengeschenke, ob es gleich nur acht Groschen kostet, zuschicken, wenn es itzt in den Buchläden zu haben wäre. Es verdient, daß Sie es lesen und jungen Freunden empfehlen. Auch das Leben des Braunschweigischen Prinzen, **Albrecht Heinrichs**, von **Jerusalem** beschrieben, ist vortrefflich, voller Beredsamkeit und Unterricht. Leben Sie wohl mit Ihrer theuersten Gattinn.

G.

257.

An Caroline Lucius.

L. d. 13. Febr. 1762.

Liebste Freundinn!

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingebüßt, daß ich die Reise nach Dresden mit meinem Bruder nicht habe thun, und also auch nicht die Person habe kennen lernen, die mir durch ihre Briefe so viel Freude und ihrem Verstande und Herzen in meinen Augen durch dieselben so viel Ehre macht, die mir so viel wahre Hochachtung bezeugt, und die mich gewiß eben so gern würde gesehen haben, als ich sie hätte sehen und sprechen mögen. Mein Bruder, liebste Mademoiselle, hat mir freylich diesen Ver-

lust durch seine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu ersetzen gesuchet; aber alle Geschichte, wenn sie auch noch so gut gesagt wird, läßt unsrer Wißbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beantworten kann. Genug, er ist Ihr und Ihrer Jgfr. Schwester Lobredner, und spricht von Ihrem ganzen Hause so, wie man spricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abwesenden redet. Herr Krebel ist sein Nachfolger und oft sein Vorgänger.

Alles dieses würde ich Ihnen schon vor einigen Wochen gesagt haben; aber ich war zu krank, es Ihnen gern zu sagen, und hoffte immer auf eine heitere und willige Stunde. Ich kann nicht sagen, daß ich sie eben jetzt hätte; aber ich habe doch so viel Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den ich begehen würde, wenn ich meiner besten Correspondentin noch länger auf zween Briefe nicht wenigstens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erste Monat des Jahres ist ohne Brief an Sie verstrichen, und schon auch die Hälfte des zweyten; das geht wohl zu weit. Vielleicht verbessere ich diesen Fehler in der Folge, wenn ich weniger Versuchung habe, sie zu begehen. Ob ich jetzt gesünder bin, als letzthin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahrheit sagen, gute Mademoiselle; aber ich danke Gott, daß meine Beschwerungen erträglich sind, und mich ermuntern helfen, immer besser zu leben und zu sterben. Daß Sie mir tausend Gutes wünschen und herzlich für mein Glück beten, das weis ich gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der Liebe eines Freundes und Bruders.

Gellert.

258.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 22. Febr. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Nun habe ich den Herrn Bruder erst recht lieb, oder, wenn es besser gesagt ist, nun liebe ich ihn noch einmal so stark als zuvor, weil er Ihnen so viel Gutes von mir sagt, und überhaupt so gütig von uns urtheilt. Ich bin doch recht glücklich ihm gefallen zu haben, und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit; gewiß nicht! aber ich denke, ich müsse mich über die günstige Meynung aller Leute freuen, die Ihnen wieder sagen können, was sie Gutes von mir denken. Herr Krebel — ich bin vergnügt über ihn — kann wohl nur wenig von mir wissen; er hat mich nur ein paar Stunden gesehen; aber desto gütiger ist es von ihm, daß er vortheilhaft von mir spricht. Er hat meine Dankbarkeit und meine guten Wünsche dafür.

Aber, liebster Herr Professor, wenn der Herr Bruder mich einmal tadelt — (und sollte er das noch nicht gethan haben?) — oder Sie selbst etwas von mir entdecken, das Ihren Beyfall nicht hat, das Ihrer Gütigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Person, die Sie Ihre Freundinn nennen, nicht gemäß seyn kann: dann, versprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es ist wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier ist vielleicht einer davon. Es kömmt mir manchmal vor, als ob mich verlangte zu wissen, auf welche Art Sie mir einen Verweis geben würden, und was ich dabey empfinden würde. Ich denke, ich würde stolz darauf seyn. Es müßte mich zwar demüthigen wegen meines Fehlers, aber auch erheben wegen des Antheils, den Sie an mir zu nehmen bezeugten, dadurch, daß Sie die

Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich besser und vollkommner zu machen, für Sich nicht zu gering hielten. — Sie sind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweise müssen die Verweise der Liebe, und väterliche Erinnerungen, Ihre Erinnerungen seyn. — Brüderliche Erinnerungen habe ich vielleicht sagen sollen. Sie, bester Herr Professor, haben sich — so außerordentlich gütig! — den brüderlichen Character beygelegt — ich verehre und liebe diese Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es wohl auch nicht?) mit der Liebe lieben, mit der man einen Bruder liebet. Meine Liebe ist eine ehrfurchtsvollere, gehorsamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die, so freywillig, so selbstgewählt (ich fürchte, ich drücke mich schlecht und unverständlich aus, und Sie werden mich nicht verstehen können) sie auch ist: dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey sich hat, als die Liebe gegen Brüder, ob sie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeschränktes Vertrauen nicht ausschließt.

Wie oft nenne ichs nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umstand meines Lebens, daß ich nicht an dem Orte seyn kann, wo Sie leben? Wie sehr gern wollte ich gehalten seyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenschaft zu geben, Sie zum Richter über alle meine Handlungen zu machen! Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerksamkeit den weisen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebreichen Lehren und die stillschweigende Vorschrift Ihres Beyfalls würden mich noch mehr unterweisen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir noch leichter werden, und ich könnte etwa Gelegenheiten finden, Ihre Gewogenheit besser zu verdienen, und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund seyn, als Sie itzt sind. Sie würden (ja, lieber Herr Professor, ich weis es, ich weis es, daß ich lauter vergeb-

liche Dinge rede; aber lassen Sie mich sie nur ausreden; es läßt sich so hübsch denken, was da alles geschehn würde, und ich schreibe Ihnen so gern, was ich gern denke) — — Sie würden, sage ich, sehn, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten unter allen, denen Sie welche erweisen, am wenigsten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meisten geschickt sind, sie zu verstehn und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verloren; ich zergliedre so zu reden Ihre Gedanken. Ich fühle das Große, das Christliche, das Rührende, die Herablaßung, die Güte — zum Beyspiel: ich empfinde es ganz wie gütig es von Ihnen ist, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verstrichen; ja, noch mehr — o mein liebster Herr Professor, wie sehr beschämen Sie mich! wie wenig verdiene ichs! — daß Sie sogar Sich einigermaßen zwingen, und die heitere und willige Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünsche ichs; denn der Brief, der liebe, schöne, in einer unwilligen umwölkten Stunde geschriebene Brief, hat so wenig Unwilliges und Düsteres an sich, daß ich mein ganzes Leben durch, lauter solche Briefe lesen, und demjenigen, der sie mir geschrieben, aufs freudigste und eifrigste dafür danken wollte.

Endlich, hochzuehrender Herr Professor, wenn Sie etwa dem Herrn Bruder die Mühe machen sollten, mein Geschwätz zu lesen, so erlauben Sie gütigst, daß ich hier, ehe ich schließe, die Gelegenheit ergreife, Demselben meine Ehrerbietung und größte Dankbarkeit für die besondre Gewogenheit zu bezeugen, aus welcher er mich mit seiner guten Meynung beehret, und meinen besten Herrn Professor in der Seinigen bestätigt hat. Erhalten Sie mir dieselbe, gütiger Herr Ober-Post-Commissarius: ich werde mich bestreben, sie zu verdienen.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Meine Eltern

empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Bruder gehorsamst. Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

259.

An Caroline Lucius.

L. d 25. Febr. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Es ist vielleicht eben so gut, daß Sie nicht mit mir an Einem Orte zugleich wohnen. Ich würde gewiß verlieren, nicht weil ich das gar nicht bin, wofür Sie mich aus gutem Herzen halten, sondern weil Sie mich in der Ferne für viel besser halten, als ich bin, und sich das von mir denken, was man sich gern an Personen denkt, die man hochhält. Und Sie, meine Correspondentin, würden wenigstens von dem lebhaften Eindrucke etwas verlieren, den meine Briefe und Schriften itzt auf Ihren Charakter machen. Gehn Sie nur den Weg, auf dem Sie so glücklich fortgerückt sind, immer freudig fort. Es ist der Weg des stillen Verdienstes, der zur Zufriedenheit führt, und Sie zu einem der besten, nützlichsten und liebenswürdigsten Frauenzimmer machen wird, das unser Vaterland noch gesehn hat. Haben Sie ja die Beyspiele nicht immer in der Nähe, die sich Ihr edler Eifer wünscht; nun wohl gut:

Wenn ungewiß bey meiner Pflicht ich wanke,
So stärkt mich oft der mächtige Gedanke:

Was thät dein Freund bey dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär er selbst zugegen!
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen,
Und der erst wankte, wankt itzt nicht.

Sie fürchten sich immer vor Ihren Fehlern; ich auch, mein gutes Kind. Aber mir fällt bey solchen Gelegenheiten auch immer der Gedanke eines sehr frommen Mannes ein: „Vor meinen Fehlern, sagte er, fürchte ich mich nicht sehr, diese machen mich behutsam und demüthig; aber vor meinen Tugenden fürchte ich mich weit mehr, diese machen mich leicht stolz.

Ich weis, daß Sie auch an meinen kleinen Angelegenheiten Theil nehmen, darum will ich Ihnen hier ein Paar Briefe beylegen, die Sie nicht ungern lesen werden. Der eine, von meinem Bruder, dem Bergrathe in Freyberg, wird Ihnen sagen, daß ich eine neue Ursache hätte, nach Dresden zu reisen. Ob ich reisen werde? Ich zweifle sehr daran, und eben wegen dieses neuen Beweggrundes mehr als jemals. Der Hof und die Studierstube sind gar zu verschiedene Oerter. Der Brief des österreichischen Hauptmanns wird Ihnen wegen seiner treuherzigen Schreibart und der Achtung für meine Schriften und meine Vaterstadt gefallen. Leben Sie wohl, liebste Mademoiselle, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester von mir auf das Beste. Itzt erinnere ich mich auch, daß ich Ihr Präsent noch nicht trage. Das ist freylich nicht sehr galant; aber ich will mirs zu den Feyertagen gewiß lassen zurechte machen, und Ihnen alsdenn noch einmal dafür danken.

Gellert.

Warum frankiren Sie Ihre Briefe an mich? Das ist nicht recht.

260.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 5. März 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es ist freylich sehr gut, daß wir uns die Abwesenheit unsrer Freunde einigermaßen dadurch ersetzen können, daß wir sie zu unserm zweyten Gewissen machen, wie Grandison seinen Bartlett nennt. Ich denke, ich will es auch thun; aber, liebster Herr Professor, Sie müssen mich dessenungeachtet manchmal darüber murren lassen, daß Sie so weit von mir sind. Ich habe zuweilen meine Freude daran, so wie ich mich zu einer andern Zeit vergnüge, daß Jemand ist, den ich nicht von Person kenne, dem ich nicht bekannt bin, und der dennoch mein Freund ist, und wohl mehr mein Freund ist, als alle die andern, die ich mehr kenne. Sie haben wohl auf gewisse Art recht; allein wenn es auch zehnmal eben so gut wäre, daß ich hier in Dresden sitze, und Sie dort in Leipzig, dreyzehn Meilen von mir entfernt sind, so können Sie es doch von mir nicht verlangen, daß ichs Ihnen nachsagen soll. Ich habe es alles überlegt: ich, und nur ich allein, könnte etwas dabey verlieren; aber was heißt das? ich allein würde auch viel dabey gewinnen; daran denke ich immer, und niemals an das, was ich verlieren könnte.

Aber ist es nicht erbärmlich, daß wir uns auch vor unsern Tugenden fürchten sollen? Ich hätte wohl Lust, Ihnen meine Gedanken davon zu sagen, wenn ichs wagen dürfte. Und warum sollte ichs nicht? Wenn ich sie einmal denke, und wenn ich sie Ihnen gesagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken würde gethan haben: warum sollte ich mich fürchten, sie Ihnen zu schreiben? Ich will nur allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redete. Werden Sie nur nicht unwillig auf mich, gütiger Herr Professor,

ich muß eine Frage aufwerfen: Ist nicht schon Stolz dabey, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr bewußt seyn, daß ich sehr fromm und besser, als andere, bin? Denn gemeiniglich, sagt man, entsteht unser Stolz aus der Vergleichung, die wir zwischen uns und andern anstellen, weil wir nur vergleichungsweise gut sind. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, mir gefällt die Furcht vor den Fehlern besser. Sie scheint mir natürlicher und auch demüthiger zu seyn, und vielleicht ist Demuth und Behutsamkeit eben sowohl eine Folge von der Furcht vor unsern Fehlern, als von den Fehlern selbst.

Viel, vielmal danke ich Ihnen, hochzuehrender Herr Professor, für das Vergnügen, so Sie mir durch die gütige Mittheilung der beyliegenden zwei Briefe verschafft haben. Indessen bin ich mit des Herrn Bruders seinem nicht halb zufrieden. O wenn der Herr Bergrath mein Herr Bruder wäre, er hätte mir das Alles viel umständlicher und weitläuftiger beschreiben müssen, wenn er mir hätte genug thun wollen. Zudem hat er Sie auch gar nicht gebeten, er hat Ihnen gar nicht ein Bißchen zugeredet, daß Sie doch der Churprinzessin den Gefallen erweisen möchten. — Wollen Sie es denn wirklich nicht thun? O gewiß Sie thun es! — „Hof und Studirstube“ — Was will das sagen? das ist einerley. Sie kennen doch die Churprinzessin schon sonst? — Sie soll eine so gute Dame seyn. Alle Welt ist hier voll von ihrem Lobe. Sie spricht mit allen Leuten so gutherzig — recht vertraulich. Ich bilde mir ein, sie werde eben so erfreut über Sie seyn, als es Ihre Frau Schwester über den Hauptmann gewesen seyn wird. Ihr Hof, spricht man, ist gar nicht wie andre Höfe. Freylich ist er deswegen keine Studirstube; das will ich damit nicht sagen. Aber es sind sonst in Dresden Stübchen, in denen man schon so viel studiren kann, als sich studiren läßt, wenn man nicht zu Hause vor seinen

Bücherschränken und Schreibepulten sitzt. In Gasthöfen aber, das glauben Sie mir, liebster Herr Professor, giebts keine solche stillen Stübchen; allein ich will mir die Freyheit nehmen, Ihnen eine Addresse zu geben. Auf der breiten Gasse (es ist die stillste, einsamste Gasse in der ganzen Stadt) im Wiedemannischen Hause (es wohnen lauter stille, eingezogne Leute in dem Hause, und der Wirth ist siebenzig Jahr, ein Mann, den wir sehr lieb haben) drey Treppen hoch, da würden Sie recht ruhig und stille seyn können. Es sieht Sie niemand, und Sie sehen auch niemanden, wenn Sie nicht wollen. Es wohnt niemand gegenüber, als ein Mann, — der stört Sie nicht, — der sieht nur, wenn er je ans Fenster kömmt, durch ein Sehrohr nach dem Himmel*); und es wäre überhaupt aus vielerley Ursachen, die ich jetzt nicht anführen will, sehr hübsch, wenn Sie da Ihre Wohnung zu nehmen belieben wollten.

Der Brief des Hauptmanns gefällt mir sehr wohl, und gewiß besser, als er allen andern Leuten gefallen kann. Warum? Das werden Sie sehr leicht errathen. Es ist bey allem dem ein großes Glück für Sie, bester Herr Professor, daß nicht die ganze halbe Welt, von der Sie, wie der Hauptmann mit Recht sagt, verehrt werden, aus lauter solchen Leuten besteht, wie der Hauptmann und noch jemand, den ich nicht gern nennen will, und daß es vielleicht noch viel kleine Organisten darinnen giebt. Ich ärgere mich über mich selbst (ich will es nur gestehen, daß ich von mir selbst rede), daß der Hauptmann mehr Blödigkeit hatte, als ich, und daß ich mich keines Augenblicks erinnern kann, in welchem die Geschichte vom kleinen Organisten auf mich paßt.

O ich bitte Sie um alles, liebster Herr Professor, danken Sie

*) Anspielung auf den in diesen Briefen oft vorkommenden Herrn Zeis, der sich in Nebenstunden, doch blos als Dilettant, mit Astronomie beschäftigte. Ebert.

mir nicht noch einmal für mein Präsent, wie Sie es nennen. Ich würde es Ihnen nicht abschreiben können.

Von meinen Eltern und meiner Schwester viel und große und gehorsamste Empfehlungen. Und von mir nehmen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Gütigkeit die Versicherung, daß ich mit unveränderlicher Ehrerbietung lebenslang bin

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

261. (92.)

d. 22. März 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der allgemeine Ruhm, den Sie erlanget haben, in der That das menschenfreundliche Herz zu besitzen, das man aus allen Ihren Schriften so deutlich hervorleuchten sieht, macht mich so kühn, ob ich Ihnen wohl gänzlich unbekannt bin, dennoch an Sie zu schreiben; ja ich bin so sehr von dem Ihnen eignen edelmüthigen Bestreben, Ihre Nebenmenschen zu belehren und zu bessern, überzeugt, daß ich dieses gütige und großmüthige Herz, welches ich an Ihnen verehre, zu beleidigen glauben würde, wenn ich mich wegen meines Unterfangens sehr entschuldigte, zumal wenn Sie gesehen haben werden, daß es nichts Geringers betrifft, als die Beruhigung meines Herzens. Ich gestehe aber offenherzig, daß ich sehr verlegen bin, Ihnen mein Anliegen auf eine deutliche Weise, und in der gehörigen Ordnung der Gedanken, vorzutragen; doch mein Vertrauen auf Ihre gütige Nachsicht läßt mich hoffen, daß Sie mir alle Fehler dieser Art ver-

zeihen werden. Um Ihnen die Zweifel zu entdecken, die mich über mein Herz und meinen Charakter beunruhigen, sollte ich Ihnen zuvörderst Beides genau abschildern; ich will es versuchen.

Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleidens und der Empfindlichkeit anzunehmen, dabey aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart ist biegsam, nachgebend, ich verehre und schätze Verdienste, wo ich sie auch finde. Das Lesen guter und nützlicher Bücher ist mein liebster und angenehmster Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last seyn. Eine rührende Stelle, große und edle Empfindungen, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter hat mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührende Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann, und belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und Temperaments. Ich stelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein solcher Charakter unterworfen seyn muß, ohne sie zu kennen, so lebhaft vor, daß ich davor erzittere. Die Ursache dieser beunruhigenden Vorstellungen ist wohl hauptsächlich diese: Ich bin von Kindheit auf in der größten Einsamkeit erzogen worden. Meine Aeltern habe ich frühzeitig verloren, und die Verwandten, bey denen ich mich seitdem befinde, lieben mich zwar herzlich, und besitzen selbst viel liebenswürdige Eigenschaften, halten aber doch, ich weis nicht, ob aus Vorurtheilen oder Stärke des Geistes, eine zärtliche Freundschaft und edle Empfindungen für romanhaft, eine vergoßne Thräne über die leidende Tugend einer Clarissa, oder über die rührende

Geschichte der frommen Clementine, für strafbar, und überhaupt ein empfindliches Herz für gefährlich. Ich weis dieses zum Theil nur aus allgemeinen Gesprächen; denn ich hüte mich so viel als möglich, bey der Kenntniß, die ich von ihrer Denkungsart habe, ihnen meinen wahren Charakter sehen zu lassen. Wie unangenehm mir aber unter einem solchen steten Zwange das Leben fällt, werden Sie, theuerster Herr Professor, selbst am besten schließen können. Und dieses ist dennoch die Lebensart, die ich nun schon so lange führe, als ich angefangen habe, vernünftig zu denken, ohne ein freundschaftliches Herz um mich zu haben, mit dem ich meine Empfindungen theilen könnte. Meine liebste Freundinn hat der Tod schon vor einigen Jahren in eine bessere Welt versetzet, und eine andere ist seit ihrer Verheirathung kaltsinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundschaft bestehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdische Glückseligkeit in die Freundschaft gesetzet habe: so werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine solche für mich möglich sey, auch nicht bey Veränderung meines Standes; ja ich sehe alle die Unruhen, die Beängstigungen voraus, denen mein allzuempfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgesetzet seyn würde. Dieses alles zusammen (ich muß es zu meiner äußersten Beschämung gestehen) macht mir das Leben so verhaßt, daß mich nichts so sehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bey einer so dauerhaften Natur, als ich besitze, ein langes Leben bestimmt haben möchte. Ich weis, wie sehr ich mich dadurch an dem gütigen Gott durch Undankbarkeit versündige; allein ich kann mir doch auch nicht vorstellen, daß eben dieser liebreiche Gott, der den Trieb, unsern Zustand immer vollkommner zu machen, in unser Herz gelegt hat, sich dadurch beleidigt finden sollte, wenn man sich wünschet, je eher je lieber dieses Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig glücklich zu werden. Nun, hochzuehrender Herr

Professor, habe ich Ihnen so gut als es mir hat gelingen wollen, mein ganzes Herz mit allen seinen Fehlern und Schwachheiten entdeckt. — Aber aus eben dieser Ursache kann ich mich nicht überwinden, dem Namen nach von Ihnen gekannt zu seyn. Entschuldigen Sie daher meine Freyheit, daß ich Ihnen denselben verschweige. Demungeachtet verspreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie mir aus Mitleiden und Menschenliebe antworten, und mich belehren werden, welches die Gefahren sind, vor denen ich mich am meisten zu hüten habe, und ob ich mich in meinen Begriffen von der Freundschaft und wahren Glückseligkeit geirret. Ich weis wohl, daß ich mir alles dieses aus Ihren und anderer vortrefflichen Männer Schriften selbst beantworten könnte; allein, ein unmittelbarer Unterricht macht doch jederzeit einen stärkern Eindruck, und in öffentlichen Schriften findet man doch immer viele Abweichungen der allgemeinen Charaktere gegen den seinigen ins besondere, und zu dem, wofern ich sie nicht gänzlich unrecht verstehe, so bestärken mich alle diese theuern Männer nur noch mehr in meiner Meynung. Um aber Ihre Gütigkeit nicht allzusehr zu mißbrauchen, will ich Sie nur noch um Verzeihung aller meiner Fehler und Freyheiten ersuchen. Haben Sie nur die Güte und bestimmen dem Boten, in wie vielen Tagen oder Wochen, nach Ihrer eigenen Bequemlichkeit, er wieder bey Ihnen nach der Antwort fragen soll. Sie mögen nun aber meine Bitte statt finden lassen, oder nicht, so bin ich doch nicht weniger mit aller ersinnlichen Hochachtung

Ihre

ganz ergebenste Dienerinn,
und beständige Verehrerinn
** von **

---

262. (93.)

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

L. d. 22. März 1762.

Gnädiges Fräulein!

So viel ich urtheilen kann, entspringt Ihre Traurigkeit, über die Sie klagen, theils aus Ihrem guten und empfindlichen Herzen, theils aus der Einsamkeit, in der Sie von Jugend auf leben, und theils aus den Büchern, die Sie lieben, und so gern und oft lesen. Eine Traurigkeit von dieser Art erschreckt mich nicht, und darf Sie auch nicht erschrecken; allein so gut sie in Ansehung ihres Ursprungs ist, so kann sie doch durch die Länge der Zeit sehr beschwerliche Folgen für Sie haben. Arbeiten Sie ihr also entgegen, theuerstes Fräulein, und halten Sie es für Ihre größte Pflicht, und für den herrlichsten Sieg, diese Feindinn Ihrer Ruhe zu überwinden, es koste auch was es wolle. Erinnern Sie sich daher täglich, und besonders mit den Anfange des Tages, an die so wohlthätige Pflicht der Zufriedenheit und der Ergebung in den göttlichen Willen. Sagen Sie zu sich selbst: „Warum „bist du traurig oder unruhig? Deine Religion, die dir Gott ge„geben hat, befiehlt dir die Freude, und ist dir zur Ruhe der Seele „gegeben. Alles also, was dich bey deiner Tugend zur Traurig„keit und Schwermuth führen will, muß dir nothwendig verdäch„tig seyn. Sey nicht traurig — du sündigest an dir selbst — du „versündigest dich an der Tugend und Frömmigkeit, weil Andere „aus deinem Beyspiele schließen werden, daß sie das Herz traurig „und niedergeschlagen mache — du versündigest dich an dem Herrn „deines Lebens; denn Unzufriedenheit ist eine Art des Undanks, „den wir begehen, ohne daß wirs wissen und wollen. Denke „doch an das Gute, das du vor so vielen Andern genießest, — an

„das blühende Leben deiner Jugend, an deine Gesundheit, an „den Schlaf, der dich erquicket, an die Bequemlichkeit deiner Um„stände, an die wohlzubereitete Mahlzeit, die täglich auf dich war„tet, an das Glück, den Verlust liebenswürdiger Aeltern durch „liebenswürdige Verwandten ersetzt zu haben. — Denke an die „Güter deiner Seele, an deinen fähigen Verstand, an dein fühl„bares Herz, an die Glückseligkeit eines ruhigen Gewissens, die „mehr ist, als das Leben selbst; und endlich denke immerdar an „den liebreichen Geber aller dieser Güter und Vorzüge, und „daran, daß noch eine ganze Ewigkeit zu deiner immerwährenden „Freude auf dich, nach seiner unendlichen Gnade, wartet. Ist es „möglich, daß dir das Leben eine Last seyn kann, wenn du alles „dieses überlegst?

„Zerstreue also deine finstern Gedanken und unterdrücke deine „schwermüthigen Empfindungen. — Du findest die Freundinn „oder den Freund nicht, wie du ihn wünschest. Aber suchest du „nicht vielleicht eine vollkommne Freundschaft, die nur „in Gedanken möglich ist; die in dem Buche zwar durch Nach„ahmung, aber darum nicht zur völligen Erreichung so schön „abgebildet wird? Duldet Gott die schwachen Menschen, so „dulde auch den unvollkommnern Freund, und wenn du besser „bist, als Andre, so trage und verbessere die Fehler der andern, „die du zu deinem Glücke nicht hast. — Die Glückseligkeit in „diesem Leben besteht nicht darinne, daß alle deine erlaubten und „guten Wünsche erfüllt werden müssen, sondern darinne, daß „du dich bemühst, so gut, so weise, so nützlich, so ruhig zu „werden, als du nach der Vernunft und der Offenbarung wer„den sollst. — Sey geduldig; diese Tugend sollst du eben zu „deinem Glücke hier auf Erden lernen und üben. — Sey getrost; „Gott wacht über die Schicksale derer, die auf ihn vertrauen, „besonders. — Sey froh in dir, denn Gott giebt uns mehr „Gutes, als wir in Ewigkeit ihm verdanken können.“

Aber diese Betrachtungen, gnädiges Fräulein, bringen nicht allezeit gleich stark in uns ein; sie weichen auch bald wieder aus unsrer Seele, wenn wir schon einen Hang zur Traurigkeit haben. Entfernen Sie also alles das, was die Traurigkeit nährt und unterhält.

Mein erster Rath ist: Lesen Sie weniger. Ihre Clarissa und Ihr Grandison sind vortreffliche Bücher, aber Ihrem Herzen scheinen sie nachtheilig zu seyn. Nehmen Sie also künftig lieber bloß historische, bloß moralische, physikalische Bücher zur Hand.

Zweytens: Meiden Sie die Einsamkeit, so viel Sie können, wenn es Ihnen gleich sauer wird. Machen Sie sich kleine nützliche Geschäfte, die sich für Ihren Stand und Ihr Geschlecht schicken. Haben Sie keine bestimmte Arbeit, so arbeiten Sie zum Besten der Armen, was Ihrem Charakter am anständigsten seyn mag. Die Kenntniß und Besorgung des Hauswesens ist eine rühmliche Pflicht des schönen Geschlechts; und das Haus weislich regieren helfen, ist besser, als die schönsten Bücher lesen, und keine häuslichen Pflichten besorgen. Die Bewegung und Veränderung, zumal im Freyen, ist nicht bloß Arzney für den Körper, sie heitert auch unser Gemüthe auf.

Drittens rathe ich Ihnen: Lassen Sie sich ja nicht die Furcht, unglücklich zu wählen, einen Ekel vor der Ehe überhaupt erwecken. Die Gefahr dieses Standes ist groß, gnädiges Fräulein; aber es giebt doch noch gute und liebenswürdige Männer, wenn es gleich keinen Grandison giebt; und endlich wer hat diesen Stand eingesetzet? Lesen Sie ja, wenn ich bitten darf, was die Frau von Beaumont in dem Magazine für erwachsene Frauenzimmer von diesem Artikel sagt. Sie verdient in dem gegenwärtigen Falle mehr Glauben, als das, was Männer darüber sagen können. Sollte für eine liebenswürdige und edelgesinnte Person Ihres Geschlechts

nicht auch ein liebenswürdiger und edelgesinnter Mann vorhanden seyn? Und wenn ers noch nicht genug wäre, kann ers nicht durch die Hülfe einer tugendhaften Liebe noch mehr werden? Fassen Sie also Muth, gnädiges Fräulein! Die Religion und Ihre eigne vortreffliche Einsicht, von der mir Ihr Brief ein Beweis ist, werden Ihnen genug Mittel wider die Traurigkeit darbieten. Gebrauchen Sie dieselben *täglich*, und Sie werden täglich ruhiger und zufriedner werden. Gott gebe Ihnen dieses Glück! Und von wem sollen wir das größte Gut des Lebens, *Zufriedenheit und Ruhe der Seelen*, mehr *hoffen* und *bitten*, als von dem Gott alles Trostes und dem Vater der Barmherzigkeit, der die Menschen so *unendlich* liebt? Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

G.

N. S. — Noch ein Wort, gnädiges und theuerstes Fräulein! Auf der letzten Seite Ihres mir so schätzbaren Briefs steht eine Stelle, die mich beunruhiget. „Ich kann mir doch auch „nicht vorstellen, sagen Sie, daß der liebreiche Gott sich dadurch „beleidigt finden sollte, wenn man sich wünschet, je eher, je lie„ber, dieses Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig „glücklich zu werden.“ Wenn Sie dazu die Einschränkung setzen: *wofern es ihm und seinen heiligen Absichten gefallen sollte* — so ist dieser Wunsch des Todes ein christlich edler, hoher und seliger Gedanke. Außerdem erfordert es unser Gehorsam und die Liebe gegen Gott, daß wir es uns auf dieser Erde, auch unter den Widerwärtigkeiten, Leiden und Schwachheiten dieses Lebens, so lange gefallen lassen, als er, der Herr unserer Tage, der Herr über Leben und Tod, uns nicht selbst abruft. Diese Stimme: *Kommt wieder Menschenkinder!* sollen wir mit einer heiligen Gelassenheit und täglichen Bereitschaft erwarten. „— Eins (sagt du *Moulin* in seinem Buche von

dem Frieden der Seele) „eins soll uns Anlaß geben, die „Welt mit guten Augen anzusehen, weil nämlich die Erde der „Ort unsers Aufenthalts ist, ehe wir in den Himmel eingehen, „und weil alles, was uns auf diesem Wege begegnet, uns dahin „zu treiben dienet. Alle Geschöpfe, die durch die Sünde nicht „verderbt sind, leiten uns zu Gott; und es ist keines unter „ihnen so böse, das uns nicht Anlaß gebe, unsre Gedanken zu „ihm zu erheben. Allen denen, die ihn lieben, lachet die Natur „freundlich zu; Gottes Wohlthaten und Güter umgeben uns, „sein Gesetz unterweiset uns, und seine Verheißungen trösten „uns. Er leitet uns mit seinem Geiste, und bedecket uns durch „seine Vorsehung. Er zeiget uns den aufgesteckten Preis am „Ende des Schrankens. Durch diese Mittel fällt uns die Welt „so verdrießlich nicht. — — Und wenn wir mit einem wohl„bedachten Urtheil dasjenige, was gut und böse in ihr ist, er„wägen: so nehmen wir wahr, daß wir es besser darinne haben, „als Andre, und daß das Leben nicht allzuböse sey, weil es der „Weg ist, der uns zu Gott führet."

Wollen Sie ferner an mich schreiben, gnädiges Fräulein, so wird es meine große Pflicht seyn, Ihnen zu rathen und zu dienen, so viel ich kann und weis. Sie können Ihren Namen auch künftig verschweigen, damit Sie unbesorgter schreiben.

263.

An Caroline Lucius.

L. d. 29. März 1762.

Liebste Mademoiselle!

Der fromme Mann mit seiner Tugendfurcht hat also, wie Sie meynen, nicht sogar Recht; und ich fürchte, er hat sehr

Recht. — „Ist nicht schon Stolz dabey," spricht Ihr Brief, „wenn ich mich fürchte: meine Tugenden möchten mich stolz „machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr bewußt seyn, daß „ich sehr fromm und soviel besser, als andere, bin?" — — Warum sollte das schon Stolz seyn, gute Correspondentin, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Es ist in einem guten Herzen, was es ist; eine Besorgniß, die sich auf gar zu gute Erfahrungen gründet: auf die Gewißheit, daß wir uns bey unsern Tugenden gern zu sehr gefallen, und unsern Kräften zu viel zutrauen. Wir sollen uns also freylich nicht sowohl vor unsern Tugenden, als vor der Eigenliebe und dem Stolze fürchten, die unsre Tugenden überall begleiten, und von ihnen Gelegenheit nehmen, uns sicher oder schläfrig zu machen. — Bewußt seyn darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch sehr fromm, und besser, als andre; das ist der Stolz nicht. Wenn es wahr ist, daß ich so beschaffen bin, und ich sehe meine Vorzüge, Gaben und Tugenden für das an, was sie sind, für unverdiente Geschenke und Gnaden der Vorsehung, so bin ich demüthig, wenn gleich mein Herz den Ausspruch thut, daß ich besser bin, als tausend Andre. Aber weil wir so leicht in dieser Vergleichung mit andern irren können, so ist es sichrer und eine Pflicht, sich lieber geringer, als andre, und andre höher, als sich, zu schätzen. Wenn wir hingegen noch so bescheiden von unsern Tugenden urtheilen und sie als unser eignes Werk ansehen, so sind wir stolz, und lassen uns von unserm Herzen belügen. Wir können daher andre, es sey nun mit Wahrheit oder aus Irrthum, weit über uns in Gedanken setzen, uns gegen sie für klein achten, und doch auf das wenige Gute, das wir an uns antreffen, eben so herzlich stolz seyn, als andre auf ihre großen Verdienste. Müssen wir uns endlich prüfen, und uns selbst erkennen, so dürfen und müssen wir auch unsre Tugenden erkennen, und damit sie uns nicht

stolz machen, so müssen wir sowohl auf ihre Mängel sehen, die unser Werk sind und die wir nicht gern sehen, als auch auf unser Unvermögen bey aller unsrer Tugend, damit wir die Quelle des Guten nicht aus den Augen verlieren und eben dadurch unser Gutes selbst. Liebste Correspondentin, die Sache, die ich Ihnen auf diesen zwo Seiten gesagt habe, mag wohl wahr seyn, aber um schön gesagt zu seyn, sollte sie nur eine halbe Seite einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten und Berufsarbeiten.

Zugleich sende ich Ihnen wieder einen Brief von fremder Hand, nebst meiner Antwort zum Durchlesen, theils um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft zu beweisen, und theils, um Sie mit dem Charakter des ungenannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieses Fräulein, die ich beklage, ist sowohl des Mitleidens einer guten Lucius, als auch ihres Briefwechsels werth, und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beytragen. — Aber lassen Sie diese Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja nicht in fremde Hände kommen. Sie wissen die Ursachen nur zu gut, die mich zu dieser Aengstlichkeit bringen.

Leben Sie wohl, meine liebe Freundinn, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Ihre gute Schwester gehorsamst und freundlichst von mir.

Gellert.

N. S. Bald hätte ich das bequeme Logis vergessen, das Sie mir angewiesen haben. Es scheint recht für mich gemacht zu seyn, und dennoch zweifle ich sehr, ob ichs bald beziehen werde. Indessen heben Sie es so lange für mich auf, als es möglich ist, und bezahlen Sie die Miethe immer auf ein Jahr voraus.

264.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 1. Mai 1762.

Ich betete, da ich Deinen letzten Brief gelesen hatte, mit den Worten der Kirchenfürbitte: Gieb ihr, o Gott! christliche Geduld, stärke ihren Glauben u. s. w. Ja, liebe Schwester, Euer Leiden ist groß, ich fühle es vor den meinigen nicht genug; aber ich glaube, daß Ihr mit mehr Kraft und Stärke des Geistes traget, als ich. Wir wollen für einander beten, einander trösten, und uns bemühen, durch Stillesehn und Hoffen stark mit Gott zu werden. Die Elenden suchen Wasser, und ist nichts da. Ihre Zunge ist verdorret vor Durst. Ich der Herr will sie erhören. Ich der Gott Israel will sie nicht verlassen. Diese Stelle, die mir unlängst bey dem Lesen der Bibel aus dem Jesaia, Cap. 41, 17. in die Augen fiel, ist mir in dieser Woche, in der ich viel harte Stunden gehabt habe, oft ein Schild und Trost geworden. Auch Arndt in seinem andern Buche, ungefähr vom 43. Capitel an, hat uns viel Trost gesammelt. — — Gott stärke Euch, und segne alle die Unsrigen.

G.

265.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Juni 1762.

Liebste Mademoiselle!

In der That haben es alle meine Correspondenten leichter, als Sie, und dieses nicht blos aus den sehr wahren Ursachen,

die Sie angeführt haben*). Nein, ich will billig seyn, und Ihnen noch etliche nennen, die Sie entweder nicht haben wissen können, oder die Sie aus Bescheidenheit nicht bemerket haben. Niemand, ja Niemand, weder Mannsperson noch Frauenzimmer, schreibt so oft an mich, als Sie. Niemand schreibt auch so viel an mich, oder so lange Briefe, und Niemand schreibt mir endlich auch so schöne Briefe. Alle aber haben meistens mehr Inhalt und Materie zur Correspondenz, als meine Dresdner Freundin. Es ist wahr, die Fräulein Schönfeld schreibt treffliche Briefe, aber sie schreibt nicht oft und hat den Ausdruck im Deutschen nicht so sehr in der Gewalt. Endlich schreibt sie stets ernsthaft an mich. Die Fräulein Erdmuthe**) — ja, liebe Mademoiselle, die könnte auch eine große Nebenbuhlerin Ihres Verdienstes werden, aber es scheint nicht, daß sie es Ihnen so bald streitig machen wird, denn sie hat mir noch nicht auf meinen ersten Brief geantwortet. Ich habe es Ihnen, wo ich mich recht besinne, schon im Anfange unsrer Correspondenz gestanden, daß Sie bey derselben die Hauptrolle haben, und ich hingegen die leichte. Ich beantworte selten Ihre Briefe genau, und raube Ihnen also den Vorrath zu künftigen; oder, welches noch schlimmer ist, ich antworte gar nicht, bis Sie zum zweyten Male geschrieben haben. Und ich denke, in dieser traurigen Stellung stehen Sie itzt mit mir. Aber lassen Sie mich auch sagen, daß ich vor der Messe oft krank, nachher vier Wochen auf dem Lande mit einer Cur beschäftiget, und die übrige Zeit in Fahren und Reiten vertheilet gewesen, und endlich nunmehr wieder Docent und aller Menschen Correspondent und über dieses immer noch krank bin. Damit ich Ihnen indessen Materie zu einem Briefe, und mir mein eignes Vergnügen zugleich verschaffe, so schicke ich

*) (In einem Briefe v. 30. März: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, Nr. 45.)

**) (Vermuthlich die Verfasserin des Briefes Nr. 261.)

Ihnen ein kleines Gedicht an den Herrn Grafen Moltke und seine Antwort darauf. Schreiben Sie mir, wie Ihnen beydes gefällt: so habe ich einen Brief mehr von Ihnen, und Sie haben wenigstens keinen ganz undankbaren Inhalt. Daß ich auf die Poesie seit vielen Jahren keinen Anspruch mehr mache, und also auch nicht auf das Lob etlicher Zeilen, dieses habe ich Ihnen, was den ersten Punkt betrifft, schon bey andrer Gelegenheit gesagt, und den andern werden Sie mir schon zutrauen.

Also habe ich doch nach vielen Monaten wieder einmal an meine so liebe und beste Correspondentin, an meine vorzügliche Freundin in Dresden, an die gute Lucius geschrieben! Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester, auch Ihren Herrn Bruder.

Gellert.

Wie ich mich bey dem Gebrauche der Cur befunden habe? Recht erträglich, Dank sey Gott! recht erträglich, bis auf den letzten Tag. Der war hart, sehr hart, gleich einigen, die ich vor zwey Jahren in eben diesem Monate und in eben den Tagen desselben dulden müssen.

266.

Aus einem Briefe von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 29. Juni 1762.

. . . .

Es ist wahr, blos das Geschenk der Gesundheit scheint zu mangeln, um Ihren Zustand zu demjenigem Grade von Glückseligkeit zu erheben, dessen das menschliche Leben hier fähig ist, und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf Moltke, und alle diejenigen, die mit ihm Gott um Gesundheit für Sie bitten, ha-

den sehr Recht, wenn sie es auch in der Absicht thun, daß die Welt es erfahren möge, daß Gott auch schon in diesem Leben diejenigen segne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie so gut kennen, als der Graf Moltke, wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Professor, mit den auserlesensten Glückseligkeiten gesegnet sind. Allein freylich, diese Glückseligkeiten, oder doch die besten derselben, sind von der Art, daß sie sogar über den Neid erhaben sind, und also den Augen der Wenigsten kennbar werden. Denn ist es nicht gewiß, daß schon ein gewisser Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt, einen Geschmack daran zu bekommen, und einen Wunsch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geschickt, diese Ruhe und diese Glückseligkeit zu verstehen, so würde sie bald die Gewohnheit verlieren, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Menschen nach der Beschaffenheit seines äußerlichen Zustandes zu entscheiden, und sie würde einsehen lernen, daß bey dem größten Theile der sogenannten Glücklichen

— — — — — — si riduce
Nel parère a noi felici
Ogni la felicità.

Und hätte sie feine Empfindung genug, den Unterschied zwischen Beyfall und Beyfall, und Liebe und Liebe zu machen, so würde sie denjenigen höchst glücklich nennen, der, außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtseyn seiner Tugend und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und sich freuen wird, gelebt zu haben, noch die Tugend anderer genießt, die sie ihm verdanken, und das Lob, das sie sich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entferntesten, glänzendsten Hoffnungen, die sie ihnen verspricht, mit ihnen theilet. — O Graf Moltke, wie würdig denken Sie des besten Mannes! — Vor dem Angesichte Gottes will er sich einst seines Lehrers, seines

Freundes, rühmen, und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

Ein strahlend Zeugen-Heer, um Gott für ihn zu danken,
Von Gott ihn nun belohnt zu sehn!

Kann nicht der Mann, der außer der allgemeinen Liebe die besten Zuneigungen solcher Herzen besitzt, die einen eigenthümlichen, vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß sie ihn lieben, und durch die Art, womit sie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das Schätzbarste unter allen schätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und besessen werden können, sein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerster Herr Professor, das Glück empfinden, in den Stand gesetzt zu seyn, sich den Herzen anderer auf eine solche Art theuer zu machen, daß die Gränzen des Lebens zu enge sind, ihre Dankbarkeit und Liebe zu fassen. — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten, aber Sie haben hier eine Hoffnung, dort eine Seligkeit mehr. In Ihren letzten feyerlichsten Augenblicken, wenn die Seele schon anfängt, sich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorstellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringste oder gleichgültigste unter Ihren Gedanken seyn. — Glücklicher Graf! auch Sie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und Ihnen unwissend, etwas beytragen, die letzten Stunden Ihres Freundes heiterer zu machen. — — Wundern Sie sich nicht, bester Herr Professor, daß ich so lange und mit so vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie verdienen, so wie Menschen es verdienen können, (das muß ich dazu setzen; Sie sind viel zu groß, um es nicht gern zu sehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet, und dieß Glück ist zu schön, als daß ich das Mittel nicht lieben sollte, das Sie dazu erhebt, auch selbst dann,

wenn es mich kränken wird. Sie selbst müssen sich darauf freuen, und diese Freude auf das zukünftige Leben ist eine eigne Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es ist also nichts Widersprechendes, wenn ich sage, daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren Tod und an die Folgen desselben denke und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genusses nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren.

Der Inhalt, den Sie, gütiger Professor, mir verschafft haben, ist so wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demselben länger überließe. Erlauben Sie mir indessen nur noch, hier einer Art des ausgesuchtesten Vergnügens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht und der durch die großmüthigste Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden, zu danken habe, indem er mich berechtiget, einen besondern Antheil an Ihnen und demjenigen, was Ihnen angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühle einer allgemeinen Menschenliebe empfindlich gebildet gewesen, und der bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich

aus der Verbindung aller übrigen Menschen eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt und ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. — Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen Moltke, des Grafen Moritz, des Fräulein Schönfeld und aller Ihrer Freunde bekannt machen können, ich würde mich ihres Werthes gefreuet und ihnen dazu Glück gewünscht haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile, daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben, zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Inhalt haben, und dann die glückliche Phantasie höher zu treiben und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken oder für Sie anflehen, dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht und meinen bessern Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Inhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte blos Worte sind. Sie sehen indessen, liebster Herr Professor, ob ich den Inhalt zu brauchen gewußt habe, den Sie mir zu geben gütig genug gewesen sind. Welch eine Menge habe ich geschrieben! Und doch habe ich noch nicht gesagt, wie Ihr Gedicht und die Antwort mir gefällt. Ich will beydes schön nennen und dann nichts mehr davon sagen. Ich fühle es nur allzuwohl, daß ichs nicht bin, die Sie und diejenigen, so Ihrer werth sind, loben kann, und es ist mir auch genug, daß meine Empfindung so richtig ist, daß ich das wahre Schöne selten verkenne.

Meine Eltern empfehlen sich gehorsamst. Mein Bruder und

meine Schwester sind aufs dankbarste durch das sehr gütige Andenken gerührt, womit Sie dieselben beehren. Sie küssen Ihnen die Hände. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

267. (95.)

An einen Geistlichen der römischen Kirche in Böhmen*)

L. d. 21. Juli 1762.

Je unerwarteter mir der Beyfall gewesen ist, mit dem Sie meine Schriften beehret haben, desto angenehmer hat er mir

*) Dieser Brief ist eine Antwort auf einen zwar sehr gut gemeynten, aber ohne Erlaubniß seines Verfassers nicht druckbaren Brief eines böhmischen Geistlichen, der Gellerten sehr ernstlich zur römischen Kirche zu bekehren suchte. Der Pater ** nimmt in demselben, nach vielen vorausgeschickten Lobeserhebungen der Gellertschen Schriften, und besonders seiner Lieder, die Gelegenheit dazu von dem Liede über den thätigen Glauben; fragt Gellerten: „Sind Sie denn ein Lutheraner? Beynahe „glaubte ich es nicht, wenn Sie nicht in Dero Vorrede „des Herrn D. Luthers erwähnt hätten." führet darauf aus den Schriften Luthers und andrer Lehrer unsrer Kirche eine Menge abgerißner Stellen an, die, seiner Meynung nach, gerade das Gegentheil des Gellertischen Liedes vom thätigen Glauben sagen sollen, im Grunde aber nur dem, in der römischen Kirche herrschenden Begriffe von den guten Werken und ihrer Verdienstlichkeit, nachdrücklich widersprechen; bittet sodann Gott, daß er Gellerten vollends erleuchten wolle, und beschwört endlich diesen selbst bey seiner Seligkeit, zur römischen Kirche überzutreten, und diesen Wink der göttlichen Gnade, der bey

seyn müssen; und ich danke Ihnen für denselben und für alle die Gewogenheit und Freundschaft, die Sie mir in Ihrem Briefe so aufrichtig bezeugen, auf das verbindlichste.

Was die Anmerkungen anlanget, die Sie mir in Ansehung des geistlichen Liedes, der thätige Glaube betitelt, gemacht haben: so kann ich Ihnen dreist und zuversichtlich antworten, daß der Inhalt dieses Liedes die einmüthige Lehre unsrer Kirche ist; daß kein Mensch bey uns leugnet, daß der wahre Glaube nicht die Liebe Gottes, und durch die Liebe auch gute Werke hervor bringen müsse; daß der rechte Glaube aus zwo Eigenschaften erkannt werde, aus dem Vertrauen auf das unendliche Verdienst Jesu Christi, durch den wir allein gerecht und selig werden, und aus dem Gehorsame. Wir lehren ohne Ausnahme, nach den Wahrheiten der heiligen Schrift, daß die guten Werke, ob sie uns gleich nicht vor Gott gerecht und selig machen, dennoch als nothwendige Früchte aus dem wahren lebendigen Glauben folgen müssen, und daß der Glaube, der nach dem Ausspruche der Schrift, das Herz reiniget, und also die innerliche Heiligung der Seele wirket, auch die äußerliche Heiligkeit des Lebens und die Beobachtung der göttlichen Gebote wirket. Was Lutherus in denen, außer ihrem Zusammenhange angeführten Stellen, die Ihr Brief beybringt, gemeynet habe, das hat er an hundert anderen Orten, und zwar so erkläret, wie es in meinem Liede steht. Halten Sie mich für einen rechtschaffnen Mann und Christen; so werden Sie mir zutrauen, daß ich hier nichts gesagt habe, als was ich für wahr nach meinem Gewissen halte. Indessen will ich zum Ueberflusse einige Stellen aus Luthers Schriften hersetzen, die seinen Sinn wegen des thätigen und lebendigen Glaubens erklären.

seinem hohen Alter (er hielt ihn für einen Mann von sechzig Jahren) leicht der letzte seyn könne, ja nicht zu verachten. Anmerk. der Herausgeber. 1774.

In der Vorrede über die Epistel an die Römer: — „Es „ist ein lebendig, geschäfftig, thätig, mächtig Ding um den „Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht sollte ohne Un„terlaß Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu „thun sind; ehe man fragt, hat er sie schon gethan, und ist immer „im Thun.

„Wir lehren also, daß, Gott versöhnen, fromm machen, „Sünde tilgen, sey ein so hoch, groß und herrlich Werk, das „allein Christus, Gottes Sohn, thun müsse, und sey eigentlich „ein lauter bloß sonderlich Werk des einigen rechten Gottes und „seiner Gnade, dazu unsre Werke nichts sind, noch vermögen. „Aber daß darum gute Werke sollten nichts seyn, wer „hat das je gelehret oder gehöret? Ich wollte meiner Predig„ten Eine, meiner Lectionen Eine, meiner Schriften Eine, „meiner Vaterunser Eins, ja wie klein Werk ich immer gethan, „oder noch thue, nicht für der ganzen Welt Güter geben, ja ich „achte es theurer, denn meines Leibes Leben, das doch einem jeden „lieber seyn soll, denn die ganze Welt. Denn ists ein gut Werk, „so hats Gott durch mich und in mir gethan. Hats „Gott gethan, und ists Gottes Werk, was ist die ganze Welt „gegen Gott und sein Werk? Ob ich nun wohl durch solch Werk „nicht fromm werde, (so durch Christus Blut und Gnade ohne „Werk geschehen muß) dennoch ists Gott zu Lobe und Ehren ge„schehen, dem Nächsten zu Nutz und Heil, welches keines man mit „der Welt Gut bezahlen oder vergleichen kann.“ Luth. Op. Tom. V. Ien. p. 282.

Mein Alter erstreckt sich zwar nicht so hoch, als Ihnen gesagt worden; denn ich bin erst seit wenig Tagen in mein acht und vierzigstes Jahr getreten; dennoch haben Sie sehr Recht, wenn Sie glauben, daß ich dem Tode sehr nahe bin, dessen Vorboten ich seit vielen Jahren an mir habe sehen müssen. Gott gebe, daß ich täglich durch Glauben und Gehorsam mich zu einem

seligen Tode vorbereite; und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und sterben werde, in der Religion der heiligen Schrift. Ich bin

G.

268.

An Caroline Lucius.

L. d. 23. Aug. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Herr Reich, der Compagnon der Weidmannischen Buchhandlung, mein Verleger und guter Freund, reiset nach Dresden und fragt mich, ob ich nichts an meine Correspondentin zu bestellen habe; denn er kennt Sie aus Ihrem ersten Briefe, den ich ihn um die Zeit, da ich ihn erhielt, bey einem Besuche habe lesen lassen, weil er ein Mann ist, der Verstand und Geschmack liebt und besitzt. Dieser Mann mag also immer die Freude haben, Ihnen einen Brief von mir zu überbringen, und zugleich eine kleine Meuble auf Ihre Toilette, die schon drey Jahre ungebraucht in meiner Commode gelegen hat, und zu der ich auf eine besondere Art gekommen bin. Ich gab um die gedachte Zeit einen Besuch bey etlichen Damen, die von dem Lande zur Messe herein gekommen waren, und, unbekümmert um ihre Hände, gab ich nur auf ihre Reden Acht, sprach das Nothwendigste, und gieng wieder meinen Weg. Den Tag darauf fand ich das beygelegte Etui in meinem Rocke. Dieses ist die Geschichte des Etui. In der That weis ich nicht gewiß, von wem sichs herschreibt; aber es ist doch höchst wahrscheinlich, daß es durch die Hände einer der erwähnten Damen in mein Kleid ist practicirt worden. Es mag also immer wieder in die Hände eines Frauenzimmers kommen, in denen

es am besten aufgehoben ist. — Schriebe ich noch Bücher, liebe Mademoiselle, so würde ich Ihnen freylich lieber ein Buch von mir als die Meuble eines Galanteriehändlers schicken; allein da ich keine Bücher mehr schreibe und Ihnen also kein proportionirlich Gegengeschenk für Ihre Manschetten machen kann, so können Sie ja leicht ein mir heimlich gemachtes Präsent unter der Bedingung von mir annehmen, daß Sie mir den größten Gefallen dadurch erweisen. Nun sollte ich noch Ihren langen und schönen Brief vom 29. Junius beantworten, aber wie viel würde ich von mir selbst reden müssen, wenn ich ihn aufrichtig und genau beantworten wollte, und wie oft würde ich sagen müssen: Das ist zu viel Gutes von mir gesagt und Das auch —! Ich will Ihnen also lieber danken, als antworten. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause und schreiben Sie mir bald, daß Sie wohl leben. Ich bin stets

Ihr verbundenster Freund und Diener
Gellert.

269.

An dieselbe.

L. d. 4. Sept. 1762.

Liebe Mademoiselle!

Da Sie meine Bitte wegen des Etui so willig erfüllt haben, so ist es billig, daß ich Ihre Gegenbitte*) eben so willig erfülle, und das will ich so bald als möglich thun. Herr Oeser, mein Maler, ist ein sehr geschickter Mann, aber auch, wie alle Künst-

*) (Um Gellerts Portrait, s. den Brief v. 27. Aug. 1762 in dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 48.)

ler, ein langsamer Arbeiter. Wenn wird er mir also, liebste Freundin, eine Copie liefern können, da ich weis, daß wohl schon ein Dutzend bei ihm bestellt sind! Er hat mir dieses selbst gestanden, und es kömmt mir auch nicht fremd vor, da ich das Glück in der Welt genieße, viele Freunde zu haben. Mit einem Worte, Sie sollen mein Portrait haben; denn welche meiner Correspondentinnen hätte ein besseres Recht dazu, als Sie? und wer hätte mich so beredt und zugleich so bescheiden und liebreich darum bitten können, als Sie? Vielleicht kann mein Bruder die Erfüllung Ihres Wunsches beschleunigen helfen, da er Herr Oesern gleich gegenüber wohnt. Wenn ich nicht durchdringen kann, so weis ich keinen Rath, der helfen wird, als daß Sie selbst an Oesern schreiben. Er liebt das Geld nicht sehr, sonst wollte ich seine Eilfertigkeit gern durch eine doppelte Erkenntlichkeit zu gewinnen suchen.

Ihre Freundin, die Sie so sehr lieben, hat das Recht unsre Correspondenz zu lesen, weil sie Ihre Freundin ist, das versteht sich; und wenn lauter gute Leute in der Welt wären, so möchte alle Welt unsre Briefe lesen: ich denke, ich hätte nicht viel darwider. Grüßen Sie diese Ihre Freundin auf das Verbindlichste von mir, und danken sie ihr, daß sie so gut von Ihnen und von mir denkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause. Der Jgfr. Schwester können Sie immer die kleine Galanterie abtreten, wenn es wahr wird, daß Sie mein Portrait erhalten. Für Ihren Herrn Bruder, den ich nebst der kleinen Friderike vielmal grüße, will ich schon ein Buch finden.

Ihr ergebenster Freund
Gellert.

270.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 5. Sept. 1762.

— — Gott gebe Euch leibliche Gesundheit und Ruhe, sammt unserm ganzen Hause. Ja ich habe ein Pferd, und reite auch fast täglich Nachmittags von fünf bis sieben Uhr, aber niemals gerne und selten ohne Furcht. Allein kann ich gar nicht reiten, sondern ich nehme stets einen jungen Herrn zur Gesellschaft mit, und dieß macht mir viel Unbequemlichkeiten. Gott sey Dank, daß ich diese Bewegung noch vornehmen kann. Sie wird mir die Kräfte nicht geben, die mir mangeln; sie wird mir aber zuträglich seyn, hoffe ich. — — Lebt wohl und gesund und in Gott getrost.

G.

271.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 14. Oct. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Die Frau von Sevigné nennts grausam gegen sich seyn, wenn man sich ein Vergnügen entzieht, das man sich auf eine unschuldige und ungezwungene Art verschaffen kann. Ach ich habe vielleicht weit weniger, als andre, unter Vergnügen zu wählen; und grausam gegen mich zu seyn: dazu habe ich mir, denke ich, keine Ursache gegeben. Sie wissen, wie vergnügt ich bin, wenn ich Ihnen schreiben darf, und ich habe so lange nicht geschrieben! — Außerdem ist hier noch ein gewisser Herr Seidelin*),

*) Ein junger Däne, der damals in Leipzig studirte. Ebert.

der morgen nach Leipzig reist, und der mir verspricht, daß er auch vergnügt seyn will, wenn ich ihm einen Brief an meinen besten Herrn Professor mitgeben kann. Sie erlauben doch gütigst, daß ich ihm dieses Vergnügen mache? Eine lächerliche Frage! werden Sie denken. Freylich; aber ich bin mit allem dem zufrieden, daß Sie mir nicht darauf antworten können, und daß ich nur Ihre Antwort voraussetzen muß. Einmal kömmt mirs doch zu, so zu fragen. Wenn Sie mir nun antworten könnten, so würde es oft heißen: Heute nicht, mein gutes Kind! — — So ungefähr, wie manchmal bey uns, wenn sich jemand melden läßt: „Ja, heute gehts nicht an. Wir haben zu thun. — Wir haben Kopfschmerzen. Wir müssen ausgehen." Kommen aber die Leute, ohne vorher zu fragen; Gut! So sind sie da. Wer kann sich helfen? Vielleicht thut man erst ein wenig steif und fremd, hernach schickt man sich, so gut man kann, und endlich wird man wohl gar verdrießlich, wenn sie wieder fortgehen wollen. Denken Sie ja nicht, daß ich das Letzte hier auf meinen Brief anwenden will. O nein, liebster Herr Professor, dafür ist schon gesorgt! Denn was habe ich Ihnen zu sagen, das Sie verdrießlich machen könnte, wenn ich aufhöre?

Eine einzige Frage wollte ich mir indessen wohl die Freiheit nehmen an Sie zu thun, und gehorsamst bitten, daß Sie mir dieselbe einmal nach Ihrer Bequemlichkeit beantworten wollen.

Mein Vetter, der D. Stieglitz*), gab mir den ersten Theil von dem Emil des Rousseau zu lesen, ohne selbst etwas von diesem Buche gelesen zu haben. Es war mir lieb; denn die Verfolgungen, die dieses Buch erlitten und seinem Verfasser zugezogen,

*) Sohn des geheimen Kriegsraths und Bürgermeisters Stieglitz in Leipzig, der durch seinen unstäten und flatterhaften Sinn seinem würdigen und durch Ernesti's classische Zueignung des Cicero berühmten Vater vielen Kummer machte. Ebert.

machen es interessant, und so natürlich es ist, wenn jemanden der Kopf abgeschlagen wird, zu fragen: Was hat er gethan? eben so natürlich ist es, wissen zu wollen, warum das Buch zum Feuer verdammt worden. Heute kommt Stieglitz zu mir. Ich spreche: Hier haben Sie Ihr Buch wieder, geben Sie mir nun den andern Theil. — — „„Nein, Cousine."" „Nun? warum?" „„Ich lese selbst nicht weiter."" „Deswegen kann ichs doch „wohl lesen." „„Im Ernst, Cousine, Sie kriegens nicht; ich „„darfs Ihnen nicht geben."" „Wer verwehrts denn?" — „„Doctor Reinh — „Was geht uns D. Reinhold*) an?" — „„Fragen Sie nur Ihren Bruder, der hats gehört; der Doctor „„sagte, es wäre ein giftiges Buch. Er giebt mir den Fluch, „„wenn ichs Ihnen lesen lasse."" — „Was steht aber so Gefähr- „liches darinnen?" — „„Auf mein Wort, ich weis es nicht, „„ich habe es ja nicht gelesen, aber der Doctor"" — „O mit „Ihrem Reinhold!" — „„Auch andre Leute. Der Geh. Rath „„Fritsch fragte mich, ob ich närrisch wäre, daß ichs Ihnen „„gegeben hätte? Ich darf gewiß nicht."" So stritten wir, liebster Herr Professor, und endlich verglichen wir uns dahin, daß ich Sie fragen sollte, wofern Sie das Buch kennen, ob er mirs geben darf, und er ließ mich versprechen, es nicht zu lesen, wenn Sie es nicht wollen, und wenn mirs auch hundert Leute geben wollten. Das that ich gern, und wills ihm auch halten. Große Lust hätte ich, zu sehen, was für ein Lehrgebäude von Religion Rousseau seinem Emil beybringen und auf welche Art er sie ihn lehren wird.

So habe ich Ihnen denn wieder, mein theuerster Herr Professor, eine halbe Viertelstunde Zeit verderbt! Nun will ich eilen und es dem Herrn Oberpostcommissär eben so machen, und hernach untröstlich seyn, wenn Sie verdrießlich darüber werden.

*) Hofrath Reinhold, damaliger Amtmann zu Dresden. Ebert.

Herr Seidelin hat mir auf die Fragen, daß ich Ihrer Gesundheit wegen an ihn that, solche Antworten gegeben, wie ich sie immer zu erhalten wünsche. Leben Sie ferner recht sehr wohl. Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

272.

An Caroline Lucius.

L. d. 26. Oct. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Alle Ihre Briefe sind mir sehr lieb, Sie mögen mir sie durch die Hände des Briefträgers oder guter Freunde schicken, und das müßte auch ein sehr mürrischer Kopf seyn, dem sie nicht gefielen, und der sich nicht darüber freuen sollte, daß Sie so gern an ihn schreiben. So viel ist gewiß, daß es mir kein geringeres Vergnügen ist, Ihre Briefe zu lesen, als Ihnen, an mich zu schreiben; denn ich lege Ihr Geständniß nach dem Buchstaben aus, weil ich weiß, daß Sie nichts anders reden, als was Sie denken. Und warum sollten Sie auch nicht gern an einen Mann schreiben, der Sie als seine Tochter liebt, und das aus den besten Gründen?

Aber auf den Emil des Herrn Rousseau zu kommen, meine beredte Freundin, so muß ich Ihnen kurz gestehen, daß ich von diesem Buche nichts als die Vorrede gelesen habe, daß mein Leben, nach meinen Gedanken, zu kurz ist, als daß ichs jemals ganz lesen sollte, und daß ich, wenn auch dieß nicht wäre, zu wenig ein Freund der Schreibart des Rousseau bin, als daß ichs ganz lesen könnte. Ich liebe das Natürliche und einfältig

Schöne und Wahre, und Rousseau liebt das Sonderbare, das Paradoxe, und höchstens das schimmernde Wahre, das in Verwunderung und Bestürzung setzt, es mag überzeugen oder nicht, bessern oder verderben. Es kann seyn, daß in seinem Emil oft viel Gutes und der Tour nach Neues steht, das man vielleicht in andern Büchern von der Erziehung, in dieser Art gesagt, nicht findet. Allein wenn seine Weisheit im Ganzen sich nicht mit der Religion verträgt, wie man ihm Schuld giebt, und auch nur einer einzigen Wahrheit der heiligen Schrift widerspräche, so entbehre ich sie mit großer Zufriedenheit, und werde, so lange mich zuverlässige Richter nicht das Gegentheil lehren, andre lieber bitten, das Werk nicht zu lesen. Bey Ihnen aber, liebe Mademoiselle, (und hier sehen Sie die Größe meines Zutrauens zu Ihnen) bey Ihnen, sage ich, will ich eine Ausnahme machen. Denn so viel Beredsamkeit und Scharfsinn Rousseau auch hat, das Ungegründete gegründet, und das Mögliche zum Wahren zu machen, so bin ich doch überzeugt, daß er Ihren Verstand nicht so leicht hintergehen, und von Ihrem guten und für die Ehre der Religion empfindlichen Herzen mehr zu fürchten haben wird, als von aller Philosophie. Wen gefährliche und ungläubige Grundsätze in seiner Ueberzeugung nicht wankend machen, sondern seinen Glauben, wenn er sie liest, durch ihre Ungereimtheit und Thorheit und Widerspruch nur noch mehr befestigen, wer das von sich weis und fühlet, der kann in der That das Recht und zuweilen eine Pflicht haben, solche Schriften zu lesen. Ich aber, meine Freundin, der ich bey meinen siechen Stunden die schönen Psalmen eines Rousseau (ich meine den Dichter Rousseau) selbst nicht schön finde, wie sollte ich Geschmack an dem Emil des übelberufenen Rousseau finden? Ich bin so stolz, daß ich glaube, das Beste von der Erziehung gelesen oder gedacht zu haben, und so viel mir auch Rousseau von dem noch Mangelhaften und Unentdeckten in dieser Materie

in seiner Vorrede vorsagt, so habe ich doch zu den Grundsätzen einer gesunden und durch die Religion verbesserten und aufgeklärten Vernunft so vieler großen Männer das Vertrauen, daß sie das Wichtigste, Brauchbarste und durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte am meisten Bestätigte in ihrem Unterrichte nicht so leicht werden übersehen haben, wenn sie uns auch viel Müßiges und nur im Gedanken Wahres mitgelehret hätten. Ich wollte wohl wetten, daß Mosheim zu Ende seines ersten Theiles der Sittenlehre, auf wenig Blättern, mehr brauchbare Weisheit zur guten Erziehung vorgetragen hat, als Rousseau in seinen vielen Bänden. Ja, ich wette noch mehr, ich verwette meinen Namen, und alle meine Schriften, und alle meine Freunde, daß wenn Sie, meine liebe Lucius, die Tochter des Rousseau wären, Sie unter seinen philosophischen Händen nicht halb so vortrefflich erzogen wären, als Sie an der Seite einer nicht speculativen, sondern verständigen frommen Mutter sind erzogen worden. Basedow in seiner practischen Philosophie für alle Stände hat in zwey kurzen Capiteln die vornehmsten Regeln von dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend (zu Ende des ersten Bandes) gesammlet, und, einfältig mit Zahlen bemerkt, dem Leser hingesetzt. Lesen Sie diese, gute Mademoiselle, wenn Sie den witzigen Emil gelesen haben, und sagen Sie mirs alsdann auf Ihr Gewissen, ob ein verständiger, sorgfältiger, christlicher Vater, oder auch eine ihm ähnliche Mutter, oder so ein Lehrer, Anführer, oder Freund, bey einer klugen Anwendung dieser und andrer einfältigen Regeln, den Verstand und das Herz ihrer Jugend nicht gewisser und kürzer und glücklicher bilden werden, als nach den feyerlichen Betrachtungen eines Rousseau, der sich in denselben, vielleicht mehr ihrer Kühnheit, als Nutzbarkeit wegen, gefällt. — Doch wozu dieses Alles? Scheint es doch, als ob ich die Erlaubniß, die ich Ihnen ertheilet, nur darum ertheilet hätte, um Sie Ihnen mit der andern

Hand zu nehmen. Aber nein, Sie sollen sie behalten, weil ich Ihnen mehr Stärke zutraue, als den meisten hundert andern Lesern; es wäre denn, daß Ihr Herr Vetter D. Stieglitz sich diesem Privilegio widersetzte. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße, und dessen Güte Herr Seidelin sehr rühmet.

Gellert.

273.

An dieselbe.

L. d. 26. Oct. 1762.

Liebste Mademoiselle,

In dem Augenblicke, da Goedicke meinen Brief auf die Post getragen, kam ein wackrer Mann zu mir, dem ich sagte, was ich Ihnen auf Ihre Frage wegen des Emils geantwortet hätte. „Ich, sprach er, habe das Buch schon in Braunschweig gelesen. Es ist wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit das gefährlichste, das vielleicht jemals zum Umsturze der christlichen Religion geschrieben worden. Er entwirft, indem er die Wahrheiten und Grundsätze der Offenbarung geschickt zu Vernunftwahrheiten macht und sie naturalisirt, so ein reitzendes Bild der natürlichen Religion, daß alle geoffenbarte überflüßig zu seyn scheint. Endlich erklärt er sich offenbar wider die Göttlichkeit der Schrift, ob er sie gleich wegen ihrer Einfalt und Hoheit zu dem besten Buche, und unsern Erlöser zum göttlichsten Menschen mit tausendfachen Lobsprüchen erhebt.“ Wer, setzte mein Freund hinzu, wer in seinem Glauben wahrhaftig und göttlich gegründet ist, und in seinem Herzen die Kraft der Schrift empfindet, der wird, wenn er das Buch gelesen hat, Gott danken, daß er nicht

Rousseau ist; Gott bitten, daß er ihn nicht zum Glauben eines Rousseau herabfallen lasse; an diesem geistreichen Scribenten erkennen, wie sehr der Glaube dem Witze und Stolze des Menschen zuwider ist, und wie gern er sich in der Naturtugend allen Zwang anthut, wenn er nur die Fesseln einer Offenbarung dadurch zerbrechen kann. — Dieses sagte der wackre Mann, und kaum hatte ers gesagt, so eile ich aus Pflicht und Liebe es Ihnen zu sagen, und Sie zu bitten, mit der Lectüre der übrigen Theile des Rousseau noch einige Zeit anzustehen; und was könnten Sie wohl der Bitte Ihres Freundes Gellerts versagen?

274.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 8. Nov. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der neun und zwanzigste October war mir ein sehr glücklicher Tag, und das aus zweyerley Ursachen. Zwey Briefe auf einmal von meinem besten, meinem verehrtesten Freunde! und gleich vorher — — — Doch die Ursache, die mich zuerst auf die Gedanken brachte, daß der Tag für mich glücklich sey, will ich Ihnen hernach sagen. Itzt will ich nur an Sie und Ihre Güte denken; aber alle meine Liebe, alle meine Ehrerbietung, alle meine Dankbarkeit ist nicht hinreichend für Sie. Ich könnte keine Zufriedenheit haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mein ganzes Herz kennen. — — O gewiß! Sie kennen es. Niemand kann seinen Vater besser lieben; und wenn ich, denke ich, meine liebsten Anverwandten nicht hätte und Niemanden angehörte, der mir werth wäre, so würde doch der Gedanke, daß einer von den besten verehrungswürdigsten Männern, der Mann, den alle Recht-

schaffne lieben, den auch die hochachten, die es nicht sind, mich wie seine Tochter liebt, und es mir selbst sagt, stark genug seyn, mein leeres Herz zu erfüllen und zufrieden zu stellen. Ja, mein theuerster Herr Professor, ich will Sie beständig kindlich verehren. Lassen Sie mich immer Ihre Tochter, Ihre Caroline seyn. Hören Sie, nennen Sie mich manchmal Ihre Caroline, wie mein Vater und meine Mutter thun, und wie Sie thun würden, wenn ich wirklich Ihre Tochter wäre.

Was Sie sich für Mühe geben, und wie viel gütige Sorgfalt tragen Sie nicht für mich! — Ja, liebster Herr Professor, ich will den Emil nicht lesen. Dr. Stieglitz hätte sich dem Privilegio, es zu lesen, widersetzt, wie er mir gesagt hat. Er hat das Buch nunmehr gelesen. Er spricht, das Irrige darinnen sey sehr subtil, und er hält dafür, daß es Leuten von feinem Verstande gefährlicher seyn kann, als gemeinen Lesern; doch freute er sich über den Rath, den auch Sie mir gegeben haben, es nicht zu lesen, und lobte meine Folgsamkeit! Ich gebe es willig auf; denn gesetzt auch, diese Lectüre schadete mir gar nichts, so ist sie mir doch sehr entbehrlich; und eine Schrift, die unsere Grundsätze und unsern Glauben in Gefahr setzen könnte, aus bloßer Neubegierde zu lesen (und das war, ich gestehe es, mein erster Bewegungsgrund), ist für uns Menschen, die wir keine Zeit zu verschwenden haben, ein Misbrauch und ein Vorwitz, der vielleicht bestraft zu werden verdient. Indessen bin ich eben nicht verdrießlich, den ersten Theil gelesen zu haben. Er enthält schlechterdings nicht das geringste Anstößige, und wie es mir vorkam, etliche sehr nützliche und sehr wahre, aber auch viel gemeine, viel chimärische und schwer auszuübende Dinge. Der Schein der Wahrheit aber, und die überredende einnehmende Art, mit der sie gesagt werden, und die es nicht zuläßt, daß sie einem so langweilig, so falsch und so unmöglich vorkommen, als bey einem andern Vortrage geschehen müßte, ist wenigstens eine

gute Warnung, sich mit der Beredsamkeit der folgenden Theile, die mehr interessiren und gefährliche Materien enthalten, nicht auf gut Glück einzulassen. Rousseau mag wohl seinen Witz und seine Beredsamkeit verschwenden, das Ungegründete gegründet und das Falsche zum Wahren zu machen, es ist aber Schade, daß er sie dadurch heruntersetzt und entkräftet, da er sie, wo er Wahrheiten, die aller Annehmung würdig sind und die jeder von Vorurtheilen freye Verstand für richtig erkennen muß, empfehlen und unterstützen will, auf eine sehr rührende und überredende Art anzuwenden weiß. Ich habe Lust, eine Stelle anzuführen, die ich für einen Beweis von demjenigen halte, was ich eben gesagt habe. Wenn ich Ihnen, liebster Herr Professor, damit beschwerlich bin, so werden Sie die Güte haben, diese Stelle zu übergehen.

Von der sehr strengen Zucht und der vielen Arbeit, welcher die meisten Kinder, die man gut zu erziehen gedenkt, von ihren ersten Jahren an unterworfen werden, schreibt Rousseau im andern Buche auf der 139. Seite also:

Des enfans qui naissent, la moitié tout au plus parvient à l'âge d'adolescence, et il est probable, que vôtre élévé n'atteindra pas l'âge d'homme. Que faut-il donc penser de cette éducation barbare, qui sacrifie le présent à un avenir incertain, qui charge un enfant des chaines de toute espèce, et commence par le rendre misérable, pour lui préparer au loin, je ne sai quel prétendu bonheur, dont il est à croire qu'il ne jouira jamais? Quand je supposerois cette éducation raisonnable dans son objet: comment voir sans indignation de pauvres infortunés soumis à un joug insupportable, et condamnés à des travaux continuels, sans être assurés que tant de soins leur seront jamais utiles? L'âge de la gaieté passe au milieu des pleurs, de châtimens, des menaces, de l'esclavage. On tourmente le malheureux pour son bien, et

l'on ne voit pas la mort qu'on appelle, et qui va le saisir au milieu de ce · triste apareil. Qui sait combien d'enfans perissent victimes de l'extravagante sagesse d'un père ou d'un maître! Heureux d'échaper à sa cruauté, le seul avantage qu'ils tirent des maux qu'il leur a fait souffrir, est, de mourir, sans regretter la vie dont il n'a connu que les tourmens.

Aber welcher strenge Vater oder Lehrer wird die gleich darauf folgende Apostrophe lesen können, ohne gerührt zu werden, und sich Vorwürfe zu machen? So fährt er fort:

Hommes, soyez humains! c'est vôtre prémier devoir: Soyez—le, pour tous les états, pour tous les âges, pour tout ce qui n'est pas étranger à l'homme! Quelle sagesse y a-t-il pour vous hors de l'humanité? Aimez l'enfance, favorisez ses jeux, ses plaisirs, son aimable instinct. Qui de vous n'a pas regretté quelquefois cet âge où le rire est toujours sur les lèvres, et où l'ame est toujours en paix? Pourquoi voulez-vous ôter à ces petits innocens la jouissance d'un tems si court qui leur échappe, et d'un bien si précieux dont ils ne sauroient abuser? Pourquoi voulez-vous remplir d'amertumes et de douleurs ces premiers ans si rapides, qui ne reviendront pas plus pour eux, qui ne peuvent revenir pour vous? Pères, savez-vous le moment où la mort attend vos enfans? Ne vous préparez des regrets en leur ôtant le peu d'instans que la nature leur donne. Aussitôt, qu'ils peuvent sentir le plaisir d'être, faites qu'ils en jouissent; faites qu'à quelque heure que Dieu les appelle, ils ne meurent point sans avoir gouté la vie.

Was kann menschlicher seyn? Ich weis noch eine Stelle, welche die Mütter angeht, die ihre kleinen Kinder aus ihrer Sorge und fremden Händen überlassen, die wegen ihrer größern Nutzbarkeit der itzt angeführten noch vorzuziehen ist und die Er-

mahnungen enthält, welche wohl Gehorsam verdienten. Aber was hilft das alles? Es ist vielmehr ein Unglück für die Leser, wenn ein Buch in gewissen Betrachtungen so gut und in andern wieder so sehr schlimm ist. Doch wir wollen den Emil verlassen.

Lassen Sie nun, liebster Herr Professor, mich Ihnen auch mein andres Glück erzählen, das mir an dem Tage widerfuhr, an welchem ich Ihre Briefe erhielt. Ich saß bey meiner Schwester, als man mir ein versiegeltes Packet und ein Compliment vom Herrn Consistorialregistrator Zeis brachte, der mir sagen ließ, hier schicke er mir ein schönes Buch zu lesen. Ich riß es auf, und fand die Geschichte der Miß Sidney Biddulph, und in derselben einen Brief, worinn er mir das Buch mit sehr eifrigen Ausdrücken anpries und auf die gütigste Art meine Freundschaft verlangte. Ich muß Ihnen sagen, hochzuehrender Herr Professor, daß Herr Zeis schon länger als zwey Jahre mein naher Nachbar ist, ich aber habe sonst nichts von ihm gewußt, und ihn nicht weiter gekannt, als daß ich ihn und seine Frau habe auf der Gasse gehen sehen. Herr Zeis aber ist mehr von mir unterrichtet gewesen; denn eine meiner Freundinnen, welche auch die seinige ist, hat ihn, mir unbewußt, mit meinem Character auf eine für mich vortheilhafte Art bekannt gemacht. Ich habe eine aufrichtige Freude über das unerwartete Geschenk seiner Freundschaft. Künftig soll es eine meiner liebsten Sorgen seyn, sie zu verdienen und zu unterhalten. Ich habe mich bemüht, ihm meine Dankbegierde in meiner Antwort zu bezeigen, und ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß er damit zufrieden war; denn er schickte mir gleich den darauf folgenden Morgen eine Gegenantwort, die voll von Güte und Freundschaft ist. Er hat mir einige Briefe geschickt, die Sie, bester Herr Professor, zu verschiedenen Zeiten an ihn geschrieben, und ich habe daraus gesehen, wie sehr Sie sein Freund sind, und wie hoch ich ihn zu

schätzen habe. — Billigen Sie aber auch die Güte Ihres Freundes, liebster Herr Professor? Ach ja! Sie gönnen mir seine Freundschaft. Ich bin glücklicher, als ichs verdiene; aber Sie werden sich freuen, daß ich so glücklich bin. Morgen will ich ihm seine Miß Biddulph wieder schicken und dazu schreiben; denn er hat mirs gesagt, daß sie nicht leer wiederkommen soll, und da will ich ihm alles sagen, wovon ich glaube, daß es ihm gefallen kann; denn ich bin meinem neuen Freunde recht sehr gut, ob ich wohl in meinem Leben kein Wort mit ihm gesprochen habe.

Herr Seidelin ist ein gutherziger Mensch. Er hat an meinen Bruder und auch an mich geschrieben und uns viel unverdienten Dank gesagt. Wir haben ihm nur wenige und gemeine Höflichkeiten erweisen können; aber gute Leute schätzen jede, auch noch so kleine Gefälligkeit. Sein Brief war recht artig. Ich wunderte mich, daß er so hübsch war, da er doch unsrer Sprache nicht einmal recht mächtig ist.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Unser Haus empfiehlt sich gehorsamst, und ich kenne und liebe die große Pflicht, die ich habe, lebenslang mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

275. (96.)

L. d. 15. Nov. 1762.

Liebster Herr B****.

Einem Freunde, der in der Barbarey lebt, nicht zu antworten, ist wirklich ein großer Fehler; und gleichwohl habe ich mich

dieses Fehlers ein ganzes halbes Jahr schuldig gemacht, und zwar gegen Sie, den ich so sehr liebe und hochschätze, und der mich gewiß nicht minder liebt; wie soll ich dieß verantworten? Nein, liebster B****, vor meinem Herzen kann ich diesen Verzug nicht ganz verantworten, so sehr mich auch meine stets kränklichen Umstände, und die mit ihnen verknüpfte Beschwerlichkeit meiner täglichen Berufsarbeiten zu entschuldigen scheinen. Wenn ich in Mequinez wäre, würde mir der Brief eines Freundes nicht die größte Wohlthat seyn, und würde ich nicht mit Recht eben wegen meiner großen Entfernung desto eher und gewisser eine Antwort von ihm erwarten? Ja, ich habe gefehlet, und ich bitte Sie nicht allein um Vergebung, sondern ich eile heute, diesen Fehler wieder gut zu machen. Ich eile, Ihnen für alles das herzliche Gute, das Sie mir in der ersten Hälfte Ihres Briefs sagen, für alle Ihre Liebe, und die nicht ganz verdiente Erkenntlichkeit, die Sie mir bezeugen, und die ich gern ganz verdienen möchte, aufrichtigst zu danken. Ich umarme Sie in Gedanken, versichere Sie aller meiner Freundschaft, und wünsche Ihnen von Gott, was man nur Gutes wünschen kann. Er lasse Sie die Spuren seiner gnädigen Vorsehung täglich unter einem wilden Volke erblicken, und mache Sie selbst zum größten Wohlthäter einer Nation, der das Erkenntniß der Religion, und also auch der größten Glückseligkeit, mangelt. Wer weis, liebster Freund, warum Sie Gott in dieses entfernte und finstre Land vor Andern hat gehen lassen; ein Land, an das Sie vor zehen Jahren vielleicht nicht gedacht! Auch nur eine einzige Seele glücklich zu machen, ist das nicht die höchste That eines Menschen? Und kann diese That nicht Ihrem guten, liebreichen und christlichen Herzen, außer der glücklichen Besorgung der Geschäffte eines dänischen Consuls, vorbehalten seyn?

Die andre muntre Hälfte Ihres Briefs aus Salee hat mir, wenn ich auch zu krank bin, Ihren Scherz ganz zu fühlen, doch

deswegen angenehm seyn müssen, weil sie mir ein Beweis ist, daß ein zufriedner Geist auch in der Barbarey noch froh denken und witzig scherzen kann. Mein Bruder, und die Grafen M[oltke] und Sch[eel] und B[rühl] haben Sie belohnet, und herzlich über Ihre Vergleichung zwischen mir und dem Sidi-Mahomed gelacht. Alle diese Ihre Freunde grüßen Sie durch mich bestens. Wirklich machen Ihre Dänen unsrer Akademie und ihrem Vaterlande viel Ehre, und versprechen ihrer Nation und der Welt große Dienste. Wie angenehm muß Ihnen diese Versicherung aus meinem Munde seyn! Leben Sie wohl, liebster Freund, unter dem Schutze des Allmächtigen, und der Ruhe Ihres Gewissens, und der Gnade Ihres Königs.

G.

276.

An den Freiherrn von Craussen.

L. d. 22. Nov. 1762.

Theuerster Herr Baron,

Ihr letzter Brief ist ein großes Schrecken für mich gewesen. Ich erhielt ihn gestern, ich will ihn heute beantworten, und ich weiß kaum, was ich Ihnen sagen soll; so unruhig bin ich noch! Also mußten Sie, mein Gönner und Freund, Sie und Ihre theuerste Gemahlin, ein Opfer der Wuth im Kriege werden, ein Raub der schrecklichsten Barbaren? Nie ist dieser fürchterliche Gedanke in meine Seele gekommen, wenn ich in den sieben Jahren des Krieges an Sie dachte; und warum hat es mir gleichwohl nicht einfallen können, daß Ihnen ein solches Schicksal begegnen könnte? Habe ich gedacht, daß einem frommen und unschuldigen Manne keine Mißhandlungen und Grausamkeiten

widerfahren könnten? Befreyt uns denn die Tugend von der Wuth des Unmenschen? Nein, aber Gott, der sie an Ihnen zugelassen, wird Sie und Ihre würdige Gattinn auch durch den Trost und Muth unterstützet haben, den nur rechtschaffene Seelen genießen und empfinden können. Er erfreue und segne Sie beyde in den noch übrigen Tagen Ihres Lebens mit Ruhe des Friedens und Zufriedenheit Ihrer Seelen! Dieses, theuerster Freund, wünsche ich Ihnen herzlichst und werde nicht aufhören, es Ihnen von Gott zu wünschen, so lange ich lebe; denn wie viel Ursache habe ich nicht Sie zu lieben und zu verehren, und Ihnen Gutes zu wünschen? Ich küsse Ihrer Frau Gemahlin ehrerbietigst die Hand. Also leben Sie immerdar wohl und lieben Sie

Ihren

verbundenst ergebensten
Gellert.

277.

An Caroline Lucius.

L. d. 23. Nov. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Es ist jetzt fünf Uhr, da ich mein letztes Collegium geschlossen, und ich bin außerordentlich ermüdet. Möchte ich mich doch an einem Briefe an Sie, meine liebe Freundin, einige Augenblicke erholen können; denn lange kann ich doch nicht mit Ihnen reden, weil ich um sechs Uhr Besuche, das ist nach meiner Empfindung, neue Arbeiten habe.

Erstlich wollen Sie also den Emil des Rousseau nicht fort lesen. Das ist vortrefflich, und ich danke Ihnen für diesen Ent-

schluß, als für eine große Wohlthat, ob ich gleich, selbst aus den Stellen, die Sie mir angeführet haben, sehr überzeugt bin, daß weder Ihr Verstand noch Ihr Herz auch da, wo Rousseau gut ist, viel verlieren würden. Wir haben ja so viel vortreffliche Bücher; warum sollten wir die halbguten oder die mehr gefährlichen, als nützlichen, lesen? Viel vortreffliche Bücher? werden Sie vielleicht denken. Ja, Mademoiselle, nach meiner Rechnung giebt es viele. Wenn ich zehn auserlesne Bücher habe und jedes zehnmal lese, so ist es für mich, als hätte ich derselben hundert. Damit tröste ich mich, wenn andre mit Recht über den Mangel guter Schriften, gegen die vielen schlechten gehalten, klagen.

Aber was geht uns Rousseau weiter an? Nichts mehr von ihm. Herr Zeis ist uns doch wohl wichtiger; wenigstens steht in seinem langen Briefe, den ich heute von ihm erhalten, und den Sie auch gelesen haben, mehr, das rührt und unterrichtet und erbaut, als gewiß in dem ganzen Lebenslaufe des Emils, in den ganzen drey Bänden, ewig nicht vorkommen wird. Er und seine liebe Frau sind also unerwartet Ihre Freunde geworden, ein Glück für Sie, meine beste Correspondentin, und eben so wohl ein Glück für den guten Zeis und seine Friederike.

Habe ichs Ihnen nicht vorher verkündigt, daß sich die Zahl Ihrer Freunde ohne Ihr Wissen bald vermehren würde? Sie verdienen geliebt zu werden und Ihr Verdienst wird in dem Umgange mit so rechtschaffnen Freunden, wieder ohne Ihr Wissen, sich vermehren und Ihnen immer mehr Achtung und Liebe erwerben, und so wird endlich, auch unvermerkt, der Freund erscheinen, der ganz für Ihr Herz, für Ihre Tugend, Ihre Liebe und Ihr Leben bestimmt ist. Nach meinem Wunsche soll es einer der besten Menschen seyn. Gott gebe Ihnen dieses Glück, wenn es seiner Weisheit gefällt. Leben Sie wohl, meine liebe Caroline, und grüßen Sie Herr Zeisen und seine Frau Liebste auf das beste von mir.

Gellert.

278. (91.)

1762.

Es schmerzet mich, daß ich Sie nach einem langen Jahre nicht wenigstens etliche Stunden sprechen, und das Gute und Böse, das Frohe und Traurige Ihres ersten Feldzuges durch Sie selbst erfahren soll. Es ist ein einziges Mittel, mir diesen Verlust einigermaßen zu ersetzen, nämlich, wenn Sie mir Ihre Memoiren zu lesen schicken; denn ganz gewiß haben Sie ein Tagebuch Ihres ersten militairischen Lebens gehalten. Sie wissen ja, daß sich Cäsar durch seine Commentarios eben so sehr, als durch seine Siege verewiget hat. Im Ernste, liebster Sch[önfeld], ich würde mich sehr erfreun, wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten, gleich von dem ersten Anfange Ihres Dienstes, ein getreues und ungekünsteltes Journal zu halten. Eine solche Schrift verschafft tausend Vortheile. Sie übt uns in der Schreibart, macht uns auf das, was wir thun, sehn oder hören, achtsamer, giebt uns zu guten Anmerkungen und Regeln über unsre Berufsgeschäffte Gelegenheit, und wie oft muß sie einem Soldaten bey so mannichfaltigen Gefahren der Gesundheit, des Lebens und Gewissens, und bey Errettung aus diesen Gefahren, Anlaß geben, die Spuren der göttlichen Vorsehung dankbar zu bemerken! Und endlich, wie kostbar muß eine solche Sammlung jugendlicher selbst erlebter Begebenheiten einst im Alter seyn! Ich verlasse mich also darauf, daß ich diese Nachrichten, wenn Sie welche niederschreiben, einmal zu sehn bekomme, umarme Sie in Gedanken mit tausend guten Wünschen zu Ihrem zweyten Feldzuge, bete für Ihre beständige Wohlfahrt, und versichere Sie meiner unaufhörlichen Liebe, Freundschaft und Ergebenheit.

G.

*) (An denselben Officier, an welchen der Brief No. 255 gerichtet ist.)

279. (94.)

An Herrn **.

1762.

Sie werden eine erstaunende Arbeit haben, wenn Sie Ihren Psalmliedern alle die Schönheiten durch die Verbesserung geben wollen, deren sie fähig sind. Ich weis es aus der Erfahrung, wie schwer es ist, geistliche Lieder zu dichten, auch wenn man seinen eignen Vorstellungen folgen darf; wie viel schwerer muß es nicht seyn, die Psalmen in Lieder, nach gewissen Melodien, so glücklich überzutragen, daß man, seinem heiligen Originale treu, auch die schweren Regeln der Poesie, und die Pflichten der kirchlichen Erbauung beobachte! Es sind wohl sechs Jahre, daß ich einen Versuch mit dem fünf und zwanzigsten Psalme zu einem Kirchenliede wagte, und er ist mir ungeachtet aller Verbesserungen so mißgeglückt, daß ich ihn in dieser Zeit nicht wieder angesehn, und daß ich hingegen seit dieser Zeit die Psalmenlieder Gerhards nur desto mehr bewundert habe. Wenn ich das kräftige und starke Lied des seligen Luthers, das Lied des hundert und dreyßigsten Psalms: Aus tiefer Noth ꝛc. gegen mein Lied aus dem fünf und zwanzigsten Psalme in Gedanken halte: so fühle ich mich nicht wenig beschämt. Aber durch alles dieses will ich Sie gar nicht von Ihren so schätzbaren Bemühungen, die sich auf das Beste der öffentlichen Andacht beziehn, abhalten; nein, ich will Sie nur im voraus zu beruhigen suchen, wenn Ihnen die angestellten Versuche der Ausbesserung nicht glücken sollten. Uebrigens danke ich Ihnen für das besondre Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und bin mit der vollkommensten Hochachtung

G.

280. (97.)

1762.

Gnädige Frau,

Also ist der ganze Plan Ihres künftigen Lebens, der auf Ruhe und Einsamkeit gieng, zernichtet? und ich kann mir alle die widrigen Zufälle, Verdrießlichkeiten und Zerstreuungen unmöglich vorstellen, die Ihnen seit dem Anfange des nunmehr verfloßnen Jahres begegnet sind? Ein schweres Schicksal für Sie, und eine traurige Nachricht für mich, der ich Sie so gern ruhig und nach Ihrem Wunsche glücklich sähe. Aber ich weis auch, daß ein Herz, wie das Ihrige, sich selbst in denen Schickungen, die wider unser wahres Beste zu seyn scheinen, der Vorsehung gern unterwirft. Auch da, wenn es menschlich klagt; auch mitten unter den traurigen Empfindungen, die selbst in der gelassensten Seele nicht aussterben, beruhiget es sich dennoch mit den Betrachtungen der Weisheit und Macht, der Güte und Gerechtigkeit des Herrn, der alle unsre Schicksale, gute und traurige, kennt, verhängt, zuläßt und zu unserm und Andrer Glücke im Verborgnen lenket, und stets nach unsern Kräften abmißt. Getrost also, meine theuerste Freundinn, wenn Sie künftig Ihre Tugend darinne beweisen und üben sollen, daß Sie den entworfnen Plan Ihres künftigen Lebens, den Plan der Ruhe und der Einsamkeit, mit dem Plane eines geschäfftigen und in die Augen leuchtenden schweren Lebens vertauschen müssen. Wer mehr Kräfte empfangen hat, empfängt auch größre und in das Beste der Welt stärker einfließende Pflichten. Wie viele und wichtige Gelegenheiten Gutes zu thun, und das Licht Ihrer Weisheit und Tugend vor der großen Welt, der vielleicht ein solches Beyspiel nothwendig war, leuchten zu lassen; wie viele solche Gelegenheiten werden Sie nicht in diesem neuen unruhvollen Leben antreffen, und endlich in der Unruhe selbst, und in der Art, sie

zu tragen und anzuwenden, nur mehr Ruhe des Herzens, und mehr Hoffnung und Trost des künftigen vollkommnern Lebens finden! Doch vielleicht sind auch Ihre itzigen Umstände nur eine kurze eingeschaltete Begebenheit, die das Ganze Ihres Plans nicht stören, sondern sich bald mit denselben vortheilhaft wieder vereinigen soll. Ja, theuerste Freundinn, Geduld und Demuth sind unstreitig die schwersten Pflichten bey anhaltenden Widerwärtigkeiten; das hat mich eine traurige Erfahrung von vielen Jahren gelehret; aber wir können oft ohne langwierige Unfälle der Tugenden, zu denen wir berufen sind, gar nicht fähig werden, und wir haben ja stets einen mächtigen Beystand und mit demselben das wahre Glück, das Glück unsrer Seele, das uns auch im Tode bleibt; dieß muß unser höchster Trost seyn.

Vor einigen Jahren war der Wunsch und der Plan meines Lebens, wie der Ihrige, Ruhe, und nützliche Einsamkeit. Nichts schien mir erlaubter, und nichts schicklicher für meine guten Absichten und meine ganzen Umstände, als dieser Wunsch. Du willst dich, dachte ich oft bey mir selbst, in die Stille auf das Land, in eine gute Familie begeben, daselbst die Pflichten des Privatlebens mit Gott genau beobachten; für dich und die Ruhe deiner Seele studiren und angelegentlich sorgen; nützliche Schriften, die etwa nach deinem Tode heraus kommen mögen, aufsetzen; von Zeit zu Zeit einen fähigen Knaben zu dir nehmen, und ihm sein Herz weise und christlich zu bilden suchen, und so, ja so willst du dein Leben ohne Geräusche, sanft und stille bis an sein Ende führen. Aber ach, gnädige Frau, wie viel unglücklicher würde ich itzt seyn, wenn dieser Wunsch wäre erfüllt worden! Unfähig, wie ich itzt bin, die Stille und Ruhe des Landes zu genießen, die Stunden der Einsamkeit durch selbst erwählte Geschäffte auszufüllen und nutzbar zu verwenden; ungeschickt, Bücher zu schreiben, und die Herzen der Kinder zu bilden; zu krank, um an den erlaubten Freuden eines genauen Umgangs

Theil zu nehmen, oder mich mit dem Lesen guter Bücher lange zu unterhalten; was würde ich in diesen Umständen (versetzt in den ehedem gemachten Plan meines Lebens) für eine höchst traurige Rolle spielen; da die vorigen Wünsche gar nicht mehr meine Wünsche sind, und bey meinem itzigen Schicksale es gar nicht seyn können! — Möchte doch das neue Jahr, das wir bald antreten, eines der zufriedensten und besten Ihres ganzen Lebens seyn! Dieses wünsche ich aufrichtig, und bin zeitlebens

G.

---

281. (82.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 3. Jan. 1763.

Bald werde ich die Furchtsamkeit, mit der ich Ihre freundschaftlichen Wohlthaten annehme, für das Merkmal eines eiteln Herzens ansehn, das sich keine Verbindlichkeit will auflegen lassen, sondern lieber der Wohlthäter, als der Dankbare seyn möchte. Wenigstens erschrack ich doch zu sehr, als ich mit dem Ende des vorigen Jahres Ihr abermaliges Geschenk erhielt, und ich wußte ja, daß Sie mirs versprochen hatten, das ist, daß ichs erhalten würde. Auch sagte ich zu mir, da ich Ihren Brief las: Nein, wenn uns Gott Friede giebt, so nimmst du diese Pension nicht weiter an. Vielleicht, theuerster Freund, ist meine Furchtsamkeit auch Gewissenhaftigkeit. Denn es ist kein Zweifel, daß hundert wackre Männer diese Ihre Güte itzt nöthiger haben werden, als ich, dem bey aller Plage des Kriegs nichts an seiner gewöhnlichen Versorgung abgeht. Aber genug, Sie lieben mich, und thun mir aus einem edlen Herzen und frommen Absichten Gutes; also will ich mit einem erkenntlichen Herzen mich Ihrer Liebe

und Wohlthat erfreun, Gott dankbar bitten, daß er Sie und Ihr Haus segnen wolle, und mich, wenn ich nicht die ganze Summe Ihrer Güte nöthig habe, als einen Haushalter derselben ansehen, der Andre damit beglücken soll. In der That habe ich nahe Anverwandte, eine gute, bejahrte, fromme Schwester, die Wittwe ist, und meiner Hülfe bedarf, und also kann ich ihr ja von Ihrer Wohlthat, mein lieber R**, das abgeben, was mir nicht gehören möchte. Ja, wenn es auf das Verdienen ankäme, wer weis, verdiente sie nicht mehr, als ich, ob sie gleich keine Bücher geschrieben hat?

Wie ich lebe? Ich leide, aber Dank sey Gott, der mir gnädig bis hierher geholfen hat. Bey guten Tagen gelassen seyn, und die kleinen Uebel geduldig tragen, ist die leichte Tugend; wir müssen auch, wenn es Gott so gefällt, die schwere, sehr schwere, lernen. Doch genug. — Gott beglücke Sie und Ihre Gemahlinn und Ihren würdigen Vater auch in dem angefangnen Jahre mit seiner Gnade und mit allem Segen dieses Lebens!

G.

282.

An Caroline Lucius.

L. d. 5. Jan. 1763.

Liebste Freundin!

Es kränkt mich, daß ich den Briefwechsel mit Ihnen auch in dem neuen Jahre, wie es scheint, nicht sorgfältig, nützlich und freundschaftlich genug unterhalten werde. Aber meine Beschwerungen, die mich täglich mehr unterdrücken, sind in der That groß und entschuldigen die Versäumung dieser Pflicht und meines eignen Vergnügens, wenigstens größten Theils. Sonst war

ich größtentheils für mich und meine Freunde brauchbarer; das, denke ich, kann ich mit Gewissen sagen. Doch in guten Tagen willig, dienstfertig nnd zufrieden seyn, dieß ist keine große Tugend. O wie wohl wird mirs künftig ergehn, wenn mirs nach den guten Wünschen geht, mit denen Ihr Herz den letzten Brief erfüllt hat. Gott gebe mir, was mir gut, für die Ewigkeit gut ist, wenn es auch nach dem menschlichen Auge nicht in die Classe der Güter zu gehören scheint; denn es kann ja wohl eine angreifende Arzney bey aller ihrer Bitterkeit für viele Kranke die größte Wohlthat seyn, wenn gleich nicht für alle. Daß Sie, beste Caroline, sich oft mit Herr Zeisen von mir (vielleicht nur zu oft) unterhalten, o das glaube ich Ihnen und Ihrem Freunde ohne alle Versicherung. Wie oft ich gegen meine Freunde Ihrer gedenke, das weis ich nicht. Aber das weis ich, daß ich mir oft vorgenommen habe, Sie seltener und weniger zu loben, und habe mich doch wohl bey der ersten Gelegenheit vergessen. Kann Sie nicht mein Lob über lang oder kurz gewissen Beschwerlichkeiten aussetzen, die eben nicht geringe sind? Der freundschaftliche Umgang mit Herrn Zeisen, der Ihnen soviel Vergnügen und Nutzen bringt, ist, wie Sie selbst sagen, kein geringer Zuwachs Ihres Glücks, und deswegen muß er auch mir Freude und Ehre seyn. Versichern Sie diesen wackern Mann meiner Hochachtung und Liebe, und bitten Sie ihn, daß er mirs vergiebt, wenn ich ihm zu spät antworte. Sie, meine liebe Freundin, würden vielleicht eben so lange warten müssen, wenn ich nicht glaubte, daß Ihnen meine Briefe, jährlich gerechnet, die Dienste thun könnten, die eine kleine Pension einem verdienstvollen Manne thut. Sie vermehrt seine Tugend nicht, aber sie erinnert ihn doch, sie zu üben. Gott lasse Ihr ganzes Leben gesegnet, Ihres Hauses Freude und vieler Menschen Wunsch seyn!

Gellert.

283.

An dieselbe.

L. d. 26. Febr. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Der Commissionsrath Wagner danket mir eben so sehr für Ihre Bekanntschaft, als Sie mir für die seinige danken, und also bin ich doppelt belohnet. Er machet mir auch Hoffnung, meine liebe Correspondentin und Freundin bald von Person kennen zu lernen, und ich bemühe mich, diese Hoffnung anzunehmen, denn Sie wissen wohl, daß der Kranke leichter fürchtet, als hoffet. Doch da mich Gott das Glück des Friedens hat erleben lassen, warum wollte ich nicht auch die guten Freuden des Lebens hoffen? Leben Sie wohl; denn Sie merken es doch, daß mir das Schreiben sauer werden mag? Leben Sie also wohl, und grüßen Sie Ihre liebsten Eltern und Jungfer Schwester auf das verbindlichste von mir, auch Ihren Herrn Bruder.

Gellert.

284.*)

L. d. 1. März 1763.

Theuerster Herr Major!

Sie verlangen meine Meynung in einer Sache, welche Sie selbst besser als ich, zu entscheiden im Stand sind. Aber, was kann ich anders thun, als Ihre Absicht rühmlich, und lobenswürdig nennen, die Sie bey Ihrem Vetter haben. Ihr Wille ist, er soll sich den Musen widmen, und seine Neigung ist auf

*) Freundschaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 188.)

den Soldatenstand gerichtet. Freylich würden Sie sich ein Verdienst um ihn erwerben, wenn Ihnen Ihr Endzweck gelingen könnte. Sie würden einmal wenigstens von diesem Jünglinge sich Dankbarkeit verdienen, wenn er einst durch Ihre Vermittelung und durch die Wissenschaften glücklich würde. Allein seine Neigung kämpfet einmal wider Ihre Absicht; und können Sie diese nicht ändern: so ist es nicht rathsam derselben ferner Gewalt anzuthun. Lassen Sie ihn den Weg gehen, den er sich vielleicht zu seinem Glücke gewählet hat. Vielleicht will es die Vorsehung so haben, und dann ändert der Mensch einen solchen Entschluß nicht. Wer weiß, zu welchen Unternehmungen er bestimmt ist; wer weiß wie viel die Vorsehung mit ihm vor hat, wie viel sie einst durch ihn ausführen will. Vielleicht wird er einst ein Erretter seines Vaterlandes, eine Hülfe der Nothleidenden. Vielleicht auch als Soldat ein Beschützer der Armen, ein Trost der Unglücklichen. Und bestätiget es nicht die tägliche Erfahrung, daß sich gemeiniglich die Bestimmung eines Menschen in den jugendlichen Neigungen schon äussert, und daß, wenn von andern wollten solche unterdrücket und die Mittel benommen werden, wodurch solchen Neigungen zu Folge, das Glück eines Menschen könnte gebildet werden, ein solcher hernach oft auf seine künftigen Tage unglücklich, ja unverschuldet unglücklich wird, wenigstens sich dünket, unglücklich zu seyn. Aber das wissen Sie schon alles selbst am besten. Prüfen Sie also nochmals das Herz, die Neigung Ihres Vetters auf das sorgfältigste. Ist die Ursache dieser Neigung nicht eine tadelnswürdige, sondern eine anständige und gegründete, welche vielmehr des Lobes nicht unwürdig ist, und können Sie sein Herz nicht zu ihrer Absicht bewegen: warum wollen Sie alsdann noch ferner etwas vergebliches thun, und vielleicht die Bestimmung eines Jünglings noch bey ihrem Anfang vereiteln. Hier haben Sie, werthester Herr Major, meine Meynung.

Daß Sie wegen Ihrer Augen nun nichts mehr befürchten, freuet mich eben so sehr, als wenn ich an Ihrer Stelle stünde; und ich vereinige meinen Dank zu der Vorsehung mit dem Ihrigen, für Ihre wiederhergestellte Gesundheit. Wollte doch Gott, daß ich auch so von meiner Krankheit könnte befreyet seyn, damit ich meinen Freunden nicht mehr mit der Sprache eines Elenden beschwerlich fallen dürfte. Doch, ich bin ja noch nicht elend. Ich soll nur geduldig seyn, ich soll durch eine langwierige Prüfung dem Herrn bewähret werden. Darum legt er mir eine Last auf, aber er hilft sie mir auch tragen. Leben Sie nun wohl, mein theuerster Freund! Leben Sie allemal wohl.

G.

285.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 28. März 1763.

Ihr müßt meinen Brief, den ich vor etlichen Wochen über Freyberg an den Bruder geschickt habe, und in dem ein Dukaten lag, vermuthlich noch nicht erhalten haben, weil Ihr so sehnlich nach Nachrichten von meinen Umständen verlangt. Diese, liebste Schwester, sind immer noch die vorigen; aber, Dank sey es Gott! auch immer erträglich gewesen. Gott gebe Euch und mir ferner Geduld, Muth und Linderung! Er wird es thun, so wie er uns Frieden geschenket hat, nach dem wir so lange geseufzet haben. Es kränkt mich sehr, daß ich Euern Mangel nicht gewußt habe. Ich hätte Euch ohne meinen Schaden weit mehr schicken können, als ich gethan habe. Gott gebe Euch alles das Gute, das Ihr mir wünschet und erbetet, in reichem Maaße, und auch mir, was mir gut und selig ist! Ich leide viel, seit

Jahren viel, schon lange ununterbrochen viel; aber wir sollen in Geduld leiden und Gott die Ehre geben. Was er thut und verhängt, ist recht und gut, und soll uns und andern zum Besten dienen. Kaum habe ich diese Paar Zeilen niedergeschrieben, so bin ich des Schreibens schon satt; denn alles auf Erden ist mir Mühe und Zwang. O Gott! wie ist es mit mir so gar anders; wie verschieden sind meine jetzigen Zeiten gegen die vorigen, auch selbst gegen die vor drey oder vier Jahren! Es kann wohl kommen, daß ich die Amelungischen Pillen einmal versuche. Habe ich im vorigen Jahre zweymal Ipecacuanha, ein Brechmittel, einnehmen müssen, das mich bis zum Tode gemartert hat, warum nicht leichtwirkende Pillen? D. Hebenstreit, der nebst Heinen schon seit ein Paar Jahren mein Medicus ist, hat mich schon wieder mehr als einmal an die Ipecacuanha erinnert; aber vergebens. Ich nehme alles, nur kein Vomitiv mehr. Vor ungefähr vierzehn Tagen ritt ich mit dem Bruder; aber es war windigt; und Nachmittags bekam ich den Husten und gegen Abend den Hüftschmerz. Dieser hat mich auch noch nicht ganz verlassen. Gleichwohl bin ich noch so glücklich, daß, wenn er auch des Tages heftig wird, ich ihn doch des Nachts nicht empfinde; Dank sey es Gott; den grünen Donnerstag denke ich meine Andacht zu haben. Möchte es doch nach vielen elenden Tagen ein seliger Tag für mich seyn! — Hebenstreit und Heine, beide wollen, ich soll ins Carlsbad gehn; auch das, wenn Gott will. Aber die guten Leute wissen nicht, wie schwach ich bin, weil sie es nur sehen und nicht fühlen. — Liebe Schwester, laßt Euch nicht das Geringste an Eurer Versorgung abgehn, durchaus nicht, sondern schreibet mir, und wenn Ihr noch so viel brauchet, ich kanns Euch schicken und immer noch, wie Paulus, sagen: Ich habe genug und habe überflüßig. Gott, der mir die Gewogenheit und das Vertrauen der Menschen, insonderheit der Vornehmen, ohne mein Verdienst, zugewendet hat, giebt mir, so

wenig ich auch arbeiten kann, doch immer mehr, als ich brauche; und was wird's seyn, das ich noch zu leben habe? Ja, es ist meine Pflicht, Euch von dem mitzutheilen, was ich habe, so lange ich lebe. Und ich getraue mir, Euch alle Monate einen Dukaten schicken zu können, und das mit Freuden. Richtet also Eure Wirthschaft von nun an so ein, als hättet Ihr alle Monate einen Dukaten mehr einzunehmen. Lebt wohl und gesund, wenn Gott will.

G.

286.

An Caroline Lucius.

L. d. 31. März 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich im voraus über die Vortheile, die Ihnen die Bekanntschaft mit der Gräfin Vitzthum und ihrer Tochter bringen wird*). Die Gräfin ist eine der besten Damen, die ich

*) (Die hieher bezügliche Stelle aus dem Briefe der Dem. Lucius v. 14. März: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 64. lautet so: „Sie wissen doch, liebster Herr Professor, daß die Frau Generalin von Vitzthum hier in Dresden ist? Und ich weiß, daß das Fräulein Schönfeld ihre Tochter ist. Nun gut! Die Frau Generalin hat, vermuthlich durch Ihre Gütigkeit, theuerster Herr Professor, etwas von mir gehört, und die kleine Neugierigkeit gehabt, mich sehen zu wollen. Dieses hat Herr Zeis durch den Herrn Geh. Kriegsrath von Ponikau erfahren. Er selbst hat der Frau Generalin aufgewartet und von dieser Dame den Befehl für mich erhalten, daß ich zu ihr kommen sollte. Vorgestern habe ich also der Frau Generalin und zugleich dem Herrn Generale und dem Fräulein

jemals gekannt habe. Sie macht ihrem Geschlechte nicht blos durch Verstand, Geschmack und Lebensart, sondern noch mehr durch Güte des Herzens, durch Religion und ein leutseliges Betragen Ehre, und die Tochter ist dieser Mutter werth. Wenn Ihr Hof in Dresden viel solche Damen hat, so ist er ohne Ausnahme der beste, und wenn Sie, liebste Lucius, den Beyfall und die Gewogenheit der Gräfin und ihrer Tochter haben, so können Sie mit sich zufrieden seyn, wenn Sie auch hundert andern Damen nicht gefallen sollten. Ich gehöre, stolz zu reden, zu dem Vitzthumischen Hause, kenne es durch einen vieljährigen Umgang und durch oftmaligen Aufenthalt in demselben, genau, und habe nicht bloß ein Recht mehr, als andre, sondern eine Pflicht, die Gräfin, als ein Beyspiel der ehelichen und mütterlichen Tugenden Ihnen anzupreisen. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß diese Mutter und Tochter mich mit einem besondern Vertrauen beehren und mit großer Freundschaft für mich besorgt sind, so wird es Ihnen wohl nicht schwer werden, beyde zu lieben und gleichsam in meinem Namen dankbar zu seyn. Vielleicht habe ich, wenn es meine Gesundheit erlaubt, das Vergnügen, die Frau Gräfin nach den Feyertagen in Welkau zu besuchen, und da, hoffe ich, wird sie mir viel Gutes von meiner Correspondentin erzählen und mich loben. Sie hat auf ihren Gütern beynahe lauter Geistliche, die sie auf mein Wort gewählet hat, treffliche

Schönfeld aufzuwarten die Gnade gehabt, und alle haben mir, einem ganz unbekannten Mädchen, mit einer Güte begegnet, die mir desto unschätzbarer ist, da ich weiß, daß ich sie keiner andern Ursache, als der Gewogenheit des verehrungswürdigsten Mannes, zuzuschreiben habe. Ja die Frau Generalin war so gnädig mir zu befehlen, daß ich wiederkommen und einige von den Briefen mitbringen sollte, womit Sie mich beehret haben, um ihr solche vorzulesen. „Sie sollen nicht gedruckt werden,“ setzte sie hinzu. Aber, liebster Herr Professor, ich weis nicht ob ich gehorchen kann.“)

und fromme Männer, die sie in Ehren hält und als eine große Wohlthat von Gott ansieht. Meine Briefe an Sie, liebe Freundin, kann die Gräfin allerdings und vor allen andern lesen; aber ich fürchte, unsre Correspondenz wird über lang oder kurz in die Hände der Welt fallen, und für diese ist sie doch nicht geführet worden. Herr Zeisen, den ich herzlichst grüße, können Sie sagen, daß ihm Herr Krebel in wenig Tagen eine Collecte überbringen wird, die wir an unserm Tische für den blinden Jüngling gesammelt haben. Sie würde größer seyn, wenn diese Herren nicht fast täglich gutthätig wären; ja, sie sind es ohne Zeugen, und gute Herzen haben immer auch ihre eignen Lieblinge unter den Armen und Elenden. Leben Sie wohl und halten Sie zufriedne Feyertage, Sie und Ihr ganzes Haus.

Gellert.

287.

An dieselbe.

Welkau, den 20. Apr. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Nur ein Wort. Der Graf Scheel, ein Däne, mein Freund und gewesener Schüler, ein vortreffliches Kind, der von hier auf Reisen und über Dresden geht, der Sie nicht blos durch mich, sondern durch seine Landsleute kennt, will Sie gern persönlich kennen lernen. Damit Sie ihm und sich und Ihren liebsten Eltern den Besuch erleichtern, so bitten Sie Herr Zeisen, daß er zu ihm geht und ihn auf einige Augenblicke in Ihr Haus bringt. Es wird Sie und Herr Zeisen nicht gereuen; denn ich habe seit dreyßig Jahren nicht viel solcher junger Herren

gekannt. Ich schreibe dieses in Welkau, bey Ihrer großen Gönnerin, der Gräfin Vitzthum, die ich auf etliche Tage besucht habe. Diese Veränderung hat mir, Dank und Preis sey Gott! nicht geschadet, wie ich doch fürchten mußte. Ich bin größtentheils geritten, denn ich habe ein gutes, stilles, bequemes Pferd, ohne zu wissen, von wem ichs habe, ob von dem Prinzen Heinrich oder seinem Adjutanten, dem Herrn von Kalkreuter*); genug es ist für mich das beste Pferd und eine Wohlthat, die ich nicht verdienet habe. Leben Sie wohl! Die Gräfin lobt und liebt sie, nebst ihrer Tochter und der Mademoiselle Paret.

Gellert.

Grüßen Sie Herr Zeisen von Herzen von mir.

288.

An dieselbe.

Welkau, d. 22. Apr. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich bin noch immer in Welkau, und Sie helfen itzt einen Theil meiner Nachmittagsbeschäftigungen und Vergnügungen ausmachen, ohne daß Sie es wissen. Ich muß es Ihnen also aus Dankbarkeit erzählen. Vor etlichen Tagen ließ ich Ihre und meine Briefe aus Leipzig kommen und diese lese ich von vier bis fünf Uhr vor. Meine Zuhörer sind die Gräfin, ihre

*) (Dem nachherigen Feldmarschall Friedr. Adolf Grafen von Kalkreuth. Im J. 1778 trat er mit Caroline Schlegel, geb. Lucius, in Briefwechsel; s. Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur, Berlin 1839. Bd. 3, S. 78 ff.)

Tochter und Mademoiselle Paret. Dieses sind die ordentlichen Zuhörer; denn die Mutter der Gräfin, der General Ponikau und M. Heyer*) gehören unter die außerordentlichen, die nicht allemal zugegen sind. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden die Frau Gräfin mit Ihren Briefen ist. Ausnehmend zufrieden. Nunmehr, sagte sie noch vorgestern, habe ich die Lucius erst recht lieb, da ich sie aus Ihren Briefen kenne. Sie hat einen Charakter, wie ich ihn wünsche, und eine Art zu denken und zu schreiben, die ich selten bey einem Frauenzimmer wieder finden werde. Das ist ein vortreffliches Mädchen, rief sie laut, als ich Ihren Brief las, darinnen Sie den meinigen, der sich, denke ich, anfängt: „Das waren harte Tage," beantworten.**) Ich will die Lobsprüche, die sie Ihrem Herzen und Verstande beylegt, nicht hersetzen, noch das, was ich dazu sage, wenn die Gräfin Sie so herzlich, als ein einsichtsvolles und tugendhaftes, frommes Kind lobet; nein ich will es nicht thun, ob ich gleich Ihre Bescheidenheit kenne. Sie wissen genug, um sich erfreuen zu können, und erfreuen sollen Sie sich über den Beyfall guter Menschen. Damit die Gräfin Ihnen einen Beweis ihrer Liebe gebe, so will sie, wenn sie nach Dresden geht, mein Portrait von Welkau mitnehmen, in Dresden von einem geschickten Manne copiren lassen und Ihnen ein Geschenk mit der Copie machen. In der That hat sie das wahreste Portrait, das jemals von mir da gewesen ist; das zwar nur mit Tusche, aber mit großem Fleiße (der Maler war mein Freund und Schüler, der mich mit Thränen zwang, daß ich mich mußte malen lassen) gemalet ist. Dieses zukünftige Geschenk wird Ihnen, ich weis es gewiß, doppelt angenehm seyn, und die Fräulein macht sich schon eine Freude daraus, es Ihnen selbst zu überreichen. Aber muß ich

*) (Nachmals mit J. A. Schlegel Herausgeber des 6. bis 9. Theils der Gellertschen Werke.)

**) (No. 245.)

Ihnen melden, meine beste Correspondentin, daß ich nunmehr Ihr Geschenk, Ihre Manschetten, trage, wenigstens kann ich sie alle Tage tragen, denn sie sind ganz zum Gebrauche fertig, und die Dankbarkeit wird es erfordern, daß ich sie zum mindesten alsdann anlege, wenn Sie nach Leipzig kommen, oder ich nach Dresden. Das mag auf heute genug seyn. Leben Sie wohl. Die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret grüßen Sie alle dreye herzlich.

Gellert.

P. S. Lesen Sie doch den beygelegten Brief einer meiner neuen Correspondentinnen, die ich eben so wenig von Person kenne, als die Mademoiselle Lucius. Ich glaube, es fehlt ihr, um recht schreiben zu lernen, nichts als Ihr Beyspiel, meine liebe Freundin, und Sie thäten vielleicht ein gutes Werk, wenn Sie sichs gefallen ließen, mit ihr Briefe zu wechseln. Ich bin zu träge und zu krank, um dieses Geschäft zu übernehmen, aber Ihnen ist das vielleicht eine Erholung, was mir eine Arbeit ist. Wenigstens weis ich, daß Sie gern Gutes thun, und es williger thun, als daß Sie erst meiner Aufmunterung bedürften. Genug ich sehe nicht, wie ich dankbarer für die Achtung und das besondere Vertrauen, das mir die Mademoiselle Kirchhof bezeugt, seyn kann, als wenn ich derselben Ihre Bekanntschaft auswirke, und wer weis, was für glückliche Wirkungen diese gestiftete Bekanntschaft auf viele Menschen noch lange nach meinem Tode hat. Denn wie viele danken mir nicht oft für die geringsten Dienste, die ihnen, wie sie sagen, viel genützet haben! Eine Wohlthat von Gott, deren ich unendlich zu geringe bin, und die mich zu einem desto sorgfältigern Gebrauche der günstigen Umstände, in die er mich ohne alle meine Würdigkeit gesetzt hat, anfeuern sollte. Gleichwohl fühle ich bey meiner gegenwärtigen Verfassung diesen Eifer so wenig, daß ich oft vor mir selber

schrecke. Aber so soll der Mensch Demuth lernen, und sein eignes Nichts. Zugleich schicke ich Ihnen noch einen andern Brief einer meiner ältern Correspondentinnen, einer vortrefflichen Dame, der Frau von Kamecke. Ich kann Ihnen ihr Verdienst nicht kürzer und nachdrücklicher beschreiben, als wenn ich Ihnen sage, daß sie als Wittwe fünf Kinder selbst ohne alle Beyhülfe mit der größten Sorgfalt und allen guten Eigenschaften einer weisen und arbeitsamen Mutter erzieht, mit der Frau von Beaumont im Briefwechsel steht, und diese zu dem Entschlusse gebracht hat, sich von London nächstens nach Berlin (ich sähe es lieber, nach Dresden) zu wenden. Diese Dame hat mir, ohne daß ichs im Geringsten um sie verdienet, sehr wichtige und ganz freywillige Beweise der Freundschaft und Hochachtung gegeben, und sie ist es werth, Ihnen durch mich bekannt zu werden. Itzt lebt sie in Berlin, vorher aber war ihr Aufenthalt in der Stadt Brandenburg. Es sind nur wenig Monate, daß ich sie habe von Person kennen lernen, denn sie erwies mir auf einer Reise nach Erfurt die Ehre, ihren Weg über Leipzig zu nehmen und mich zweymal, weil ich krank war, zu besuchen. Sie ist selbst kränklich und etwan 30 Jahr alt, auch wohl jünger; eine sehr verständige und fromme Dame.

Das wird ein langes Postscript. Nun, wenns kein Postscript ist, so sey es ein zweyter Brief, so sey es Freude und Wohlthat für mich, daß ich heute so viel schreiben kann. Denn gestern Sonntags, meine liebe Freundin, kam ich krank aus der Kirche, fühlte einen meiner schrecklichsten Zufälle, und wagte es, ihm durch Fasten zuvorzukommen. Ich ging also zu Mittage nicht zur Tafel, aß keinen Bissen des Abends, riß mich von der Stube los, ging um 3 Uhr aufs Filial in die Betstunde, so schwach ich auch war, und siehe, wie groß ist Gottes Güte! Mein traurigster Zufall verlor sich, ich konnte Abends essen, und habe weit besser geschlafen, als sonst. Heute gäbe ich nun gern

die ganze Welt hin, wenn das Dankbarkeit wäre; so wie ich alles, alles auf Erden, um die völlige Befreyung von diesem harten Uebel mit Freuden, mit unaussprechlichen Freuden verlieren würde. Danken Sie Gott mit mir über diese Wohlthat, und lernen Sie an diesem Beyspiele, wie sichtbar und oft die Hand Gottes hilft. Wie lange ich noch in Welkau bleiben werde? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Vielleicht gehe ich übermorgen nach Leipzig zurück. In der That habe ich hier alles, was ich wünschen kann, wenn ichs gleich nicht ganz zu genießen fähig bin. Die beste Wirthin, den besten Umgang, die größten und erlaubtesten Bequemlichkeiten, und am M. Heyern einen Prediger, als Sie ihn im ganzen Lande nicht oft finden werden. Wer dieser Heyer ist? Mein Freund, mein ehemaliger liebster Zuhörer, der Gräfin von mir empfohlen, ein würdiger, belehrter, frommer, und gleich einem Saurin eigenthümlich beredter Mann, der fast alle Gaben eines Redners besitzt, und dessen Herz seinen ganzen Ton zu einem Commentar seiner Reden macht, der allen Menschen verständlich und eindringend ist. Vermuthlich will ich dieses Blatt auch noch vollschreiben, weil ich Ihnen alles sage, was mir zu Herzen geht. Ist der Graf Scheel bey Ihnen gewesen? Grandison der jüngere, wenigstens dem guten und edlen Herzen nach, und auch dem Verhältnisse nach, daß er schon eine Byron hat, die ihm seine Stiefmutter (sie liebt ihn unglaublich) erzieht und in ihren Armen bis zu seiner Zurückkunft von Reisen bewahret. Wir haben also an unserm Tische zween Grafen verloren: ihn und seinen Freund, den Graf Heinrich Brühl, von dem ich Dresden und dem Vaterlande aus Erfahrung und mit Ueberzeugung sehr viel Gutes versprechen kann, und den ich auch herzlich und väterlich liebe. Es fehlt ihm nichts, als die Zeit der völligen Reife. Bey dem Herlesen Ihrer Briefe, meine gute Correspondentin, habe ich mich geschämt, daß ich Ihre Freundin, die Frau D. Hauschild so

lange nicht habe grüßen lassen. Thun Sie es auf die beste und hochachtungsvollste Art, und leben Sie immerdar mit Ihrem ganzen Hause wohl.

Gellert.

289.

An dieselbe.

L. d. 7. Mai 1763.

Liebste Mademoiselle!

Also ist der Leipziger D. Stieglitz Ihr Vetter? Ja, das habe ich nicht gewußt, und mich deswegen sehr geschämet, als er mich bey der Ueberbringung Ihres Briefs, noch über meinem Irrthume antraf, daß er Ihr Vetter war, und nicht der Unbekannte, den ich mir unter seinem Namen seit der Zeit des gelesenen und verbotenen Emils vorgestellet hatte. Der Mann kam mir bey seinem Besuche unruhig vor. Was fehlet ihm? Ich denke, ein Amt mit Arbeit, und eine Frau mit Verstand und gutem frohen Herzen. Möchte ich ihm doch beydes verschaffen können! Und Ihr zweyter Stieglitz, der Lieutenant, ja liebste Freundin, der ist mir sehr wohl bekannt, der ist mein Schüler nach dem Willen seines seligen Vaters ganz besonders gewesen, und ich muß ihn lieben, da mir alle Menschen, die ihn in der Campagne gekannt, viel Gutes von ihm erzählet haben. Noch unlängst hat mir ihn ein gewisser Hauptmann Wiedemann, den ich in Welkau kennen lernen, als einen gesetzten, ordentlichen und exemplarischen Soldaten beschrieben, und wie sehr habe ich mich über das Gemälde eines Sohnes erfreut, in dem ich verschiedne Lineamenten des Vaters deutlich zu erblicken glaubte. O der Vater Stieglitz, beste seiner Nieçen, das war ein herrlicher Mann; ein weiser, christlicher, herzhafter, patriotischer, arbeitsamer, verdienstvoller Mann; ein Beyspiel alter

Treue, verständiger Einfalt und bejahrter Rechtschaffenheit von Jugend auf; der ehrwürdigste Greis, dessen sich mein Herz erinnern kann, und ein Vater seiner Bürger, die ihn noch lieben und sein Gedächtniß nicht selten mit Thränen der Dankbarkeit und Ehrfurcht segnen, davon ich selbst ein Zeuge bin. Gott wird den Segen dieses frommen Vaters nie von seinen Kindern, nie von seinem jüngsten Sohne (den er vorzüglich liebte, und selbst damals noch liebte, als er nicht ganz Ursache hatte, mit ihm zufrieden zu seyn) weichen lassen, und Sie, gute Lucius, müssen sich der Ehre und der Wohlthat, einen solchen Onkel gehabt zu haben, nie ohne Freude und Ermunterung erinnern. Das thun Sie auch, ich weis es, denn Sie schätzen ja die Verdienste an den Fremden, an dem guten Duncan*), dem Dänen z. E., der Sie kennen zu lernen gesucht und verdient hat; ein eignes Original der Gutherzigkeit, Bescheidenheit und Zufriedenheit. Wenn er Hofrath in Kopenhagen wäre, und Sie wollten mit ihm über die See gehen, so, denke ich, hätte ich nichts dawider. Nunmehr wird der liebe Graf Scheel an Ihrem kleinen Hofe (denn bald wird Ihr Haus das beschwerliche Glück des Hofes haben) präsentirt worden seyn, und ohne Ihre Antwort abzuwarten sage ich mir in Ihrem Namen für seine Bekanntschaft Dank. Es müsse diesen guten Dänen allen immerdar wohlgehen! Noch habe ich, beredte Correspondentin, kein Wort auf Ihren Dreybogen Brief vom 29. May gesagt; aber so lang er ist, habe ich ihn doch schon zweymal gelesen, und diese Versicherung ist ja eine Art von Beantwortung, die Ihnen nicht mißfallen kann. Der Maler, dessen Gemälde Sie aus der Hand der Gräfin erwarten, und dem Sie blos in Gedanken werden danken müssen, hieß Mylius, und starb in der Blüthe seiner Jahre durch die Schuld des Kriegs, bedauert von

*) Herr von Duncan, Führer der Grafen Scheel und Moltke; nachher bey dem Zoll zu Bergen in Norwegen angestellt. S. Anm. zu No. 69 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

mir und allen, die sein gutes Herz und sein fähiges Genie kannten. Er starb, sonderbar zum Tode versehen. Als er nehmlich gegen Abend vom Lande zu Fuße zurückkam, wo er einen Geistlichen, seinen Freund, besucht hatte, und von der Wache unter dem Thore gefragt wurde, wer er wäre, gab er erschrocken zur Antwort, ein Student — ein Zeichenmeister. — Kurz, er soll einen Paß, den er nicht hat, vorzeigen, und er wird von der Wache zu dem damaligen Commandanten, dem General Hausen, einem sonderbaren, heftigen, hitzigen, aber sonst ehrlichen Manne, geführt. „Ihr seyd also der Zeichenmeister, (schreyt ihn der Ge„neral in der niedrigsten Sprache des Soldaten an) der mir die „Stadt hat abzeichnen wollen? An den Galgen mit euch! führt „ihn in die Wache.“ Aus dieser ward er zwar durch die Fürbitte der sel. Herzogin von Curland, die ihn lieb hatte, nach vier und zwanzig Stunden befreyt; allein er fiel, vermuthlich durch das Schrecken zum Tode erschüttert, wenige Tage darauf in eine hitzige Krankheit, an der er den neunten Tag starb. Gott habe ihn selig! Und er hat ihn gewiß selig; denn er war ein frommes Kind. Traurige Geschichte, werden Sie sagen, und bald darzu denken: Aber was ist der traurigste Tod, der ein Uebergang in eine selige Ewigkeit wird? Genug, dieser Ihr Maler verdienet Ihr Andenken wegen seines Charakters und, wenn Sie wollen, auch wegen seines Gemäldes von mir. Die Frau Gräfin geht morgen nebst Ihrem Gemahle wieder von hier nach Welkau und nimmt mich vielleicht mit, wenn ich kann und will. Der Mademoiselle Kirchhof habe ich ihr bevorstehendes Correspondenz-Glück bereits angekündigt. Leben Sie wohl.

Gellert.

. . . .

290.

An dieselbe.

Welkau, d. 16. Mai 1763.

Liebste Freundin!

Ich bin seit Sonnabends Vormittags wieder in Welkau, und die Geschichte dieser zweymal vier und zwanzig Stunden (es ist heute Montags um zehn Uhr) würde, wenn ich sie Ihnen beschreiben wollte, die Geschichte eines sehr kranken Mannes seyn! Aber ich wills auch nicht thun. Ich will nicht über diese beiden der traurigsten meiner Tage klagen; sie sind ja, Gott sey Dank, unendlich Dank, vorbey, und ich genieße diesen Morgen die Wohlthat einiger Erleichterung. Eine Stunde, und darüber, habe ich lesen können. Eine, um weder ganz beschäftigt, noch ganz müßig zu seyn, will ich zu Briefen anwenden. In der That habe ich Ihnen nichts zu sagen, wenn ich nicht von mir selber reden will. Allein ich kann ja von dem Orte reden, an dem ich wohne. Freylich kennen Sie meinen Wirth, die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret schon, und dieses sind die Hauptpersonen. Aber Sie kennen ja das Schloß nicht, wo ich lebe, und den Garten nicht, in dem ich krank und gesund gehe. Mit dem Schlosse wird mirs nicht gut glücken, liebe Correspondentin; denn es ist so groß, daß ichs selbst nicht ganz kenne und oft in der Gefahr stehe, das Zimmer unter funfzig oder sechzigen nicht finden zu können, das mir ein wie allemal gehört. Indessen stellen Sie sich ein großes, massives, ins Viereck, zu Anfange dieses Jahrhunderts von einem guten Italienischen Baumeister erbautes Gebäude, zwey Geschoß hoch, mit Souterrains, sehr hellem Hofe, mit unglaublich vielen, größtentheils trefflich, durchgängig gut meublirten hohen Zimmern und einem prächtigen Salon vor, so haben Sie unser Schloß. An die Seite des

Corps de Logis stößt der Garten, an den einen Flügel ein kleines Wäldchen, die Wohnung der Nachtigallen und aller guten Vögel, die singen können, und hier wohne ich, mit einem Teiche und einem Theile der Allee umgeben. Die andern beiden Seiten haben Teiche, Wiesen, das Dorf, die Kirche und einen Theil des Gartens und die Wirthschaftsgebäude zur Aussicht. Kurz, wir haben so viel Platz, daß zu Anfange des Kriegs die ganze Sächsische Generalität in diesem Schlosse hat wohnen und jedes für sich klagen und exerciren und Ball geben können. Der Garten ist nach dem großen Garten in Dresden wirklich der größte, den ich gesehn habe, und ehe ich drey große Hauptalleen, und zwo in der Breite, zwo treffliche Bogengänge, und ein Lindenstück von zwölf Alleen — kurz, ehe ich zwölfhundert Linden durchgehe, so muß ich alle meine Kräfte mehr als einmal daran wagen. Indessen halte ich mich am meisten in den Cabinetten von wilden Bäumen auf; denn wer hört nicht gern die Nachtigallen? Aus diesen schleiche ich in den Obstgarten, und dann in den Küchengarten, immer in Sorgen, ob ich mich auch wieder zurückfinden werde, wenn ich allein gehe; denn meistens gehe ich mit der Gräfin, und meistens reden wir etwas Gutes, daß ich die Mühe des Gehens nicht sehr fühle. Und doch macht mich weder dieses Schloß, noch dieser Garten, noch die Sorgfalt meiner Wirthin und ihrer Tochter gesünder, als mein Garten im schwarzen Brete, der nur zwölf Schritte groß ist.

Dienstags, den 17. May.

Als ich heute meine trockne Geschichte wieder durchlas, so zweifelte ich, ob ich nicht etwas Nützlicheres würde gethan haben, wenn ich zu meiner Bewegung in dem Schlosse oder in dem Garten auf- und abgegangen wäre, als daß ich Sie, meine gute Correspondentin, mit der Länge und Breite des einen und andern langweilig unterhalten hätte. Ich sahe, wie krank ich gestern noch

gewesen seyn mußte, wie arm an Gedanken, und wie begierig, mir beides durch das Schreiben zu verbergen, und um dieser Entdeckung willen, soll mir mein angefangener Brief noch lieb seyn, und mich Dankbarkeit lehren, wenn ich heute gesünder, oder, welches doch eben so wohl seyn könnte, nicht noch kränker bin als gestern. In der That, ich bin ziemlich entschlossen, heute wieder nach Leipzig zurück zu kehren, und dieß ist eben kein gutes Kennzeichen; denn Niemand vertreibt mich, als ich mich selbst. Der Herr General, der Morgen früh von hier nach Dresden geht, nähme mich gern mit; aber ich denke nur an das schwarze Bret, nur an die Länge der drey Meilen bis dahin, und das ist auch kein gutes Kennzeichen. Indessen kann doch der General, anstatt mich, diesen Brief mitnehmen, und darum will ich ihn schließen, so gut ich kann, kein Wort mehr von dem Garten und Schlosse, noch von den Wirthschaftsgebäuden, der Anzahl der Pferde, Kühe, Zugochsen und Schafe, nicht von der Menge der Frohndienste reden, sondern von der Liebe und Hochachtung, welche die Gräfin und ihre Tochter für Sie haben und mit der sie sich Ihrer oft erinnern. Genug, so leer auch dieser Brief für sich ist, so muß er Ihnen doch eine Versicherung seyn, daß ich auch krank noch gern an Sie schreibe, und schreibe, ohne Ihnen eine Antwort schuldig zu seyn, das vielleicht selten geschehen ist. Leben Sie wohl, meine Freundin, mit allen den Ihrigen.

Gellert.

291.*)

An dieselbe.

L. d. 25. Aug. 1763.

Liebste Freundin!

Freuen Sie sich mit mir, o freuen Sie sich! Ich bin, (und das sey Gott im Himmel gedanket!) nach sieben langen Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelanget. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich nach dem Ausspruche der Aerzte meiner Gesundheit und also meinem Gewissen schuldig war; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur oder andrer Mittel zu meiner Erleichterung zu segnen, so ist es unendliche Wohlthat! Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz oder zum Theil zu befreyen, so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen, und zu meinem Besten es anzuwenden, und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht das Erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eins der ersten Vergnügen, das bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief**), für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und

*) (In dem Abdrucke dieses Briefes, der sich in Gellerts Leben von Cramer (Gs. Werke, 1774. Th. 10, S. 136 ff.) findet, ist mehreres weggelassen und verändert, die Namen der Personen sind nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet. Vollständig erschien er erst in dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, aus welchem er hier mitgetheilt ist.)

**) (Vom 4—9. Aug.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, No. 76.)

ich habe darum eine Pflicht mehr, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert und denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentin, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladun-

gen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiselle, aber nicht beschreiben. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und war redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger, als ich; hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unsers traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unsers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm. O, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen! aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich: Aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie

die Schlacht bey . . . .*) die Schlacht bey Cunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redte selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unsrer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen itzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudonschen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee und niemand störte uns alsdenn. — Unser Abschied war sehr kurz — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben. — —

*) Hier hatte Gellert selbst einen leeren Raum in seinem Briefe gelassen. Ebert.

Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? Den Grafen Uhlefeld, Oberhofmeister der Kaiserin und ersten Minister, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach. Ich habe nur einmal, aber am besten im Carlsbade, bey ihm gegessen. An meinem Teller lag ein geschriebner Zeddel, den ich für eine Zeitung hielt. Als ich Wein forderte, wurde ich auf diesen Zeddel verwiesen, und, o wie erschrack ich, als ich etliche zwanzig Nummern Wein fand. Der erste, rief ich, der beste; denn bey dem Brunnen soll man nicht viel lesen. Als der Graf aus dem Bade gieng, schickte er mir vier Bouteillen Tokayer und sechs Bouteillen Burgunder; ein Geschenk, das mir ziemlich gleichgültig gewesen seyn würde, wenn mein eigner mitgenommener Landwein nicht halb abgestanden gewesen wäre. Um Ihnen einen Beweis meiner guten Wirthschaft zu geben, muß ich Ihnen im Vorbeygehen sagen, daß ich von dem Tokayer drey Bouteillen und von dem Burgunder zwo mit nach Leipzig gebracht habe, und von sechs Bouteillen Ungarischen, die ich aus den guten Händen der Gräfin Vitzthum erhalten, auch zwo oder drey. Gleichwohl habe ich noch in Wiesenthal und in Annaberg meine gütigen Wirthe mit Wein beschenket und einen halbkranken Hauptmann in dem letzten Wirthshause damit curiret. Doch meine Sparsamkeit ist lange nicht so merkwürdig, als meine Kunst, diese Weine (ich muß es ehrlich sagen, ich hatte auch zwo Bouteillen Rheinwein, die mir der Geheimderath Kessel zur Reise geschicket, bey mir) unverletzt über die schrecklichsten Berge zu bringen, eine Bouteille ausgenommen, die zerbrach.

Der Graf Thun, des vorigen Schwiegersohn, ein junger,

gutherziger, und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete sich die Bekanntschaft bey mir durch ein Compliment, das er mir von einem gewissen Herrn von Sonnenfels aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von Sonnenfels hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde. Ach, sagte er, es war eine Fabel. Ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und machte eine Lügen; denn wie wir Laudon in Wien nachgelaufen sind, so laufen wir Ihnen hier nach. — Niemand hat mich so oft besucht, als dieser Graf Thun, Niemand mir so viel kleine tägliche Dienste gethan und andere so sehr für mich eingenommen, als er. Er wunderte sich oft, daß ich ihn so wohl leiden könnte. Ich werde das alles, fing er an, meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber wozu, Herr Graf? Sie haben sie ja alle, oder können sie, wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe, und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied genommen, fing es heftig zu regnen an. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet: so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke warten, ohne daß es unhöflich läßt. Er war munter, naiv, wahr, und von einem sehr guten Herzen. „Wenn ich nur in Leipzig studirt hätte!" Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken sollte, und sogleich kam er in mein Haus gelaufen und brachte mir zwey Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Frau war eine angenehme Frau; aber die Mutter war es noch mehr. Beide giengen fleißig in die Messe.

Der General Ziethen, ein ehrlicher alter frommer Soldat,

mit dem ich gern sprach, ob er gleich seinen Hut wegen Schwäche und Wunden des Kopfs auch bey der Tafel nicht abnahm. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen und blos für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Ging er, so ging sie mit ihm; fuhr er, so saß sie bey ihm.

Der Herr von Zetlitz, aus Schlesien, der kränkste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht, und sein Gesicht, sobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war fromme Zufriedenheit. Er kam, vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füßen an, trank den Brunnen und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monaten kein Fleisch, zuletzt keinen Bissen Brod mehr, und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey- und dreymal, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg riethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen, so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen insonderheit in der Brust litt und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken der Croaten mochte ihm wohl in seinem dreyundsechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg, sagte er bey seinem Abschiede zu mir? Denken Sie oft, kranker und theuerster Mann, sprach ich, an die Worte: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Er faltete seine

zitternden Hände und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht, weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter sollen auch meine Nachrichten in diesem Briefe überhaupt nicht gehn, als bis auf diesen Kranken. Ich könnte Ihnen freylich noch viele andre Männer nennen, die ich habe kennen lernen, z. E. den Geheimden Rath von Kayserling, einen Bruder des Gesandten und würdigen Mann; den Geheimden Rath von Kessel, aus Dresden, einen trefflichen Mann; den Geheimden Rath von Wechmar aus Anspach, auch einen sehr verdienstvollen Mann. Diese alle haben viel unverdiente Liebe für mich gehabt, und der letzte sagte mir bey dem Abschiede, daß es ihm lieber wäre, mich haben kennen zu lernen, als den größten Monarchen. Alle Menschen (Gütiger Gott, wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünschet, und die meisten mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man, kein unnützlicher Autor zu seyn sich bemüht hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!

Leben Sie wohl, liebste Freundin, und grüßen Sie Ihre theuersten Eltern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herr Zeisen, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste

G.

Den 26. August.

Da ich diesen Brief wieder durchlese, fällt mir die traurige Geschichte von dem Husarenbriefe*) ein, und Ihnen wird es

*) (Der unter No. 165 abgedruckte Brief, der, wie aus No. 292 hervorgeht, an Fräulein Schönfeld geschrieben war, ist gemeint.)

wohl auch einfallen, was ich meyne. Aber, wenn Sie zur Fräulein Schönfeld kommen, so können Sie ihr den Brief lesen; denn für diese und ihre würdige Mutter gehört er. Vielleicht setze ich meine Erzählung in dem künftigen Briefe fort. Leben Sie wohl. Den Augenblick fällt mir eine kleine Begebenheit ein, die ich bald vergessen hätte, und die mich doch außerordentlich gerührt hat. Als ich aus dem Carlsbade wollte, ging ich zum Postmeister, sprach mit ihm wegen der Fuhre und fand auf seinem Tische einige meiner Schriften. „Lesen Sie mich auch, Herr Postmeister? Das ist mir viel Ehre," — Kaum hatte ich dieses gesagt, so trat eine alte, alte Magd in schrecklichem Schmutze in die Stube und auf mich zu. — „Ist Er der Herr mit dem großen Ruhme, der die schönen Bücher gemacht hat?" Und sogleich fuhr sie nach meiner Hand, als ob sie mir sie abreißen wollte, und küßte sie ohne Aufhören. „Ach, gnädiger Herr, ich danke Ihm, ich danke Eurer Gnaden." — — Ich erstaunte, fragte, ob sie was von mir gelesen hätte. — „Ja, hier bey dem Herrn Postmeister. Also ist Er der Herr mit dem großen Ruhme? Nun, Gott schenke Ihm Gesundheit und alles Wohlergehn." — „„Wünscht mir nicht allein Gesundheit, auch Geduld von Gott, die Krankheit zu tragen; denn wir können nicht immer ohne Uebel seyn. Es dient auch zu unserm Besten"" u. s. w. „Ach, rief sie, das ist Trost, das ist Trost!" küßte mir wieder die Hand, und ich klopfte sie auf die Achsel, dankte ihr herzlich und versicherte ihr, daß ich ihre Bekanntschaft nicht vergessen würde. Ich will ihr meine Lieder und Lehrgedichte schicken und meinen Namen hineinschreiben.

292.

An dieselbe.

L. d. 3. Sept. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Schon wieder eine kleine Geschichte, die mich, Ihren Freund, und also auch Sie, angeht, und die nicht älter als drey Tage ist. Am vorigen Dienstage also kam der Leibpage der Sächsischen Prinzessin Christine*) früh gegen neun Uhr zu mir, sagte mir sehr höflich, daß seine Prinzessin um eilf Uhr in Leipzig eintreffen würde und daß sie sehr wünsche, mich zu sprechen, und daß sie ihm auf allen Poststationen nachgerufen hätte: „Vergesse Er ja nicht, wenn Er nach Leipzig kömmt, daß Er gleich zum Professor Gellert geht." — „„Das ist viel Ehre für mich, Herr von Leipziger. Ich werde um eilf Uhr gewiß im blauen Engel seyn, und der so guten Prinzessin mit Freuden aufwarten."" — Also rief ich Herr Goedicken: „Geben Sie mir ein Paar weißseidne Strümpfe." Er erschrack (denn ich habe seit acht Jahren keine getragen) und brachte sie voller Bestürzung. — „Sauer soll die Schuhschnallen putzen und die neuen Schuhe herbeybringen, und den Perückenmacher rufen, daß er mir die Perücke auf dem Kopfe zurechte macht," eine Sache, die nicht geschehen ist, seitdem ich Professor bin. Nunmehr hatte ich weiße Strümpfe an; das kam mir sehr ungewohnt und albern vor. — „Herr Goedicke, geben Sie mir doch das Oberhembe mit den Manschetten der Mademoiselle Lucius." Er brachte es — „auch das Kleid von Brüßler Cammelott geben Sie mir her." — „„Das müssen wir erst auskehren und aus dem Ueberzuge nehmen, Sie haben

*) (Maria Christina, Tochter des Churfürsten Friedrich August II., geb. 1735; 1765 Coadjutorin, 1773 Aebtissin zu Remiremont in Lothringen; gest. 1782.)

es seit 1754 nicht getragen.““ (Fürchten Sie nichts, Mademoiselle, es ist darum nicht aus der Mode, denn ich lasse meine Kleider nie ganz nach der gegenwärtigen Mode machen.) — Kurz, ich war fertig, und ließ mich noch vor eilf Uhr in den blauen Engel tragen.

„Da kömmt also der Professor Gellert,“ rief die Prinzessin (sie saß am Fenster, und neben ihr stand ihr Oberhofmeister und der General und Gouverneur Plötz und etwas entfernter mein Bruder). „Nun, ich habe sehr gewünscht, Ihn kennen zu lernen, und Ihm für Seine schöne Schriften zu danken und Ihm Glück zu Seiner Cur zu wünschen.“ — Ich küßte ihr die Hand und bewillkommte sie im Namen meines ganzen Vaterlandes. „Ist Er immer noch krank? Gewiß von vielem Sitzen und Schreiben?“ Nein, Ihro Hoheit, sonst müßten viele Menschen schon krank und todt seyn, wenn das Schreiben siech machte. „Ja, das Schreiben vielleicht nicht, aber wohl das Gutschreiben.“ Das ist eben die Frage, gnädige Prinzessin, ob ich gut geschrieben habe. Daran muß ein Autor immer noch zweifeln. „Das will ich verantworten; zweifle Er nicht. Die Welt sagt es, und ich sage es auch. — Hat Er itzt nichts geschrieben?“ Nein, Ihro Hoheit. Ich schreibe nichts mehr, und kann nichts mehr schreiben, und habe vielleicht schon zu viel geschrieben. „Sage Er mir doch, was von Seinen Schriften zu viel ist; das möchte ich gern wissen.“ Vielleicht das Meiste. „Da kann ich Ihm widersprechen; denn ich habe sie alle gelesen, und alle Leute, und alle Höfe, wo ich gewesen bin, lesen Ihn. Wie oft habe ich Seine Schriften verschenken müssen!“ So bin ich Ihnen denn vielleicht meine vornehmen Leser schuldig, gütigste Prinzessin. „Nein, ich habe mir ein Ansehn mit Ihm gemacht, und ich bin Ihm Ruhm schuldig.“ Wenigstens beklage ichs, daß Ihnen meine Schriften so viel Aufwand verursachet. „Werde Er nur recht gesund, schreib Er, schicke Er mir

Seine Schriften zuerst, und sey Er ruhig. Das ist alles, was ich von Ihm verlange. Welches von Seinen Werken hat Er am liebsten?" Das nützlichste, Ihro Hoheit. „Also das jüngste, das letzte; die Lieder also? Ich denke es auch. Man hat viel von Seinen Schriften übersetzt; aber sie verlieren. Gesners Idyllen, die sind gut übersetzt." Es ist lange genug, gnädigste Prinzessin, daß wir die Franzosen übersetzt haben. Die Reihe muß also an uns auch kommen. „Er ärgert sich wohl an meinem Deutschen. Ich habe in achtzehen Monathen kein Deutsch gesprochen." Nein, ich bewundere Sie. Sie reden es besser, als ich und andere. „Das kann nicht seyn; ich habe es aus Seinen Schriften gelernet."

Kurz, liebe Mademoiselle, sie hat mit so vieler Güte und so vielem Geiste, mit so vieler Leichtigkeit und Leutseligkeit gesprochen, als ich Ihnen nicht sagen und aus Armuth des Gedächtnisses auch nicht erzählen kann. Aber mein Bruder, der könnte Ihnen mehr sagen, wenn er wollte. Gegen zwölf Uhr gieng ich, und gegen halb zwo Uhr war ich wieder bey der Prinzessin Christine, begleitete sie auf die Rathsbibliothek, Universitätsbibliothek und in das Richter'sche Cabinet. Sie fuhr mit ihrer Hofdame und dem Oberhofmeister in einer, und ich mit dem Herrn von Leipziger und dem Oberpostcommissär in der andern Kutsche. Am Markte, da sie sah, daß das Volk so begierig war sie zu sehen, stieg sie aus, gab vor, daß sie Auerbachs Hof sehen wollte, und ließ sich von dem Markte an durch Auerbachs Hof über den neuen Neumarkt durch die Grimmaische Gasse bis wieder an den Markt, zur Rechten von mir, zur Linken von ihrem Hofmeister führen, grüßte alle Menschen freundlich, freuete sich, sagte, die Sachsen wären gute Leute, und wünschte, daß ihr Herr Vater sie auf die Messe möchte wieder mit nach Leipzig nehmen. „Es gefällt mir hier, Herr Professor, Leipzig hat viel Vorzüge" u. s. w. Gegen vier Uhr

gieng sie, von mir bis in ihren Wagen geleitet, fort. „Nun, so lebe Er recht gesund, recht wohl, und wenn ich wieder nach Leipzig komme, so komme Er freywillig zu mir; denn heute ist Er doch nur gekommen, weil ich Ihn darum habe bitten lassen; wenn es Ihm nur nicht schadet, daß er so lange mit mir gegangen ist." Das hat sie mir wohl dreymal gesagt. — „„Ich wünsche Ihrer Hoheit alle Wohlfahrt, die man der besten Prinzessin wünschen kann und muß, und empfehle"" — „Nein, das bin ich nicht. Lebe Er wohl, guter Herr Professor!" — Gleich zu Anfange unsers Gesprächs fragte sie: „Was macht Sein Briefwechsel mit der Fräulein Schönfeld?" Und den kennen Sie auch, gnädigste Prinzessin? Sie wissen also alle meine Geheimnisse? — „Ja, alles was Ihn angeht, weiß ich, oder möchte es doch gern wissen. Hat Ihn kein Husarenlieutenant mehr besucht?" — — O der böse Brief! — „Nein er ist nicht böse. Er hat den Franzosen recht gefallen. Was macht Rabener? Schreibt Er noch an ihn?" — Selten! aber an das Fräulein von Schönfeld schreibe ich noch. Das ist ein gutes Kind. Mit einem Worte, liebe Freundin, die Prinzessin hat mich beschämt, durch ihre Güte sowohl als durch ihren Geist. Ehe ich mit einer erträglichen Antwort fertig war, sagte sie zehn gute ungekünstelte Einfälle. Sie muß Sachsen sehr lieb haben. „Als ich wieder nach Sachsen kam, sagte sie, so erschrack ich. Allmächtiger Gott! dachte ich, was ist das für ein gesegnetes Land! und der langwierige Krieg hat es nicht verwüsten können?" — Krieg und Brand, gnädige Prinzessin, segnet Gott mit reicher Hand. Dieß alte Sprüchwort trifft sichtbar bey uns ein. — „Also denkt Er, daß beßre Zeiten kommen werden?" — Ja, wenn beßre Leute kommen.

Ich will diesen Brief mit einer Anmerkung beschließen, die mein Herz angehen soll. Was mag bey dem Beyfalle, den mir die Prinzessin erzeigte, wohl den meisten Eindruck auf mich ge-

macht haben? Ihr Stand oder ihr persönliches Verdienst? Das Unerwartete der Ehre oder die Güte des Herzens, aus dem ich mein Lob hörte? Der Gedanke, daß ich meine Pflicht gethan und was Nützliches geschrieben hatte, oder die Freude, daß meine Schriften auch den Hohen gefielen? Ich habe mein Herz ziemlich ausgefragt, als ich nach Hause kam. Es zuckte. Freylich darf uns der Beyfall einer Prinzessin, wenn alles auf beiden Seiten gleich ist, mehr rühren, als der Beyfall einer Magd; aber leider rührt uns der Glanz des Lobes doch immer heimlich eben so sehr, als die Gründlichkeit des Lobes, auch wenn wirs nicht gern wollen. Kurz, dachte ich endlich bey mir selbst, wenn du Gott für dieses Glück als für eine unverdiente Wohlthat danken kannst, dir dabey nicht würdiger vorkommst als vorher, und vielmehr noch demüthiger denkest, so mag und darf dich dieß Glück vergnügen und ermuntern. In der That glaube ich, liebe Mademoiselle, daß mich der Auftritt mit dem Postmeister im Carlsbade und der Auftritt im blauen Engel zu Leipzig, auf gleiche Weise gerührt haben. Die Prinzessin verliert dadurch nichts. Sie würde vielmehr nach dem Begriffe, den ich von ihr habe, groß genug seyn, mich deswegen zu loben.

O was ist das wieder für ein langer, mit meinen eignen Ruhmangelegenheiten ganz erfüllter Brief! Aber rechnen Sie das, was ich Ihnen binnen acht Tagen zu viel geschrieben, zu dem, was ich Ihnen vorher binnen acht Wochen zu wenig geschrieben habe. Endlich verlange ich auch eine Dankbarkeit von Ihnen auf frischer That. Lassen Sie sich bey der Fräulein Schönfeld melden, daß Sie ihr etwas von mir zu sagen hätten, und nehmen Sie diesen Brief mit, und lesen Sie ihn ihr vor, und küssen Sie der Mutter und der Tochter in meinem Namen die Hand, und endlich, mit der Prinzessin zu reden, leben Sie recht gesund und wohl und studiren Sie nicht zu viel.

Gellert.

P. S. Ich schreibe abscheulich; aber theils wird mir das Sitzen sauer und theils habe ich auch keine Federn; denn der Hofprediger Cramer, der mir sie sonst schnitt, schickt mir keine mehr. — Grüßen Sie Ihr ganzes Haus und Herrn Zeisen ergebenst von mir. Ich will ihm bald schreiben.

(Als Nachtrag zu diesem Briefe schalten wir hier ein Fragment aus einem Briefe des Oberpostcommissär Gellert an Demoiselle Lucius vom 9. Sept. 1763 ein. Ebert.)

Nach der Relation von meinem Bruder weiß ich nicht viel mehr zu sagen. Diese vortreffliche Prinzessin zeigte in ihren Fragen und Antworten nebst dem ganz besonders gnädigen Betragen viel Witz und Verstand. Gleich im Anfang der Unterredung fragte sie den Bruder, was er für Wirkung vom Carlsbade spüre? — Ich bin mit keiner Hoffnung, sondern blos, weil es die Medici wollten, und also aus Pflicht, dahin gereist. — „Es sieht Ihm ähnlich; Er weiß aber auch, daß es nicht recht ist?“ — Gnädige Prinzessin, wenn man zwanzig Jahre schon krank ist, dann muß man sich nur um Geduld bemühn. — „Gut! aber was für eine Geduld ist wohl ohne Hoffnung? Lerne Er es an mir, daß man nach zwanzig Jahren wieder gesund werden kann. Ich bin seit meinem siebenten Jahre krank gewesen, und itzt Gottlob! recht wohl.“ — Mein Herr Bruder war ziemlich in die Enge getrieben. Ich klopfte ganz sachte, daß es die Prinzessin sehen konnte, in die Hände. Endlich sagte er: Es ist auch an Ew. Königl. Hoheit weit mehr gelegen. — „Nehme Er mirs nicht übel,“ fiel sie ihm in die Rede, „das ist ein Compliment. Ich muß Ihm sagen, daß Er mich in meiner Krankheit sehr getröstet hat. Ich hatte alle Seine Schriften gelesen; ich fragte, ob nichts weiter von Ihm da wäre?

Nichts, antwortete man mir, als eine kleine Pieçe: Trostgründe wider ein sieches Leben. Je, sagte ich, das schickt sich ja vortrefflich für mich; ich verlangte es sogleich, und habe es mit Vergnügen und zu meiner Beruhigung mehr als einmal durchgelesen." — Als mein Bruder sie wegen ihres guten Deutschredens lobte und sagte: Ihro Hoheit müßten es auch sehr gut schreiben, er wolle zur Ehre der deutschen Nation wünschen, daß Ihro Hoheit etwas drucken ließen — antwortete sie: „Ich bin den Autoren sehr gut, aber selbst mag ich keiner werden; indessen will ichs Ihm doch versprechen, wenn Er so lange recht gesund und wohl lebt, bis ich fertig damit bin: ja ich will es Ihm sogar dediciren." Als wir fortgehen wollten, fragte mein Bruder, ob sie noch etwas zu befehlen hätte? „Nichts, war ihre Antwort, als daß Er mich hinfüro ungeruft besuchen und so gesund und wohl wie Sein Bruder aussehen mag." Ihre Gegenwart des Geistes ist ungemein groß, und im ganzen Ernst, der Professor hatte vollauf mit ihr zu thun.

293.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Sept. 1763.

Bester Herr Professor!

Tausendmal danke ich Ihnen in aller Eile für Ihren letzten Brief mit der Unterredung mit unsrer Prinzessin. Sie werden mir erlauben, daß ich mirs vorbehalte, ihn ehstens förmlicher zu beantworten und Ihnen nochmals zu danken. Itzt komme ich gleich von der Gräfin Vitzthum und dem Fräulein Schönfeld, und in der Gräfin Namen, liebster Herr Professor, soll ich, sobald ich kann (und ich kann es gleich itzt) eine Frage an

Sie thun, nämlich: ob Sie es zufrieden seyn wollen, daß die Gräfin der Prinzessin Ihren Brief lesen darf? — Vorlesen, sprach die Gräfin, das wollte ich wohl verantworten; aber wenn die Prinzessin eine Abschrift verlangt, so kann ichs ihr nicht wohl abschlagen, und ihr eine zu geben ohne sein Vorwissen und Einwilligung, das nehme ich nicht auf mich. Gleichwohl, setzte sie hinzu, wollte ich für mein Leben gern, daß sie ihn sehen dürfte. In der That, es ist eine gute Prinzessin, sie ist jederzeit gut und fromm gewesen u. s. w. Und so hatte die Frau Gräfin die Gnade, mir viel von der Prinzessin und was sie mit ihr (auch von Ihnen) gesprochen hätte, zu erzählen, welches Sie, liebster Herr Professor, bald von ihr selbst hören werden; denn die Frau Gräfin geht auf den Dienstag nach Welkan, und freut sich dahin, und hat mir befohlen, Ihnen tausend Complimente von ihr zu machen und Ihnen zu sagen, daß sie hoffte, Sie bald bey sich zu sehen. Auch die Fräulein empfiehlt sich tausendmal, und läßt Ihnen sagen, Sie hätten ihr die vorige Nacht sehr unruhig gemacht. Es hat ihr geträumt, Sie wären gestorben, und darüber hat sie so sehr geweint, daß Mademoiselle Paret (die mir auch noch nachgerufen, sie Ihnen zu empfehlen) sie noch in Thränen gefunden, als sie sie geweckt, und daß es die Fräulein, wie sie sagte, noch auf der Brust fühlt. Aber ich muß die Fräulein verklagen, ob sie wohl noch diese Nacht einen Beweis für Sie gegeben, daß sie ein gutes Kind ist. Sie hat sich die Hand nicht von mir in Ihrem Nahmen küssen lassen. Sie küßte mich auf den Backen; aber das sollte ja nicht seyn. Die Frau Gräfin ließ mir aber ihre Hand in Ihrem, dann auch in meinem Nahmen küssen, und dann reichte sie mir auch ihr gütiges Gesicht und gab mir einen Kuß.

Ich will cito auf den Brief schreiben; vielleicht bekommen Sie ihn dadurch eine Stunde geschwinder, und wenn Sie, liebster Herr Professor, kein Bedenken haben, in das Verlangen der

Gräfin zu willigen, so seyn Sie so gütig und lassen Sie mirs sogleich durch Herrn Göbicken melden. Aber ich fürchte, es wird zu spät seyn. Sie werden gegenwärtigen Brief nicht vor Freytags erhalten können. Auf den Dienstag geht die Gräfin fort. Wenn ich nur die Antwort auf den Sonntag Abends erhielte. Lassen Sie Herrn Göbicken nur auch cito auf den Brief schreiben. Vielleicht hilft das etwas.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Verzeihen Sie die Eilfertigkeit und Nachlässigkeit dieses Briefs dem Gehorsame, den ich der gütigsten Dame schuldig bin, und der Achtung, die diese Dame für Ihren Willen hat. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

294.

An Caroline Lucius.

L. d. 10. Sept. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich kann allen Menschen eher etwas abschlagen, als der Gräfin Vitzthum. Ich bin es auch zufrieden, daß sie der so guten Prinzessin den Brief liest, ob ich gleich nicht mehr weiß, ob er vorsichtig genug geschrieben ist; aber vor der Abschrift, vor der erschrecke ich. Sobald diese in den Händen der Prinzessin ist, so ist sie in der sichern Gefahr, bekannt und gedruckt zu werden, und ich denke doch, daß mein Brief unter mehr als vier Augen allemal Eitelkeit und meinem guten Ruf nachtheilig ist. Wenn sich also die Frau Gräfin getraut, ohne Abschrift davon zu kommen, und es zu einer Gewissenssache zu machen, die sie mir seit

dem Husarenbriefe versprochen hätte, so will ich mirs gefallen lassen, daß die Prinzessin den Brief liest; denn ich weiß, die Gräfin ist so gütig gegen mich, daß meine Angelegenheiten die ihrigen sind. So viel, Mademoiselle. Erhalten Sie diese Antwort noch zu rechter Zeit (ich schreibe sie Sonnabends früh um 9 Uhr, denn eher habe ich Ihren Brief nicht erhalten, und eben itzt wird die gelbe Kutsche gehen); so schicken oder tragen Sie dieselbe sogleich zur Frau Gräfin und küssen Sie ihr und ihrer guten Tochter, die um meinen Tod im Voraus geweinet hat, die Hand und leben Sie wohl.

Gellert.

295.

An dieselbe.

[L. d. 10. Sept. 1763.]

Liebste Mademoiselle!

Ich muß noch ein Paar Zeilen an Sie schreiben, ob ich mich heute gleich krank geschrieben habe; denn das Wort Abschrift macht mich sehr unruhig, sonst setzte ich keine Feder mehr an. „Wollen Sie etwan das widerrufen, was Sie mir heute Vormittage geschrieben haben?“ Nein, das will ich nicht! Es bleibt dabey, daß ich der Gräfin nichts abschlagen kann; aber es bleibt auch dabey, daß die Prinzessin Christine, die beste Prinzessin in Europa, keine Abschrift fordern soll. „Aber das ist schwer zu verhindern.“ — Ja wenn die Gräfin Vitzthum mit ihrem Verstande kein Mittel erfinden kann, so langt meiner noch weit weniger zu; denn dieser sagt mir nichts mehr, als daß der Brief nicht in fremde Hände kommen soll. So treu auch die Hände der Prinzessin Christine sind, so wird sie doch stets

Hände um sich haben, die nicht so ehrlich sind, und alsdann erlebe ich den zweyten Theil der Geschichte vom Husarenbriefe, und den möchte ich um alle Wunder nicht erleben. Alsdann könnte es auch kommen, daß ich Ihnen meine Anekdoten niemals mehr überschriebe. Diesen Brief, den ich Nachmittags um 3 Uhr schreibe und der auf den Abend um sieben Uhr mit der reitenden Post abgeht, wird mit dem Vormittagsbriefe vermuthlich zu einer Zeit bey Ihnen ankommen, nämlich Morgen, Sonntags Nachmittage. Dienstags geht die Gräfin erst fort; also kommen die Briefe noch ziemlich zu Rechte, wenn sie anders zu etwas gut sind. Hätten Sie mir nur eine Abschrift von meinem Briefe mitgeschickt — — doch ohne alle Abschrift, der sichre Weg ist der beste. Wenn die Gräfin nicht mit im Spiele wäre, so spräche ich kurz und gut: Cassiren Sie den Brief, und so wäre alles gehoben. — Ja, liebe Mademoiselle, zehn Briefe werden kaum langen, die ich heute schon geschrieben habe, und zwanzig liegen gewiß noch vor mir auf dem Tische unbeantwortet. Also dächte ich, ich könnte mit Ehren schließen. Auch dächte ich, Ihr heutiger Brief hätte zu meiner Ruhe können verloren gehen. Leben Sie wohl.

Gellert.

296.

An dieselbe.

L. d. 11. Sept. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Der böse Brief hat mich mitten in der Nacht aufgeweckt und mir einen Theil des Schlafs entzogen; das ist keine gute Vorbedeutung. Wenn er in Abschrift bey Hofe ist, sagte ich zu mir

selber, so kannst du in deinem Leben nicht wieder an die Mademoiselle Lucius schreiben.

Gellert.

297.

Aus einem Brief von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 10. Sept. 1763.

. . . .

Ich freue mich, theuerster Herr Professor, über die Liebe und den Beyfall, den unsre gute Prinzessin Ihnen bezeiget; denn ich freue mich über alle Leute, die Ihnen Merkmale der Liebe und Hochachtung geben, und dieß nicht allein Ihrentwegen, sondern um der Leute selbst willen, und der Auftritt bey dem Postmeister in Carlsbad hat mich sehr vergnügt.

Sie glauben, liebster Herr Professor, es habe Sie die Begebenheit bey dem Postmeister und die Begebenheit im blauen Engel auf gleiche Weise gerührt, und Sie erweisen der Prinzessin die Gerechtigkeit, von ihr zu denken, sie werde groß genung seyn, Sie deswegen zu loben? — Ja, das würde sie seyn. Aber ich, liebster Herr Professor, ich will es Ihnen nur gestehen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde nun eben nicht denken, daß ich einen Fehler beginge, wenn ich mich ungleich stärker durch das Lob der guten Prinzessin, als durch das Lob der guten alten Magd rühren ließe, und ich will Ihnen auch sagen, warum?

Es ist gewiß, wenn ich etwas Lobenswerthes thue, so kann mich die Prinzessin und die Magd mit gleich gutem Grunde und aus gleich gutem Herzen loben, und in so weit ist das Lob der Prinzessin und das Lob der Magd einander gleich, und keines

hat ein Recht mich mehr einzunehmen als das andre. Allein es ist doch auch gewiß, daß je besser ich von der Person denke, die mich lobt, je höher der Begriff ist, den ich von ihrer Einsicht, ihrer Beurtheilung und ihrem Geschmacke habe, und jemehr sie mir Hochachtung durch ihr persönliches Verdienst einflößt, desto wichtiger und desto schmeichelhafter muß ihr Lob mir seyn. Nun werde ich immer denken, daß mir die Prinzessin ihren Beyfall mit mehr Discernement und Delicatesse ertheilt, daß also ihr Lob zuverlässiger ist, und daß ich hingegen, weil doch die Magd wahrscheinlicher Weise einen so feinen Geschmack nicht besitzt, dieser ihr Lob eben so vollständig erlangt haben würde, wenn ich auch einige Fehler begangen hätte, um deren willen ich von dem Beyfalle der Prinzessin hätte verlieren können. Ich sage dieses darum, weil ich manchmal von gemeinen Leuten Ihre Lieder, so wie sie es verdienten und wie ich damit zufrieden war, habe loben hören, die aber zugleich andre Lieder, die Leute von besserm Geschmacke gewiß verworfen hätten, den Ihrigen gleich achteten. Sagen Sie mir doch, bester Herr Professor, ob ich hier Recht haben könnte, oder ob es nur eine kleine Ausflucht der Eitelkeit ist, die sich gern retten will?

Der Beyfall und das Lob der guten alten Magd war ganz gewiß aufrichtig und nur um deswillen wirklich schätzbar; allein überhaupt (freylich leidet es seine Ausnahmen) halte ich das Lob der Großen und derer die über uns sind, noch für aufrichtiger und reiner, als das Lob der Geringern oder unsers gleichen. Die Hohen denken wohl nicht leicht daran, daß sie nöthig haben andere zu loben, um sich Ansehen zu geben. Sie denken nur, daß sie andern durch ihren Beyfall Ehre erweisen, oder (und das thun die Besten unter ihnen) sie folgen blos den Bewegungen ihres Herzens und dem Eindrucke, den Verdienste auf dasselbe machen, und ertheilen so ihr freyes Lob ohne Eitelkeit und ohne Absichten für ihren eignen Ruhm. Geringere hingegen loben be-

berühmte und verdienstvolle Männer öfters aus Eitelkeit und Prahlerey, um sich selbst in Ansehen zu setzen, daß sie von so berühmten und geehrten Leuten wissen und fähig sind, ihre Vorzüge einzusehn. Hierinnen scheint mir der Zustand der Könige sehr fehlerhaft, weil sie an Würde niemanden über sich haben, dessen Beyfalls sie sich freuen könnten, und immer in Gefahr stehen, von ihren Geringern aus Eigennutz oder Eitelkeit, aus Niederträchtigkeit oder Furcht, gerühmt zu werden. An Verdiensten mögen sie vielleicht wohl Menschen über sich haben, aber das sehn sie nicht leicht, oder es vergnügt sie nicht, wenn sie's sehn. —

. . . .

298.

An Caroline Lucius.

L. den 15. Sept. 1763.

Liebste Correspondentin!

Lassen Sie uns unsre Streitfrage abkürzen. Wenn mich der Beyfall und der Dank einer niedrigen Weibsperson, die mich weder durch einen scharfen Verstand noch durch Feinheit des Geschmacks und der Sitten einnimmt, sondern blos durch die Aufrichtigkeit und Güte des Herzens sich empfiehlt, wenn ihr Beyfall und der Dank dafür, daß ich sie unterrichtet und erbauet habe, mich ungeachtet aller ihrer Niedrigkeit, Einfalt und unangenehmen Gestalt, darum weil sie ein Geschöpf Gottes, und eben so unsterblich als eine Prinzessin und eben so theuer vor ihm geachtet ist; wenn er mich, sage ich, eben so sehr rührt, als der Beyfall und der Dank einer verständigen, tugendhaften und angenehmen Prinzessin, sollte das nicht eine Pflicht und eine Ehre für unser Herz seyn? Dieses habe ich sagen wollen.

— Die Prinzessin kann mit mehr Verstand von dem Werthe meiner Schriften urtheilen; aber die vernünftige christliche Magd kann eben so gewiß wissen und fühlen, daß ihr meine Schriften gefallen, daß sie ihr genützt und sie erbaut haben (zumal geistliche und leichte Schriften), ob sie es gleich nicht sagen kann. Sollte mir also ihr Beyfall von dieser Seite nicht eben so schätzbar seyn? Denn wir wollen der Sicherheit wegen voraussetzen, daß der Beyfall und Dank auf beiden Seiten nicht irrig, nicht parteiisch, nicht eigennützig sey; sonst findet gar keine Vergleichung statt. Ich nahm an, daß ich die Magd in ihrer Art für gut und aufrichtig halten mußte, wie die Prinzessin in ihrer Art.

Doch, liebe Mademoiselle, ich will nicht dociren, nicht streiten. Ich will Ihnen lieber die Geschichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeschichte. Ein Preußischer Feldwebel hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preußischer Feldwebel, habe drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland, in mein Vaterland, zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen." Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient? „Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 lese, besonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Bösen abgehalten, und zum Guten ermuntert. Ach, das sey Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er segne Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie zu sehen!" Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich

haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet, so will ich Gott danken, und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie soviel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können? „Ich bringe nichts, als meine Freyheit zurück, aber ich finde noch soviel zu Hause, daß ich nicht Mangel leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner Blessuren, noch gesund; und o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar beschützet und erhalten! So wird er mich auch ferner erhalten. Als ich nach der Affaire bey Görlitz tödtlich blessirt nach Böhmen gebracht wurde, habe ich binnen fünf Tagen (ich denke, er sagte gar fünf Wochen) auf einem Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück Commißbrod, an dem ich kaute, und den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten fuhren, in der Hand vor den Mund hielten, und doch erhielt mich Gott und gab mir das Glück, daß ich, als ich in das Lazareth kam, in die Hände eines sehr geschickten und mitleidigen böhmischen Doctors fiel, der mich (ich war hinten in die Kniekehle geschossen, und vorn in der Kniescheibe steckte die Kugel, und ich litt schreckliche Schmerzen) der mich curirte und mir nachher einen freyen Zutritt, während meiner Gefangenschaft, in sein Haus verstattete, und damals habe ich Ihre Schriften (er hatte sie alle) wohl zwanzigmal durchgelesen. Ich bin ganz außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reise noch ein paar Meilen fortsetzen." — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied, küßte mir mit aller Gewalt die Hand, und ich war im Begriffe, ihn selbst zu küssen, aber ich erschrack über seinen Bart.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730 in den Dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden, „und ich hatte doch," setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor den Soldaten gehabt, und hätte in russischen Diensten können Officier werden, wenn ich Lust zu diesem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob! es ist überstanden!" Er war sechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch stark vom Leibe.

Nun, was meynen Sie, gute Mademoiselle? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen eines großen berühmten Generals, eines Laudon? —

Die Versicherungen, die Sie mir im Namen der Frau Gräfin gegeben, haben mich völlig beruhiget. Dieser Brief war nicht für die gute Prinzessin geschrieben; warum sollte sie ihn lesen? Sie wird mirs schon auf mein Wort glauben, daß ich alle Ehrfurcht für sie habe, und weswegen sollte es die Welt erfahren, wie ich mich angekleidet habe, als ich zur Prinzessin Christine gerufen wurde, und was sie mir für gnädige Erklärungen gethan hat? So bald so ein Brief gedruckt ist, so bekömmt er, ich weiß nicht was für eine eitle und prahlerische Miene, die er unter guten Freunden gar nicht hat. Nichts also mehr von diesem Briefe. Nunmehr werden Sie wohl von der Gräfin Abschied genommen haben. Und wie viel Verbindliches wird sie und ihre Tochter Ihnen nicht gesagt haben? Das soll mich erfreuen, so wie mich der Dank erfreuet, den mir die Mademoiselle Kirchhof vor wenig Tagen in einem guten und langen Briefe gesagt hat. Sie danket mir, wie Sie leicht denken können, für Ihre Freundschaft, und ich muß mir freylich dabey gefallen, daß Personen, die einander nicht gesehen haben und die

ich nicht gesehen habe, auf mein Wort Freunde werden. Ihren Briefwechsel möchte ich mit der Zeit wohl lesen. — Nun liebe Mademoiselle, ich dächte, ich hätte zeither oft und viel an Sie geschrieben und könnte mit Ehren einige Wochen nach einander an meine andern Correspondenten denken. Leben Sie wohl.

Gellert.

Den 16. Septbr. Nachmittags.

Erst itzt erhalte ich Ihre Briefe vom 12. Septbr., eben da ich aus dem Collegio komme. Seyn Sie ruhig, liebste Mademoiselle, ich bin es auch, und wenn ich ja noch unruhig bin, so ist es blos über die Mühe und Unruhe, die ich Ihnen verursachet habe. Zu unserm Glücke können diese Vorfälle nicht oft vorkommen. Ob Ihnen mein Bruder die Geschichte mit der Prinzessin umständlicher beschreiben wird, das weiß ich nicht; aber nun noch einmal: Leben Sie wohl.

Sonnabends Vormittags, den 17. Septbr.

Der Bogen wird wohl noch voll werden, wie ich merke. Indem ich meinen Brief an Sie zusiegeln will, schickt mir der Herr Geheimderath von Kayserling, der sich acht Tage hier aufgehalten hat und diesen Morgen in die Lausitz abgegangen ist, die beygelegte Schrift*) für Sie, deren Autor er ist. — „Für mich?" — Ja, für Sie, liebe Freundin. — „Aber wie weiß der Mann etwas von mir?" Das will ich Ihnen wohl sagen. Er hat fast täglich an unserm Tische gespeiset und sich in der Gesellschaft der Dänen und Sachsen sehr wohl befun-

*) Eine Piece von vier Octavblättern mit dem Titel: Versuch, die bisherige Zubereitung des Caffee zu verbessern und zu anderweitigen Verbesserungen Gelegenheit zu geben, einigen Brunnengästen zu Carlsbad im Jahre 1763 mitgetheilt. Ohne Druckort und Druckjahr. Ebert.

den. Der älteste Graf Moltke, der die Honneurs von unserm Tische machte und nebst meinem Bruder dem Geheimdenrath die Merkwürdigkeiten von Leipzig sehen ließ oder sie ihm auch erzählte, war in seinen Erzählungen sogar bis auf unsern Briefwechsel gekommen. „Hatte er dazu Erlaubniß gehabt?" Das kann ich eben nicht sagen. Aber genug, er hatte durch seine Beredsamkeit den guten Baron Kayserling so eingenommen, daß er mich inständigst bat, ihm etliche von Ihren Briefen lesen zu lassen. „Ja, Herr Geheimderath, Ihnen traue ich, wie mir selber. Ich liebe und verehre Sie sehr; und darum sollen Sie diese Briefe alle lesen." Er war außerordentlich mit Ihrer Schreibart zufrieden, und sein Beyfall darf Ihnen nicht gleichgültig seyn, weder von der Seite des Verstandes noch des Herzens und Geschmacks. Er ist ein verdienstvoller Mann, ein glücklicher Gemahl, der nie ohne Freude seine Frau nennt, und ein lieber Vater von neun lebenden und sechs verstorbenen Kindern. Im Carlsbade unterhielt er beynahe, ehe der Herr von Kessel kam, die ganze Gesellschaft allein. Er hat wohl studirt, ist in seinen jüngern Jahren Obrister in Russischen Diensten gewesen, darauf in seinem Vaterlande, Curland, Oberlandjägermeister geworden, und hat endlich bey den entstandenen Unruhen in Curland diese Bedienungen aus Gewissen niedergelegt, Bedienungen, die ihm bis zu fünftausend Thalern jährlich eingetragen. Er weiß viel, hat viel gesehen, viel gelesen, erzählt naiv, treuherzig, und gewinnt durch seine ehrliche und zufriedne Miene die Gesellschaft schon bey dem Eintritte, die er sich bald durch Bescheidenheit und Dienstfertigkeit ganz verpflichtet. Dieses ist also der Mann, der Sie hochschätzt und Ihnen gern einen Beweis davon durch beygelegte Schrift geben will. Habe ich nun wohl gethan oder nicht, daß ich den Bogen, da er schon gebrochen, und also schwer zu beschreiben war, doch noch voll geschrieben? Ich dächte, so ein Mann wäre schon

eines Briefs werth? und er ist auch in der That der erste auf der Liste der Carlsbader Bekanntschaften, die ich Ihnen noch zu beschreiben in meinem langen Briefe versprochen habe. Gleichwohl habe ich noch wenig von ihm gesagt. Aber nicht alles auf einmal. Leben Sie wohl, zum drittenmale.

299.

An dieselbe.

L. d. 18. Oct. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht schreiben, wenn ich mir nicht ein Gewissen daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß lesen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Also schicke ich Ihnen die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer, aus dem Englischen des Herrn Wilkes, von dem Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße übersetzet*). In der That habe ich lange Zeit kein Buch gelesen, das mir so wohl gefallen, keine Moral, die mit so vielem Geiste und so christlich schön geschrieben wäre. Warum schreiben doch nicht alle Moralisten so gut?

Die beiden ersten Briefe der Jgfr. Kirchhof habe ich gelesen; sie sind recht gut, bis auf einigen Zwang in der Schreibart. Die andern beiden, die Sie bey meinem Bruder eingeschlossen haben, kann ich nicht lesen, weil sie unleserlich geschrieben sind. Daß so viel Menschen unter dem Schutze meines Na-

*) Leipz., 1763, 8. Der Titel des Originals ist: A letter of genteel and moral advice to a young lady, by Wetenhall Wilkes. Lond., 1753, 8. Ebert.

mens sich Ihnen aufdringen, höre ich sehr ungern; aber wie soll ich dem Unheile steuern? Trauen Sie Niemanden, der sich nicht schriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt oder besonders mit mir bekannt ist. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinen Bruder reden, habe ich ehedem zum Hofmeister empfohlen gehabt. Genau bin ich nie mit ihm bekannt gewesen.

Leben Sie wohl. Die Gräfin Vitzthum und ihre Tochter, die vor einigen Tagen von hier wieder nach Wellau gegangen sind, grüßen Sie bestens und erzählen viel Gutes von Ihnen.

Gellert.

Meine Collegia sind wieder angegangen; darum schreibe ich so lakonisch.

300.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 27. Oct. 1763.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß ich Ihnen drey Wochen und darüber eine Antwort und eine Danksagung schuldig geblieben, das ist wirklich etwas Unerhörtes. Aber, liebster Herr Professor, ich wollte so gern vorher das Buch des Herrn Wilkes lesen. Ich fing es sogleich an; aber ich fand — Sie wissen, wie man immer leicht im Guten gehindert wird — so viel Hindernisse, daß ichs nicht zu Ende bringen konnte. Was mich gehindert hat? — Nicht viel Sonderliches. Trauerwäsche, Manschetten ꝛc. für meinen Vater. — Ich wußte wohl, daß ich mich darauf verlassen könnte, daß alles, was mir von Ihnen käme, gut seyn müsse. Ich

dachte nur, ich würde Ihnen noch herzlicher für dieses Geschenk danken, wenn ich aus eigner Erfahrung wüßte, wie vortrefflich es sey, und Sie verlangen ja nichts weiter als die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit meines Dankes. — Aber liebster Herr Professor, ist es denn auch Ihre Absicht, mir dieses Buch zu schenken? Ich habe schon den Herrn Oberpostcommissär darüber fragen wollen; ich wußte nur nicht recht, wie ichs anfangen sollte, und hernach, dachte ich, weiß ers vielleicht selbst nicht. Sehen Sie, bester Herr Professor, weil Sie mir in Ihrem Briefe nicht sagen, daß das Buch künftig mein seyn soll, so ließ ich mirs auch gar nicht einfallen. Ich war vollkommen vergnügt über Ihre gütigste Vorsorge für meinen Unterricht und für mein Vergnügen, und war nur böse, daß ichs nicht geschwind genug werde lesen können, und daß ichs Ihnen länger als ich wünschte aufhalten würde. Aber da giebt es nun auch wieder andre Leute (unter denen ist auch Herr Zeis), die sprechen, „das Buch wäre von mir als ein Geschenk zu betrachten; Sie sagtens ja mit keinem Worte, daß ichs zurückschicken sollte. Was ich denn das Buch in der Welt wollte herumreisen lassen? Es käme doch vielleicht wieder zurück, oder ich machte Sie wohl gar verdrießlich.“ Ich, liebster Herr Professor, verstehe nichts davon. Ich habe votiren lassen: die Stimmen sind zu getheilt, und ich weiß nicht, an welche ich mich halten soll. Es ist gewiß am Besten, und ich weiß, daß ich Sie nicht verdrießlich mache, wenn ich Ihnen versichere, daß das Buch sicher bey mir aufbehalten wird, daß ichs mit ausnehmendem Vergnügen, (und ich will wünschen, nicht ohne Nutzen) lese, daß ichs morgen oder aufs längste übermorgen zu endigen hoffe, und daß ichs Ihnen, wenn Sie es befehlen, mit eben so vollkommener Dankbarkeit zurückgeben werde, als ichs im entgegengesetzten Falle, wenn Sie es nicht mehr brauchen, unter den Kostbarkeiten, die ich von Ihnen besitze, aufheben und es zu dem Entzwecke anwenden will, zu wel-

chem es der Verfasser geschrieben, zu welchem es der Uebersetzer allgemeiner gemacht und zu welchem Sie, gütigster Herr Professor, es mir empfohlen haben.

Ich bin außerordentlich mit dem Herrn Wilkes zufrieden, und bisher ist nur Eine Sache, eine Kleinigkeit, in der ich mit ihm nicht einig bin. Ich glaube es ihm nämlich nicht, daß es eben so schlimm und so nachtheilig sey, zu viel Thee als zu viel Wein zu trinken.

Ja, liebster Herr Professor, die Cotbussischen Mädchen (die beiden Briefe, die Sie nicht gelesen haben, waren der eine von der Jgfr. Kirchhof, der andre von der Jgfr. Kagel, ihrer Freundin, und der war der ärgste) schreiben zuweilen sehr beschwerliche Briefe zu lesen. Doch ich mag immer stille seyn. Wer weiß, was ich mache. — Ich schreibe beym Lichte, und ich sehe nicht recht gut. Lesen Sie ja meine Briefe nicht, sobald sie Ihnen Mühe machen, und sagen Sie mirs alsdann, daß Sie sie nicht gelesen haben; das soll meine Strafe seyn, und ich werde gewiß hernach mehr Fleiß aufs Schreiben wenden. Sie sind gar zu gütig für mich besorgt, bester Herr Professor. Ich kann es wirklich nicht sagen, daß sich mir Jemand unter dem Schutze Ihres Namens bisher aufgedrungen hätte. Daß Herr Rothe, der Däne, (ich glaube, Sie haben den mit in Gedanken gehabt) uns besuchte, ob ihm wohl Niemand aus unsrer Familie bekannt war, das lege ich ihm als eine Höflichkeit aus, für die ich ihm verbunden bin. Er ließ sich auch nicht so melden, als ob er von Ihnen käme, und nach seinem ersten Complimente schien die Ursache seines Besuchs keine andre zu seyn, als daß er ein Däne war. Hernach sagte er zwar, vielleicht aus einem verbindlichen Verlangen, uns etwas Angenehmes zu sagen, denn er schien mit uns zufrieden zu seyn, daß er uns von Ihnen und vom Herrn Oberpostcommissär zu grüßen hatte.

Den Herrn A* habe ich nicht wieder gesehen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß viele Leute sich Ihrer Freundschaft rühmen, da Sie fast gegen alle Menschen so sehr gütig sind; und überdieß, wer setzt sich nicht gern in Ansehen? Ob ich es gleich im Grunde für unbescheiden halte, so finde ich doch einige Ursache, mit dieser Art von Unbescheidenheit weniger unzufrieden zu seyn, als mit einer jeden andern. Es ist doch immer gut, wenn die Eitelkeit eines Menschen auf eine wünschenswerthe und schätzbare Sache fällt, und wenn er sie ihrem wahren Werthe nach zu schätzen weiß.

Es ist schon halb zehn Uhr, und mein Vater ist noch nicht nach Hause. Dieß ist zwar nichts ungewöhnliches, aber vielleicht ist der Zustand des Herrn Grafen Brühl Ursache, daß er uns nicht einmal hat können wissen lassen, wenn er kommen wird. Der Graf Brühl ist diesen ganzen Tag über seinem Ende so nahe gewesen, daß man von Zeit zu Zeit kaum auf die nächste Viertelstunde Hoffnung fassen können. Vielleicht endet er sein Leben noch in dieser Nacht, wenn es nicht schon geschehen ist. Zwischen hier und morgen, ehe ich diesen Brief fortschicke, hoffe ich entweder meinen Vater wiederzusehen, oder sonst etwas Gewisses zu erfahren. Indessen will ich den Brief nicht unvollendet liegen lassen: denn ob ich wohl viel jünger und viel gesünder als der Graf Brühl bin, so ist mir doch keine Versicherung darüber gegeben, ob ich morgen oder jemals wieder im Stande seyn werde, dem theuersten unter meinen Freunden die ehrerbietigste Liebe zu versichern, die, sie mag nun heute oder morgen oder in funfzig Jahren sterben, mit sich ins Grab nehmen wird

Ihre

C. C. Lucius.

Den 28. October früh.

Der Graf Brühl muß noch leben. Gestern Abends um 11 Uhr kam mein Vater nach Hause, nachdem er zuvor in Ge-

sellschaft des Platzmajor, 6 Mann Wache und des Herrn Hofrath Ferbers den Cammerrath Heinecken*) in seiner Wohnung hatte arretiren und seine Papiere versiegeln helfen. Der Graf Brühl hat sich gestern Nachmittags wieder recht wohl befunden, mit vieler Leichtigkeit und Munterkeit gesprochen, auch Suppe und ungarischen Wein und Biscuit gegessen. Doch hat mein Vater die Nacht wachend und in Kleidern zubringen müssen, weil man sich auf diesen Anschein der Besserung nicht verlassen zu können glaubte. Er empfiehlt sich Ihnen nebst meiner Mutter und meinem Geschwister aufs gehorsamste und beste, und ich freue mich, daß ich Ihnen heute noch sagen kann, daß ich zeitlebens seyn werde

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Dem Herrn Oberpostcommissär danke ich gehorsamst für sein gütiges Briefchen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihr Fräulein erzeigen mir außerordentlich viel Ehre, wenn sie sich meiner so gütig erinnern.

---

301. (99.)

Meinhard**) an Gellert.

Wien, d. 28. Oct. 1763.

Sie werden sich vielleicht weniger wundern, daß ich mir Ihre gütige Erlaubniß, an Sie zu schreiben, itzt zu Nutze mache, als

*) Günstling des Ministers Brühl und durch seine Verdienste um die Kunstgeschichte bekannt. Ebert.

**) (Joh. Meinhard geb. 11. Sept. 1727 zu Erlangen, begleitete 1763 den Gr. Ludwig Moltke auf seinen Reisen; er starb den 15. Juni

daß ich es nicht eher gethan habe. Aber ich konnte nicht eher wohl etwas Wichtiges von unserer Reise melden, und unbeträchtliche Dinge lassen sich an Sie nicht schreiben. Nunmehro kann ich Ihnen melden, daß wir das gefürchtete Wien, Gottlob! glücklich verlassen, und einem angenehmern Zustande mit jedem guten, und, Gott gebe! auch dauerhaften Vorsatze entgegen gehn. Ein Unfall von geringerer Wichtigkeit ist mir hier an meinen Büchern widerfahren, die vor der Censur ein strenges Examen ausgestanden haben. Meine erste Besorgniß war für unsre geistlichen Bücher, und für diejenigen, die Sie uns für den Graf** *) mitgegeben, von denen wir noch doppelte Exemplare hatten. Aber der Präsident in diesem Büchergerichte, der berühmte Baron van Swieten, beruhigte mich mit diesen Worten: Nous vous regardons comme frères, et vous n'avez rien à craindre pour vos libres de devotion; pour les ouvrages de Monsieur Gellert, nous les admirons et les respectons. Die Freude des Herrn Grafen ** über dieses kostbare Geschenk ist so groß gewesen, als vorher seine Unruhe, da es einige Tage von der Censur vorenthalten worden. Es wird Ihnen ohne Zweifel beides bezeugen, sobald ihm seine itzige Krankheit es zuläßt, die ihm eine Verkältung zu ** zugezogen, und die ihn auch allein abgehalten hat, mich alle die Wirkungen einer so wichtigen Empfehlung, als die Ihrige, empfinden zu lassen. Gleichwohl habe ich alle die Güte an ihm bemerkt, die ihm Ihre Zuneigung verschaffen konnte. Mit andern Nachrichten von hier darf ich Sie

1767 zu Berlin. Von ihm eine Uebersetzung von Homes Grundsätzen der Kritik. 2 Th. Leipzig, 1763. und die von Lessing in den Litteraturbriefen gerühmten Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italienischen Dichter. 2 Th. Braunschweig, 1763, 64. — Einige Veränderungen, die sich die Herausgeber v. 1774 in diesem Briefe erlaubt hatten, sind nach handschriftlichen Bemerkungen Heyers jetzt beseitigt worden.)

*) (Vielleicht der Graf Thun s. S. No. 291.)

nicht mehr aufhalten, mein theuerster Herr Professor. Ich nehme mir nur noch die Freyheit, mich Ihrer fernern schätzbaren Gewogenheit zu empfehlen. Ich bin zeitlebens mit der wahresten, mit der schuldigsten Ehrerbietung

Ihr

gehorsamster verbundenster Diener

J. Meinhard.

302.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Nov. 1763.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie wissen, daß ich immer aus Langerweile vielleicht, oder aus Mangel solcher Verrichtungen, die meine Gedanken beschäftigen, oder wer weiß woher, in meinem Kopfe Betrachtungen und Untersuchungen anstelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen und die ich nicht einmal ganz verstehe, und Sie wissen auch, daß ich mich nicht selten durch meine kleine Sophistereyen selbst hintergehe, und vielleicht sind Sie aus der Ursache niemals verdrießlich gewesen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Itzt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Ihnen gar zu gern mittheilen möchte; denn sie gefällt mir, und wenns möglich ist, liebster Herr Professor, so lassen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Ich las vor einiger Zeit im Zuschauer, im achten Theile ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Gesetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derselben Abtey die Pflicht vorschreibt, von einer bösen Handlung, die sie so richtig bewiesen finden, daß sie nicht daran zweifeln können, vor-

auszusetzen, daß sie wohl aus einer guten Absicht entsprungen seyn möchte. „Vielleicht, spricht der Zuschauer, heißt das die Menschenliebe zu weit treiben?“ — Das kann allenfalls seyn. Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigstens ist nicht zu besorgen, daß man diese Regel zu sehr beobachten werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens ist. Die Marquise von Lambert, wenn sie in dem Briefe an ihren Sohn ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheifrung und Nachahmung vorstellt, so spricht sie von ihm: Quelle indulgence n'avoit-il pas pour les foiblesses de l'humanité! Il excusoit tout et regardoit les fautes comme des malheurs, et se croyait seul obligé d'être honnête homme. Ses vertus laissoient les autres à leur aise. In der That, ich finde nichts Größeres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen andre mit einer großen Strenge gegen sich selbst. Niemand sollte unterlassen, eine so glückliche Fähigkeit in sich zu erwecken und zu befestigen. Wer ein gutes Herz hat und sie richtig beurtheilt, wird sie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geschicklichkeit zu dem, wodurch er sich beliebt und gefällig machen kann? Und schmeichelt diese Tugend nicht unserm Eigennutze, indem sie die Ruhe unsers Lebens in Sicherheit setzt, wenn sie uns verhindert, über die Handlungen anderer Menschen, denen wir beleidigende Absichten beymessen, weil sie vielleicht solche zu haben scheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigstens, wenn ich sie so ansehe, kömmt sie leicht und liebenswürdig vor. Es ist mir natürlich, mich in die Situation derjenigen zu setzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Gesinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verschiedenen

Arten, sie zu betrachten und nach den verschiedenen Umständen, in welchen man sich befindet und aus welchen man sie betrachtet. Ich weiß sehr wohl, daß man mit völliger Unschuld eine That begehen kann, welche nicht weiter, als nur in Absicht auf die Person, die sie begangen hat, in Absicht auf ihre Ursachen, und aus dem Gesichtspunkte, aus welchem sie dieselbe angesehen hat, unschuldig ist. Es kann sogar geschehen, daß diese Person selbst ihre Handlung nicht mehr unschuldig findet, sobald sie die Umstände und die Gesinnungen verläßt, in welchen sie sich damals befand, als sie die Handlung vornahm, und daß diese That niemals mehr unschuldig seyn kann, sie werde denn von einer Person begangen, die sich aufs allergenaueste in eben demselben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieser Pflicht, die ich so gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menschenliebe darinnen finde, sondern weil die Gerechtigkeit, die man einander schuldig ist, unumgänglich dazu verbindet, festzusetzen, habe ich mich um Gelegenheiten bemüht, sie auszuüben, und nun will ich Ihnen eine, die ich ungesucht gefunden habe, um so viel lieber erzählen, da ich gewiß weiß, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Ich erfuhr von Jemanden, der gewiß kein Verläumder ist (es ist unnöthig die Person zu nennen), aber der sich leicht für oder wider eine Sache einnehmen läßt und sie selten ganz übersieht, sondern alle Dinge nur immer von der Seite betrachtet, von der er darauf gewiesen wird, daß der Graf Kayserling der lobenswürdige Mann nicht wäre, für den Sie, bester Herr Professor, ihn gehalten. Er hätte, erzählte man, dem Herzoge Carl von Curland gehuldiget, ihn seiner Dienste aufs feyerlichste und eifrigste versichert, auch von dem Herzoge viel Gnade und Vertrauen erhalten. Nachdem aber das Glück des Herzogs Carls sich geändert und er dem Biron zu weichen genöthiget worden, so habe der Graf die Partey des erstern verlassen, und

sich und seine Treue dem Letztern angeboten, welcher aber von den Verbindungen des Grafen mit dem Herzoge Carl unterrichtet gewesen und aus dieser Ursache seine Anerbietungen verworfen hätte. Hierauf sey der Graf nach Carlsbad gegangen (wo Sie, liebster Herr Professor, mit ihm bekannt geworden) und von da habe er wieder Briefe an den Herzog Carl geschrieben und ihm seine Dienste aufs neue angetragen; allein der Herzog, weil er seine erste Untreue erfahren, habe Bedenken getragen, sie anzunehmen. Dieß alles versicherte man von sicherer Hand und von einer Person zu wissen, welche die Briefe des Grafen bey dem Herzoge selbst gelesen, der aber im Uebrigen denselben als den einnehmendsten und angenehmsten Mann von der Welt beschrieben hätte, und nun, setzte man hinzu, sollte ich urtheilen, ob dieses von dem Herrn Grafen Kayserling nicht schlecht gehandelt sey?

Der ersten Vorstellung nach kam mir die Aufführung des Grafen verhaßt vor, und wenn ich auch eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Ursachen zur Entschuldigung für dieselbe zu finden seyn möchten, so hatte ich doch damals weder Zeit noch Gegenwart des Geistes genug, sie sogleich zu entdecken. Es fiel mir ungemein schwer, einen Mann verdammen zu hören, für den Sie, theuerster Herr Professor, so viel Freundschaft und Hochachtung bezeiget und den Sie mich hochzuachten gelehret hatten, und der auf meine Dankbarkeit ein Recht hatte, und aus allen diesen Ursachen verdroß michs, daß ichs mir nicht getrauete, etwas Gründliches zu seiner Entschuldigung anzuführen. Ich mußte es also dabey bewenden lassen, und ich sagte zu mir selbst: „Da der Graf der einnehmende und angenehme Mann ist, wie ihn der Herr Professor beschrieben, der nichts als Gutes von sich sehn läßt, so hat der Herr Professor nichts anders, als ihn hochachten können und müssen. Würde er nicht zu tadeln seyn, wenn er seine Hochachtung einem Manne versagte, an dem er lauter Ur-

sachen sieht, solche für ihn zu hegen? und wollen wir haben, daß ein rechtschaffner Mann in einem Andern Fehler voraussetze, die er nicht gewahr wird, und hingegen den Verdiensten, die er wirklich entdeckt, nicht Gerechtigkeit erzeige?" So suchte ich mich in Ansehung Ihrer vortheilhaften Meynung für diesen Herrn zufrieden zu stellen, über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fieng ich wieder an diese Geschichte zu überlegen. Ich kanns Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr michs kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem so wichtigen Punkte, wo es auf Rechtschaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden sollte. Hier, sagte ich zu mir selbst, ist die Gelegenheit, die nachsichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben, und vielleicht kann ich, wenn ich ohne Kunst, ohne Vorurtheile, auf eine simple Art und indem ich blos der natürlichen Billigkeit folge, mir seine Aufführung und seine Ursachen dazu vorstelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtschaffenen Mannes unwerth ist.

Der Graf von Kayserling hatte seinen Landesherrn verloren. Er wußte, daß er der Regierung entsagen müssen, und daß er nicht zurückgerufen werden würde, so lange die Kayserin Elisabeth lebte, und des Herzogs hohes Alter ließ nicht hoffen, daß er noch eine so glückliche Veränderung erleben würde. Es konnte also der Graf, der als einzelner Unterthan die Nachfolge in dem erledigten Lande nicht zu bestimmen hatte, ruhig seyn und erwarten, was es der Vorsehung gefallen würde, seinem Lande für einen Regenten zu geben. Der Herzog Carl kam, von Einigen freywillig und aus Zuneigung, von Andern aus Politik und Eigennutz angenommen, und noch Andern mit Gewalt aufgedrungen. Wenn er theologisch raisonnirte, so war es seine Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, die über ihn gesetzt

war. Ein rechtschaffener Mann wird in keiner Pflicht, die er dafür erkennt, kaltsinnig seyn, und der Herzog Carl, sagt man, sey gütig gegen ihn gewesen: also war es recht von dem Grafen, daß er aus Dankbarkeit seinen Eifer ihm zu dienen noch vermehrte. Endlich änderte sich das Glück des Herzog Carl. Biron ward wieder eingesetzt, ein Herr, dem er vielleicht schon vorlängst seine Treue gewidmet (nur daß er sie in seinem Unglücke für ihn anzuwenden nicht mehr hoffen können), der ein Eingeborner seines Landes und nach dessen Religion, Gesetzen und Sitten erzogen war, dem sein Land und seine Unterthanen nichts vorwarfen, der nur das Opfer einer Privatrache geworden, dessen Unglück er vielleicht beklaget, für dessen Wiederherstellung er vielleicht fruchtlose und hoffnungslose Wünsche gethan hatte. — Wenn ich in dem Grafen alle diese und ähnliche Gesinnungen voraussetze, die gewiß möglich seyn können: (und warum sollte ich das nicht thun? darf ich mich da wundern, oder den Grafen tadeln, wenn er sich über die unerwartete Glücksveränderung dieses Herrn erfreut, zu seiner ersten Pflicht zurückkehrt, und demjenigen Dienste und Treue anbietet, dem er sie vor andern schuldig zu seyn glaubt, und für dessen Eigenthum er sich schon sonst gehalten? Der Fall wenigstens scheint mir ganz genau mit demjenigen übereinzukommen, in welchem Ihre Schwedische Gräfin, liebster Herr Professor, von dem Herrn R. zu ihrem ersten Gemahle zurückkehrt. Ja, wenn es erlaubt ist, solche Betrachtungen für ihn anzuführen: Hatte der Graf nicht eine Gemahlin und neun Kinder, die ihm theuer waren, deren Glück ihm am Herzen lag, und deren Interesse er in Acht nehmen und nicht in Gefahr setzen mußte, so lange ers ohne Verletzung seines Gewissens thun konnte? Und konnte ers nicht? Ich wills nicht entscheiden, ich berühre dieß nur im Vorbeygehen. So viel ist indessen gewiß, daß mächtige und angenehme Leidenschaften, als z. B. hier, zärtliche Liebe für die Seinigen, Dingen, die uns

dazu zu dienen scheinen, in unsern Augen ein unschuldiges, ja sogar pflichtmäßiges Ansehen geben, das sie in den Augen Andrer, die gleichgültig dabey sind, nicht haben.

Bis hierher, glaube ich, ist mirs ohne Mühe, blos durch eine simple Vorstellung der Wahrheit gelungen, noch mehr zu thun, als das Gesetz der Abtey de la Trappe befiehlt; denn nicht nur die Absicht, sondern selbst die Handlung des Grafen ist unschuldig. Daß der Herzog Biron die Anerbietungen dieses Herrn nicht angenommen, dieß ist ein Fehler, der nicht auf dessen Rechnung kommen kann, und der aus einem Stolze herzurühren scheint, der den Großen in der Welt vornehmlich eigen ist, nach welchem sie sich beleidigt finden, sobald man einen Augenblick aufhört, von ihrem Interesse voll zu seyn und ihre Sache zu unserer eignen zu machen; oder vielleicht aus einer mißtrauischen Furchtsamkeit, die sich bey dem Herzoge Biron wohl entschuldigen läßt, da er in seinen verschiedenen Abwechselungen nur zu sehr die Untreue und Falschheit der Menschen erfahren haben kann.

Nur bey dem Schritte, den der Graf hierauf that, wieder zu dem Herzoge Carl umzukehren, nachdem er gleichsam durch den vorhergehenden den Biron für seinen rechtmäßigen Herrn erklärt hatte, dem er seiner eignen Einsicht nach am meisten Pflicht und Dienste schuldig wäre, kann man ihn, wie es mir scheint, mit Recht eines Fehlers beschuldigen. Denn es zeigt sich in seiner Aufführung ein Widerspruch, der nicht von einerley Grundsätzen herkommen konnte. Indessen ist er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treulosigkeit, freyzusprechen. Ein Mann, der ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth besitzt, der sich seiner redlichen Absichten und der Aufrichtigkeit seiner Anerbietungen bewußt ist, und undankbar, mit verächtlichem und seine Rechtschaffenheit beschimpfendem Mißtrauen abgewiesen wird, kann vielleicht diese Beleidigung zu hoch empfinden und dem Verdruße darüber zuviel nachgeben, zumal wenn

das Andenken empfangener Wohlthaten und einer gütigern und dankbarern Begegnung sein Herz mit Dankbarkeit und Liebe erfüllen und demselben die erlittene Beleidigung noch empfindlicher machen, da er diese Dankbarkeit und Liebe der Pflicht, die er demjenigen, der ihn itzt beleidigt, schuldig zu seyn glaubte, aufgeopfert hat, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen; aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Denn ich wiederhole es, was ist leichter für ein ehrliches und empfindsames Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurückgetrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelockt und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können — und in einem solchen Falle? Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey itziger, oder vielmehr damaliger Verfassung der Sachen, dem Grafen eigennützige oder ehrgeitzige Absichten bey diesem letzten Schritte beymessen wollte, und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungnerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu könne ausfindig gemacht werden, als diejenigen, die ich angegeben habe, nämlich zuviel Empfindlichkeit über die Beleidigung von Biron, die das Andenken der gütigern Begegnung Carls in dem Herzen des Grafen zu lebhaft erneuerte. Die Aehnlichkeit des Verfahrens der beiden Herzoge bey gleicher Gelegenheit kann vielleicht aus ähnlichen Ursachen entsprungen seyn, und zum Vortheil oder Nachtheil der Sache des Grafen nichts beytragen.

Nun lassen Sie mich, liebster Herr Professor, bey Gelegenheit wissen, ob ich die Sache richtig erklärt habe, oder ob ich sie aus Parteylichkeit oder aus Mangel der Einsicht unrecht ver-

stehe. Ich hätte große Lust, Ihnen noch die Ursachen zu sagen, warum ich hierinnen mir noch weniger als sonst traue; aber der Brief ist ja schon zu lang, und ich scheue mich, einen neuen Bogen zu nehmen. Leben Sie also wohl, theuerster Herr Professor, und seyn Sie meiner vollkommensten Ehrerbietung versichert.

C. C. Lucius.

303.

An Caroline Lucius.

L. d. 10. Nov. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ihre Apologie ist voll Güte und Scharfsinn, und vielleicht hat sie der Baron Kayserling nöthig. Ich für meine Person habe indessen viel Ursache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er ist mir auch unter diesem Namen selbst von dem Geheimen Rath Keßel, dem wackersten Manne, und der die Geschichte des Prinzen Carl doch auch kennen sollte, gerühmet worden. Irre ich, nun so hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdecket, für die ich ihm nicht sehr danken kann. Sie ist aber auch nicht so leicht zu erweisen. Dieß soll mich so lange beruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine historische Sache ist, historisch bewiesen sehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünsche, daß ich und alle Menschen es ohne Ausnahme seyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten sollen? Ja, das versteht sich. Sie erweisen mir sogar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten, und wenn Sie mir noch ein Buch nennen, das ich Ihnen in Ihre Bibliothek schicken soll. Es ist itzt sechs

Uhr, und Morgen ist Bußtag; also will ich immer Feyerabend machen. Leben Sie wohl, meine liebe Correspondentin.

Gellert.

---

304. (83.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 26. Nov. 1763.

Ich will Ihrer Güte zuvorkommen, und eine Wohlthat verbitten, die Sie mir zeither um das neue Jahr erwiesen haben, und die ich im Frieden nicht mehr mit ruhigem Herzen von Ihnen annehmen kann. Nein, liebster Freund, schicken Sie mir keine Pension mehr. Es ist Sünde, eine anzunehmen, wenn man ohne dieselbe leben kann. Ich weis sehr wohl, daß Sie das Geld, das Sie jährlich für mich bestimmt hatten, entbehren können, und daß Sie es aus großer Liebe für mich aussetzten. Aber auch in der Liebe des Freundes kann man zu weit gehen, und dadurch gegen Andre ungerecht werden. Ich dächte also, Sie nähmen auf meine Bitte Ihr Jahrgeld zurück, und wendeten es zur Erziehung armer Kinder oder zur Ausstattung eines armen und frommen Mädchens an. Ich werde Sie eben so sehr lieben und ehren, und nicht minder Ihr Schuldner seyn, als vorher. Thun Sie es also, theuerster R**, ich bitte Sie und umarme Sie mit der herzlichsten Erkenntlichkeit, Sie und Ihre würdige Gemahlinn. Wenn Sie mir aber eine neue Wohlthat erweisen wollen, nun so schreiben Sie mir bald, oder besuchen Sie mich bald. Leben Sie wohl!

G.

305.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 19. Dec. 1763.

Damit Ihr nicht etwa zu den Feyertagen Mangel leidet: so schicke ich Euch auf den ersten Monat des künftigen Jahres Euern Dukaten. Gott lasse Euch und Euern Sohn und alle, die zu uns gehören, er lasse uns alle das alte Jahr dankbar beschließen und das neue, nach seinem Willen, glückselig anfangen und fortsetzen. An meinem Kopfe, liebe Schwester, o da leide ich viel und unausgesetzt; aber was klage ich? Gott hat mir ja auch dieses Jahr und bis auf diese Stunde geholfen; soll ich nicht vielmehr sagen: Seine Güte ist alle Morgen neu, ihr dank ich es, daß ich noch nicht gar aus bin? — Lebt wohl! wenn Friedrich etwas braucht, so schreibt mirs; vielleicht kann ichs entbehren. Grüßt den alten Vater Meesen herzlich, Hrn. Heinecken, seine liebe Frau, den Hrn. Capellan und seine liebe Frau und ihre Kinder, und lebt immerdar wohl.

G.

---

306. (98.)

An Herrn **.

1763.

Wenn der Vorsatz Ihrer Besserung aufrichtig ist, woran ich keinen Augenblick zweifle: so sorgen Sie nunmehr, daß er auch beständig seyn mag; das einzige gewisse Kennzeichen unsrer Aufrichtigkeit. Stellen Sie sich Ihre Vergehungen oft vor, und hören Sie die Entschuldigungen der Eigenliebe nicht; denn so lange wir uns in unsern Herzen noch entschuldigen, so

ist die Ueberzeugung, daß wir strafbar sind, nicht die wahre. Stellen Sie sich die traurigen Folgen Ihrer bisherigen Lebensart oft und lebhaft vor, um Ihren Abscheu dagegen desto mehr zu erwecken, und die Wege zu fliehen, die zum Verderben führen. Gesetzt, Sie hätten große Versuchungen und Verführungen von außen gehabt: so bedenken Sie, daß keine Versuchung so groß ist, die wir nicht durch Gott und seine Furcht überwinden können, wenn wir aufrichtig gesinnet sind, und immerdar wachen und beten. Der größte Feind des Guten ist in unserm Herzen. Bedenken Sie alle die Umstände, die Ihre Vergehungen vergrößern. Gott hat Ihnen vor andern große Fähigkeiten des Geistes gegeben, einen guten sorgfältigen Unterricht in der Religion durch den Dienst eines weisen und tugendhaften Mannes, der Ihr Freund war, und den Sie liebten. Ein solcher Unterricht dringt tiefer ein, und ist ein unschätzbares Glück. Sie sind ferner von Ihren ersten Jahren bis hieher an der Hand eines Mannes gegangen, der durch sein Beyspiel, seine Ermunterungen, und seine väterliche Sorgfalt alles über Sie hätte gewinnen sollen; und tausend vaterlose Kinder finden keinen B**, keinen H**. Bedenken Sie, wie viele gute Bücher Ihre Lehrer in den ersten Jahren Ihres Lebens geworden sind; Bücher, die oft Männern noch nicht bekannt werden. Und wie viel haben Sie nicht gute Gefährten und jugendliche Freunde seit Ihrem Eintritte in Leipzig gehabt; und wie leicht geht man sonst auf der Bahn der Tugend an der Seite guter Gefährten fort! Sie fanden Gönner und Versorger, ohne sie zu suchen; und wie sehr hält uns nicht bloß die Scheu vor Männern, die wir ehren und lieben, von einem strafbaren Wandel zurück! Alle diese Umstände sind sehr wichtig! Stehen Sie also von Ihrem Falle mit desto größerer Sorgfalt auf, mein lieber Sohn, und lernen Sie aus Ihrer eignen Erfahrung, wie bald und schwer der Mensch fällt, wenn er leichtsinnig,

stolz auf seine Kräfte und Gaben, und sicher in seinem Herzen wird; wenn er nicht mehr täglich und ernstlich zu Gott um Weisheit und Gnade betet, nicht die Pflichten des Fleißes und der Arbeitsamkeit sorgfältig beobachtet, sich nicht alle Morgen durch Gründe der Religion zur Tugend und zum Fleiße stärket, und sich nicht mit dem Ende dieses Tages aufrichtig vor Gott prüfet; wenn er sich kleine Vergehungen erlaubt, und über der Ehre und Liebe bey den Menschen die Ehre bey Gott zu vergessen anfängt. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich wandeln? Wenn er sich hält, Herr, nach deinem Worte.

Nun so fangen Sie denn mit diesem neuen Jahre durch die göttliche Kraft dieses Wortes ein neues glückseliges Leben an. Nicht unsere Besserung ist die Ursache der Vergebung bey Gott; nein; aber sie kann nicht ausbleiben, wenn der Glaube an Gott und unsern Erlöser, und an die Vergebung unsrer Sünden durch ihn, in unsern Seelen lebendig ist. Zagen Sie nicht vor den Schwierigkeiten. Mit Gott können wir Thaten thun; und er ists, der in uns das Wollen und Vollbringen des Guten nach seinem Wohlgefallen wirket; der denen, die ihn bitten, seinen Geist giebt, und Kräfte schenket, die wir sorgfältig üben, und dadurch immer mehr Kräfte gewinnen sollen. Fliehen Sie die häufigen Bekanntschaften, und suchen Sie wenig Freunde, und machen Sie sich den Fleiß im Stillen zum Vergnügen und täglich zum Gesetze. Ich, mein lieber Sohn, vergebe Ihnen willig, und bitte Gott, daß er Ihnen vergebe und Sie regiere, so lange Sie leben. Ich will meine Liebe und Sorgfalt für Sie eher vermehren als mindern, wenn ich Ihr künftiges Wohlverhalten sehe. Durch dieses können Sie sich Ihre Freunde und Gönner erhalten, aber ohne dasselbe werden sie sich zu Andern wenden, die sie für würdiger ansehen. Und wie könnte ich Sie in Zukunft mit Gewissen empfehlen, wenn

Ihr eigner Wandel wider mich zeugte? Leben Sie wohl und besuchen Sie mich ohne Furcht.

G.

---

307. (100.)

An den Grafen M[oltke.]

1763.

Ich weis, mein lieber Graf, daß ich, wenn ich an Sie schreibe, nicht allein Ihnen ein Vergnügen der Freundschaft mache, sondern daß ich auch auf meiner Seite eine Pflicht der Liebe und Freundschaft erfülle. Ich umarme Sie also in Gedanken, an welchem Orte der Welt Sie auch immer seyn mögen, und wünsche Ihnen alles das Gute, das ein Freund seinem besten Freunde, ein Lehrer seinem liebsten Schüler, und ein Vater seinem Sohne wünschen kann. Ich stelle Sie mir vor, wie Sie bemüht sind, auf Ihren Reisen immer mehr Vortheile einzusammeln, Ihren Verstand mit nützlichen und mannichfaltigen Kenntnissen und Einsichten zu bereichern, und aus dem Umgange mit guten und nicht guten Menschen Ihrem Herzen Regeln der Weisheit und Klugheit des Lebens einzudrücken, Ihre Liebe zum Guten zu erwecken, und den Abscheu gegen das Laster zu befestigen. Ich sehe Ihr fleißiges Journal, das Sie führen, und darinne Sie den Nutzen und das Vergnügen der Reisen für Ihr Gedächtniß nicht allein, sondern für Ihre Freunde und Nachkommen aufbewahren. Ich sehe Sie an der Seite Ihres guten Führers, wie Sie seinen Rath gern hören und suchen, und seinen Einsichten und seinem Beyspiele aus Liebe und Ueberzeugung gern folgen, ihm Ihr Herz entdecken, und zur Verhütung oder Abwendung der Versuchungen und Gefahren seine liebreiche

Hand zu Hülfe nehmen. Ja, theuerster Graf, so schwer auch die Kunst nützlich und gewissenhaft zu reisen, seyn mag; so traue ich Ihnen doch zu, daß Sie vor Andern glücklich reisen werden. Was kann Wachsamkeit, Fleiß und Religion, bey allen Zerstreuungen und Gelegenheiten zur Sinnlichkeit, bey allen Hindernissen des Guten, bey allen Lockungen eines glänzenden Beyspiels, nicht ausrichten? Nein, nein, ich weis es, der Graf L[udwig] M[oltke] wird als der liebenswürdige und tugendhafte Jüngling, der er war, wiederkommen, wird als ein Mann an Weisheit und Frömmigkeit wieder zurück in sein Vaterland kommen; denn er hat Gott vor Augen und im Herzen, und wachet und betet. — Der Graf * *, liebster M[oltke], hat mir sehr für Ihre Bekanntschaft gedanket, und mich versichert, daß er Sie lieben würde, wenn Sie auch nicht der Sohn eines verdienstvollen Ministers wären. Ihr Bruder, mein liebster Graf, ist nur gar zu fleißig. Welche Freude wird Ihr theuerster Vater an diesen seinen beiden Söhnen erleben, wenn sie immer an Weisheit und Güte des Herzens fortwachsen! Leben Sie wohl, mein liebster Graf, und unter dem Schutze des Höchsten an allen Orten gesichert und zufrieden! Ich liebe Sie, bete für Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

G.

---

308. (101.)

An Herrn F**.

1763.

„Daß ein Leben ohne Religion nicht die Zufriedenheit gewähre, die man in ihm suchet, und daß die Vorurtheile von

der Entbehrlichkeit eines thätigen Christenthums die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen;" diese Wahrheit ist von so vielen frommen und geistreichen Männern so oft dargethan worden, daß ichs zwar nicht für überflüssig halte, sie noch in ein größres Licht zu setzen, aber doch auch nicht glauben kann, daß ich der Mann sey, der dieses überzeugend und glücklich genug thun könne. Es kann vielleicht wahr seyn, was Sie sagen, daß die günstige Meynung, welche die Welt für mich gefaßt, einer solchen Schrift viel Leser verschaffen würde; aber meine Kräfte, wie Gott bekannt ist, sind zu einem solchem Werke itzt zu schwach. Indessen will ich, wenn ich länger lebe, die Erinnerung Ihres gütigen und Ihrem Herzen so rühmlichen Briefs nicht vergessen. Itzt aber will ich Sie auf ein treffliches Werk, ich meyne Bernards Abhandlung von der Vortrefflichkeit der Religion verweisen, wenn Sie es selbst noch nicht gelesen haben, oder Ihren Bekannten gern ein Buch dieses Innhalts empfehlen wollen. Dieser Mann (er war Professor und Pastor in Utrecht) ist völlig Ihrer Meynung, daß die meisten Menschen viel zu wenig von der Liebenswürdigkeit der Religion unterrichtet und überzeugt sind: und aus diesem Grunde hat er sein herrliches Buch schon 1718 oder 1720 geschrieben, welches vor einigen Jahren in Halle mit einer Vorrede des seligen Baumgarten aus dem Französischen in gutes Deutsch ist übersetzt worden. Freylich, werthester Freund, wissen es wenig Menschen, welche hohe Wohlthat von Gott die Religion und das Christenthum ist; aber die meisten wissen es darum nicht, weil sie es nicht wissen und erfahren wollen. „So jemand, sagt unser Erlöser, will deß Willen „thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine „Lehre von Gott sey" — und also auch wie herrlich und liebenswürdig und wohlthätig die Ausübung des Christenthums sey. Uebrigens danke ich Ihnen für das besondere Vertrauen, das Sie so gütig in mich setzen, ob ichs gleich nicht ganz verdiene, em-

fehle mich Ihrer fernern Gewogenheit, und wünsche Ihnen von Gott das zufriedenste Leben des Christen.

G.

---

309. (102.)

An den Herrn Geheimderath und Minister von B[ernstorff.]

1763.

Ew. Excellenz melde ich ehrerbietigst, daß der junge Graf Sch[ulin], den Sie mir zu empfehlen die Gnade gehabt, sich gut eingerichtet hat, sein Studiren fleißig abwartet, und von seinem Hofmeister sorgfältig geführet wird. Ueberhaupt machen die dänischen Cavaliere, die seit einigen Jahren bey uns studiret haben, oder noch itzt zugegen sind, unsrer Akademie viel Ehre. Die Grafen [Moltke] und [Scheel], die bereits auf Reisen gegangen sind, waren Beyspiele des Fleißes, der Geschicklichkeit und der Lebensart, die ich zeitlebens lieben und ehren werde. Auch der jüngere Graf [Moltke] und die beiden Herren von [Raben] verdienen das größte Lob. Da ich so glücklich bin, daß Ew. Excellenz meinen Worten trauen: so halte ichs für meine große Pflicht, dises Zeugniß zum Ruhme dieser Jünglinge vor Ihnen abzulegen, als vor dem Freunde ihrer Väter und dem Gönner der Verdienste. Ist mir Dänemark, wie Ew. Excellenz in Dero gnädigen Schreiben zu sagen geruhen, einigen Dank schuldig: so darf mich diese Versicherung seines Ministers, als die größte Belohnung, zwar erfreuen; aber ich muß doch befürchten, daß die jungen Dänen, die ich zu unterrichten und bilden zu helfen Gelegenheit gehabt, aus Liebe für mich mehr von mir rühmen, als ich verdiene. Schülern von großen Fähigkeiten, anhaltendem Fleiße und gutem Herzen glücklich zu dienen, ist leicht. Unter

diese Zahl gehört bey mir vornehmlich Ihr würdiger Neven in Copenhagen, den, wie ich heute erfahre, seine Gemahlinn mit einem Sohne erfreuet hat. Ich weis, daß Ew. Excellenz diesen Vater als Ihren Sohn lieben, und statte daher in dieser Rücksicht Ihnen meinen ehrerbietigsten Glückwunsch ab, der ich, so lange ich lebe, mit der größten Verehrung und Dankbegierde bin,

G.

---

310. (104.)

1763.

Liebster **.

Seyn Sie ruhig! Ihre Reue hat so starke Kennzeichen der Aufrichtigkeit und eines höhern Ursprungs, daß ich Ihnen nicht allein mit väterlichem Herzen vergebe, sondern Sie, wenn Sie, durch Gottes Gnade von Ihrem Falle aufgerichtet, nunmehr den Weg des Guten mit desto größerer Vorsichtigkeit und Treue betreten, auch desto mehr lieben und für Ihre Ruhe und Wohlfahrt sorgen will. Fassen Sie Muth, und beten Sie, liebster Freund. Gott wird Ihnen die verlorne Ruhe des Gewissens nach seinem Worte wieder schenken, und das gute Werk, daß er in Ihnen angefangen hat, gewiß vollenden, und Sie aus einem verirrten und unglücklichen Jünglinge einen geretteten und glückseligen Jüngling werden lassen, der seinen künftigen Weg, und auch dereinst den Weg des Mannes und des Greises, unsträflich wandelt. Das verspreche ich Ihnen im Namen des Gottes, der uns, da er uns seinen Sohn zum Erlöser gegeben, mit ihm nach einer unendlichen Liebe alles schenken will.

Bey Ihrem Herrn Vater, o da will ich mit Freuden für Sie bitten. — „Da er aber noch ferne von dannen war, sahe

ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küssete ihn" — — — Das wird Ihr theurer frommer Vater im Geiste thun; welche Beruhigung für Sie! Und eben so liebreich gesinnt ist auch der Vater im Himmel, der Vater der Barmherzigkeit gegen Sie, bey Ihrer Reue, Rückkehr und Bitte des Glaubens; welcher Trost für Ihr banges und mir schätzbares, doch was mir? ihm selbst, Ihrem Erlöser, so theures und schätzbares Herz! Zagen Sie nicht wegen Ihrer künftigen Beständigkeit im Guten. Wir vermögen es freylich nicht durch unsre Kraft, weder gut zu werden, noch zu bleiben; aber der in uns das Wollen wirket, (seliger Trost!) der wirket auch das Vollbringen; wie könnten wir zagen, da er uns die Waffen zum Siege anbeut, giebt, und, wenn wir nur wollen, so streiten und widerstehen hilft, daß wir aus seiner Macht durch den Glauben den Sieg erhalten, auch gegen unsre heftigsten und gefährlichsten Feinde, gegen die süßesten Reizungen des Lasters und der Lüste der Jugend und die Macht böser Gewohnheiten. So umarme ich Sie denn väterlich, als meinen wiedergefundnen Sohn, und bete für Sie, und weine Thränen der Freude über Sie, durch ihn glücklicher Jüngling! Kommen Sie heute oder morgen ohne alle Furcht zu mir. Ich will mit Ihnen reden, wie ich itzt geschrieben habe, liebreich und voll Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen; denn ich suche nichts, als Ihr Glück, und die Vollbringung meiner Pflicht.

G.

---

311. (84.)

[An Herrn v. Rochow.]

[Jan. 1764.]

Ich habe einen kleinen Unwillen in Ihrem letzten Briefe bemerket; aber ich werde nicht mit Bitten nachlassen, bis Sie mich

wieder eben so lieb haben, als vorher. In der That wäre es eine seltne Geschichte, daß zween Freunde uneinig würden, weil der eine zu gütig, und der andre zu bescheiden ist, seine Güte länger anzunehmen; und gleichwohl ist dieses buchstäblich unser Fall; und wer soll diesen Fall entscheiden? Nein, liebster und bester R**, seyn Sie nicht ungehalten. Auf mein Gewissen sage ichs Ihnen noch einmal, daß ich Ihr Geschenk aus keiner andern Ursache ausgeschlagen, als weil es zu ansehnlich und für mich zu unverdient ist, nach meiner Ueberzeugung. Habe ich nach der Ihrigen unrecht; nun so verdiene ich doch weit eher Ihre Vergebung als Ihren Unwillen; und wenn ich sie nicht verdiene, nun so bitte ich doch um dieselbe aufrichtigst und herzlichst. Ich nehme es also schon als gewiß an, daß Sie in diesem neuen Jahre wieder eben so sehr mein Freund sind, als in dem vorigen, und umarme Sie unter tausendfachen Wünschen für Ihre beständige Zufriedenheit.

Ich will Ihnen hier drey neue Bücher beylegen, die Briefe der Frau von Montagüe, die angenehm; die Erinnerungen für ein junges Frauenzimmer, und des Squire Werk für die Religion, die lehrreich und zugleich angenehm geschrieben, und die alle drey aus dem Englischen übersetzt sind. — Wissen Sie denn, liebster Herr von R**, daß ich schon seit einem Jahre ein Pferd aus Ihres Prinzen Heinrichs Stalle habe, das stille und sicher ist, und mir fast tägliche Dienste thut, ob es mich gleich nicht gesund macht, wie Sie aus meiner schwerfälligen Art zu schreiben leicht schließen werden? Fristet mir Gott das Leben, so gedenke ich dieses Jahr noch einmal in das Carlsbad zu gehen, wofern meine Kräfte diesen Winter nicht zu sehr abnehmen. — Leben Sie wohl, und empfehlen mich Ihrer würdigen Gattinn.

G.

312.

An Caroline Lucius.

L. d. 11. Jan. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben*), daß ich nicht an Sie schreiben soll, wenn es nicht ohne alle meine Beschwerung geschehen kann, so will ich Ihnen doch heute noch zeigen, daß ich Ihren Bitten widerstehn und gern an Sie schreiben kann, auch wenn mirs sauer wird. Ich danke Ihnen also, liebste Freundin, zuerst für Ihre gütigen Wünsche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen desto williger und freudiger annehme, da sie Niemand leicht aufrichtiger und kräftiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünschet mein Herz alle die Wohlfarth, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, so wird mirs Freude und Pflicht seyn, Ihr Bestes, so oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerst will ich Sie in diesem Jahre meinem guten Wagner und seiner lieben Frau bey unserm Abschiede anbefehlen, der leider bald erfolgen und für mich äußerst traurig seyn wird. Dieser Mann ist fast noch der Einzige gewesen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin, und wenn ich nicht zu ihm ging, so war mirs doch Trost, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieser Trost entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen ältesten und besten Freunden sehe ich mich entweder einsam und allein oder an der Seite der jugendlichen Welt, die nicht mehr meine Welt ist. Doch unser unzufriednes Herz, sagt Gerhard, macht ohne Noth ihm man-

*) (In einem Briefe vom 10. Jan.: No. 94 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

chen Schmerz; und vielleicht thut dieses auch itzt das meinige. Soll Wagner mir zum Besten in Leipzig bleiben? Und weiß ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu lassen. Den größten Dienst kann er mir auch in Dresden und an allen Orten auf Erden täglich leisten. Gott schütze und segne diesen frommen und zum Dienste des Vaterlandes gebornen Mann. Aus meinem Zuhörer ist er mein Freund, Wohlthäter und Rathgeber geworden, und auf eben diese Art ist es auch der vortreffliche Gutschmidt*) geworden. O wenn Sie nur wüßten, wie klein und demüthig ich mir bin, wenn ich diese beyden Männer oder einen Cramer denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über seine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtsamkeit vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Christ, stehn zwo Zeilen, welche Gutschmidt, der sonst keine Verse macht, als eine Verbesserung an den Rand des Manuscripts geschrieben hatte. Ich sah, daß sie schöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm sie mit Dank in meine Arbeit auf. Von diesem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen acht Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beyden Tage hatte ich ungefähr achtzig Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief oft in meine Kammer

*) (Christian Gotthelf Gutschmid, der Sohn eines Predigers, geb. 1721 zu Kahren in der Niederlausitz; 1763 Geh. Assistenzrath und Lehrer des Churprinzen Friedrich August; starb, von Joseph II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben, als Sächs. Cabinetsminister 1798 zu Dresden.)

und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (es war Messe und ich hatte auch die Kirche nicht versäumt) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor; da, da war Himmel und Erde mein. O wie sind meine itzigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

Daß die Frau Gräfin Vitzthum itzt in Dresden und nicht in Welkau ist, und auch künftig weniger da seyn wird, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen habe, bey ihr nützlich verredet haben. Hat sie Ihnen mein Portrait noch nicht gegeben? — O wie viel Großes und Frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theuersten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Gellert.

Die Fräulein Schönfeld ist wieder besser; sie hat mir vor wenigen Tagen einen vortrefflichen Brief geschrieben. Die gute Fräulein! Am vorigen Montage habe ich in der Gesellschaft des Herrn Vice-Präsidenten Lindemann und des Herrn Geh. Consf. Rath Gutschmidt, D. Ernesti, Herrn Zollikofer, des Cammerrath Kregel u. s. w. bey Wagnern zu Mittage gegessen, und bis vier Uhr (eine mir fast unglaubliche Sache) bey Tische gesessen. Leben Sie wohl.

Den 14. Januar.

Mein Brief vom 11ten ist liegen geblieben. Ich ritt um die Zeit, da er auf die Post hätte gegeben werden sollen, aus, und vergaß ihn, so wie ich vieles, das ich thun sollte, täglich vergesse.

Diesen Fehler einigermaaßen zu verbessern, will ich noch eine kleine Zugabe zu meinem Briefe machen. Die Jungfer Kirchhof hat mir in dieser Messe geschrieben und Ihre Briefe an sie überschickt. Ich dächte, sie könnte mit der Correspondenz, die ich ihr verschafft, sehr zufrieden seyn, und Sie, Mademoiselle, können es auch mit sich selber seyn. Ihre Briefe sind angenehm und nützlich, und haben das Verdienst des Natürlichen. Von den französischen kann ich zwar nicht so zuversichtlich urtheilen, weil ich ein Deutscher bin; aber genug, sie haben mir auch sehr gefallen, und ich danke Ihnen, daß Sie so gut schreiben.

Noch ein Postscript Nachmittags. Diesen Mittag sollte ich in der Gesellschaft des Herrn Vicepräsidenten Lindemann wieder bey Wagnern speisen; allein leider habe ich meine Hüftschmerzen bekommen. Doch Gott sey gedanket, daß ich sie seit dem Carlsbade nicht gehabt.

313.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 21. Jan. 1764.

Bester Herr Professor!

Daß Sie meine Wünsche für die Ruhe und Glückseligkeit Ihres Lebens so gern und willig annehmen, das ist mir eine Versicherung, daß Sie von den Empfindungen der Ehrerbietung und Liebe, und von der vollkommenen Ergebenheit, womit mein dankbegieriges Herz für Sie erfüllt ist, so überzeugt sind, wie ichs wünsche. Und wie sollten Sie auch daran zweifeln können? Die ganz besondere Gütigkeit, mit der Sie mich beehren, und von der Ihr letzter lieber Brief ein neuer Beweis ist, steht Ihnen

ja wohl für meine ewige Dankbarkeit und Liebe. Wie wäre es möglich, daß in meiner Seele die geringste Gleichgültigkeit gegen einen Mann bleiben könnte, dessen Herz mir alle wahre Glückseligkeit dieses und jenes Lebens wünscht, und der schon alle meine Liebe und Hochachtung und meine besten Wünsche hatte, ehe er noch etwas von mir wußte, und ehe ich noch daran dachte, daß er mir jemals etwas mehr werden sollte, als was er allen übrigen Menschen in der Welt ist, die ihm so wenig bekannt sind, als ichs damals war.

Haben Sie Dank, theuerster Herr Professor, für alle Ihre Güte und nun auch dafür, daß Sie mich dem Herrn Geh. Cammerrath Wagner und seiner Frau Gemahlin empfehlen wollen. Ja, liebster Herr Professor, thun Sie es, und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie in diesen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde. Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen ersetzen könnte, was Sie in der Entfernung des Herrn Geheimen Cammerraths verlieren? Ich dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weiß, wie viel rechtschaffene Männer Ihre Freundschaft wünschen und als ein großes Gut betrachten, die aber zu bescheiden sind, darum zu bitten? Es mag wohl schwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in seinen vorhergehenden sehr glücklich gewesen ist; und alte Freundschaften müssen freylich ihre großen Vorzüge haben; aber es giebt doch auch immer solche gute Menschen, bey denen man weder einen langen Umgang noch Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz versichert zu seyn.

Ich glaube es wohl, daß Sie die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Tochter vermissen. Die Frau Gräfin, denke ich, wird auch Sie und Welkau vermissen. „Ich bin eigentlich dazu gemacht, in Welkau und in Störmthal zu seyn,“ sagte sie letzthin einmal. An der Mittwoche ist sie, wie ich gehört habe, ausgezogen. Ihr Bildniß, liebster Herr Professor, hat

sie mir zwar noch nicht gegeben, wenn aber Herr Zeis dem Herrn Geheimen Kriegsrath von Ponikau glauben soll, so hat die Frau Gräfin bey einem geschickten Frauenzimmer hier in Dresden, dessen Namen Herr Zeis vergessen, eine Copie davon für mich bestellt. Dem sey nun wie ihm wolle, so weiß ich doch, daß ich es noch gewiß von den gütigen Händen dieser lieben Dame zu erwarten habe. Denn, sehn Sie, ob ich gleich das Geschenk niemals verdient habe und auch niemals verdienen kann, so bin ich doch desselben itzt nicht unwerther als ichs war, da sie mirs versprach. Sie hat mir dieß Versprechen wohl dreymal ganz freywillig ohne alle Veranlassung erneuert; und noch das letztemal im vorigen Sommer, als sie mir die Copie davon für den Herrn von Miltitz zeigte, sprach sie: „Sehen Sie, so ist das Bild, das Sie von mir bekommen sollen.“ Ich habe also keine Ursache zu zweifeln. Und wenn ichs bekomme, dann, gütiger Herr Professor, werde ich gewiß nicht eine Stunde vorbeylassen, ohne Ihnen meinen Dank und meine Freude zu bezeigen.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichsten Gedichte, dem Christen, ist mir sehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für diese Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie sie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween Verse des Herrn Gutschmidts anzeigen? denn ich weiß nicht, ob Sie's erlauben, daß ich ihn selbst darum frage, wenn ich etwan irgendwo mit ihm zusammenkommen sollte. Ich kenne ihn nicht weiter, als daß ich bey Accis-Rath Hofmann zwey oder dreymal in seiner Gesellschaft gespeißt habe. O Herr Professor, Sie können sich in Ihrer Demuth nimmermehr so klein seyn, als Sie mir darinnen groß sind. Ja, — und wenn Sie's doch glauben könnten, daß ich das ohne alle Schmeicheley und nach den wahren Gedanken meines Herzens sage! — Es möchte kein einziges Blatt von allen

den Schriften, durch die Sie die Liebe und den Beyfall der Menschen erlangt haben, in der Welt seyn, so würde ich doch an den kleinen zerstreuten Zügen, die ich aus Ihren Briefen sammeln wollte, genug haben, um mir daraus den Charakter eines Mannes zu bilden, den ich auf die aufrichtigste Art zu verehren und zu lieben für Pflicht halten würde.

Wenn Sie doch nur der Poesie nicht entsagt hätten!

Itzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unserm theuersten Churfürsten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlassen. Und Sie würden dem Vaterlande den Dienst nicht versagen. Jeder redliche Unterthan, dessen Herz zu voll oder dessen Zunge zu unberedt ist, die Empfindungen seiner Seele zu sagen, würde es Ihnen danken, und sich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die schönsten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von seinem Churfürsten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden. Ich habe einige Kleinigkeiten über den Tod dieses unschätzbaren Prinzen gedruckt gesehen; aber es ist alles nichts. Die Größe des Gegenstandes, wie Sie wissen, setzt allemal die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Inhalt. Und ich denke, wer den Werth unsers Verlustes kennt und davon, wie er soll, durchdrungen ist, der kann, wenn er anders ein Dichter ist, nichts Schlechtes schreiben. Entweder er wird ganz schweigen, oder er muß im Ausdrucke seiner Empfindungen vortrefflich seyn. Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotische Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetischen Enthusiasmus versetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines solchen Prinzen würdig wäre? Wie sehr wünschte ich, daß Cramer noch unser seyn möchte, wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man sollte dafür sorgen, daß den Sachsen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters und aller Verdienste, die er um ihre Wohlfarth

hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unsterblichkeit seines Ruhms und zur Erhaltung eines unvergänglichen Andenkens in den Herzen seiner Unterthanen nicht nöthig ist, so scheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfordern. Kein wahres Genie, denke ich, sollte bey einer solchen Gelegenheit seine Talente ungebraucht lassen. Indessen, wenn auch Niemand da ist, der im Namen des Landes prächtig klagt und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht, so ist er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachsen eine Ehre; und wer die Sachsen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freysprechen, und den Ruhm des Fürsten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünstelten Thränen so deutlich und so überzeugend, als in dem erhabensten und rührendsten Gedichte lesen.

Viel tausend Zähren sinds, die Redlichen entfliehn,
Und jede ist ein Lobgedicht.

Der sechste Februar ist der Tag, der besonders dem ehrenvollen Andenken unsers seligen Churfürsten gewidmet ist. Ein trauriger Tag! an welchem in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählig viel Großes und Frommes und Edles, bald schön, bald schlecht, von ihm gesagt werden wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredsamkeit kann.

Nun, da Sie meine Briefe an die Jungfer Kirchhof gesehen, nun bin ich in der That doppelt mit mir zufrieden. Erstlich, daß ich meiner Freundin, wie sie mich versichert, durch meine Briefe Vergnügen mache, und hernach auch vornehmlich, daß sie Ihnen nicht mißfallen. Ich freue mich auch, daß Ihnen mein Französisches gefällt. Ich habe eine lange Zeit nicht halb

so gut deutsch schreiben können, als ich französisch schrieb. Nicht etwan, daß ich zu dem Letzten sehr eifrig wäre angehalten worden. Ich sollte es vielmehr gar nicht lernen; denn meine Mutter kann es nicht, und mein Vater spricht es auch nicht. Ich hatte auch täglich nur eine Lehrstunde; aber ich las viel und fast lauter französische Bücher, denn damals waren mir die guten deutschen Bücher noch nicht sehr bekannt, und also hatte ich nichts, das meine Schreibart bilden konnte. Als man mir aber sagte (und diese Regel fand ich auch in vielen vernünftigen Büchern), daß es eben nicht anständig wäre, von seiner eignen Sprache weniger zu wissen, als von einer fremden, so verließ ich das Französische, las und schrieb lauter deutsch, und hätte es bald gar verlernt, wenn ich mich nicht die letzten zwey Jahre wieder darinnen zu üben gesucht hätte. Wenn die Jungfer Kirchhof an meinen Briefen so viel Vergnügen findet, als sie sagt, so freue ich mich sehr darüber; denn ich liebe sie herzlich und sie liebt auch mich; denn sie sagt mirs; warum sollte sie mir schmeicheln?

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Möchte doch Ihr künftiger Brief mir sagen, daß Sie sich wohl befänden, und kein so trauriges Postscript haben, als Ihr letztes war. Unser ganzes Haus, liebster Herr Professor, empfiehlt sich Ihnen mit der Ehrerbietung, mit welcher ich nie aufhören werde zu seyn

Ihre

gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

. . . .

314.

An Caroline Lucius.

L. d. 22. Febr. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Schon seit dem 15ten dieses Monats steht in meinem Diario: an die Fräulein Schönfeld und Madem. Lucius zu schreiben — heute ist der 22ste und noch ist es nicht geschehn. Aber trösten Sie sich, es stehn wohl noch zehn Briefe auf eben dem Blatte, von denen kein einziger noch beantwortet ist. Vermuthlich sind die Collegia, die mir sauer werden, und meine Kränklichkeit die Ursache meiner saumseligen Antworten; nur weiß ich nicht, ob sie auch genug Entschuldigung sind. Genug, ich will heute wenigstens einige Punkte aus Ihren beiden letzten Briefen beantworten.

Sie wollen gern die zwo Zeilen wissen, die von dem Herrn geh. Assistenzrathe Gutschmidt in dem Gedichte, der Christ, stehen: Hier sind sie:

„Ist er der Weise nicht, der nach der Weisheit strebet?
„Durch sie erleuchtet denkt, durch sie gebessert lebet?"

Ob kein junger Dichter in Leipzig ist, der die Verdienste des seligen Churfürsten besingen könnte? Nein! Magister Brunner, mein Schüler und Freund, macht in der That vortreffliche Verse, aber dennoch mag ich ihn nicht zu dieser Arbeit ermuntern. Er ist Repetent bey dem Grafen Moltke, und auch mit andern academischen Arbeiten beschweret.

Ich dächte, Sie sagten es der Frau Gräfin getrost, daß der Herr von Charpentier mein Bild für Sie abcopiren wollte. Sie wird es nicht ungnädig nehmen, und Sie selbst bekommen unstreitig eine schöne Copie. Wenigstens können Sie es der

Fräulein sagen und diesem guten Kinde die Hand in meinem Namen küssen, und auch der besten Mutter dieses guten Kindes. Wille soll mich stechen? — die gute und für mich so gutgesinnte Gräfin!*) Wenn ich an Willen in Paris oder an seine Frau schreiben und ihnen mein Portrait schicken wollte, ich glaube, er stäche es ohne alles Entgeld; denn er ist als ein Deutscher in alle deutsche witzige Köpfe herzlich verliebt. Aber ich werde ihm nicht schreiben. Der berühmte Kupferstecher Schmidt hat, da er noch in Berlin war, bis Wittenberg kommen und mich da nach dem Leben stechen wollen; aber nein, sagte ich, das ist Eitelkeit; ich werde nicht nach Wittenberg reisen. Schmidt ist nunmehr in Petersburg, und ich bin ohne Kupfer in Leipzig.

Mein Bruder reist morgen mit den beyden Herren von Raben nach Dresden. Es sind Dänen, und Sie können leicht denken, daß Sie einen Besuch von ihnen bekommen werden; aber es sind auch, zu Ihrem Troste gesagt, sehr gute liebe Kinder. Vermuthlich werden sie Ihnen diesen Brief selbst überbringen. Warum ich nicht mitkomme? Das steht auf der ersten Seite. — Ja, grüßen Sie den jungen Seibelin auf das beste von mir, und versichern Sie ihn meiner Liebe und Hochachtung, und leben Sie wohl, gute Mademoiselle.

Gellert.

*) (Die Gräfin Vitzthum beabsichtigte Gs. Portrait durch Wille stechen zu lassen. S. No. 97 des Briefw. mit Dem. Lucius.)

315.

An dieselbe.

L. d. 31. März 1764.

Liebste Freundin!

Also haben Sie mein Portrait?*) Dank sey es der guten Gräfin, daß Sie es haben, und Dank Ihnen, daß Sie es werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie das kranke Original noch sehen und sprechen. Aber wenn wird das geschehen? Vielleicht bald, vielleicht in diesem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigstens denke ich itzt oft an das Carlsbad, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weise genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von Wagner und jünger als ich war, durch einen geschwinden Tod verloren. So stirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getrost! Ein guter Tod ist Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addison ohne eine christliche Eifersucht. Als er die Aerzte aufgegeben, erzählt Young, der glaubwürdigste Mann, und sich von allen Angelegenheiten dieses Lebens losgerissen hatte, ließ er einen seiner jungen Anverwandten, den er liebte und der es verdiente, rufen. Er lag, da der Jüngling kam, in der äußersten Entkräftung, und schwieg. „Sie haben mich rufen lassen, fing der junge Verwandte nach seiner langen und ehrerbietigen Pause an, und ich hoffe, Sie, theuerster Herr, haben mir noch etwas zu befehlen. Ich werde es, was es auch sey, heilig erfüllen.“ Nichts, mein Sohn — keinen Befehl, sprach der ster-

*) (Eine Copie des Mylius'schen Bildes durch Fräulein v. Langen. S. No. 100. des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

bende Addison, indem er dem Jüngling sanft die Hand drückte. Siehe hier, in welchem Friede der Christ stirbt; — — und bald darauf starb er. O Gott, möchte dieses mein Ende seyn, wie überglückselig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundin in Cotbus die Briefe, die sie von Ihnen besitzt, und die sehr schön sind, wieder schicken und ihr für die Mittheilung derselben danken; heute habe ich auch meine öffentlichen Collegia, die ich herzlich satt war, geschlossen. Gott sey Dank, daß ich sie dieses ganze halbe Jahr bey aller Schwachheit der Kräfte, doch ununterbrochen und ohne eine Stunde auszusetzen, habe halten können! — Nun will ich acht Tage Briefe schreiben, dann noch ein Werk der Religion verrichten und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küssen Sie der Frau Gräfin die Hand in meinem Namen, und leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald wieder.

Gellert.

316.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 8. Apr. 1764.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es war sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs sagten, bald wieder zu schreiben, und nun denke ich nicht, daß ich auf eine solche Erinnerung nach zehen Tagen bald genug schreibe. Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich sagen. Ihr Brief ist — ich weiß nicht — ob traurig? Wohl sechsmal habe ich ihn, in der Absicht, ihn zu

beantworten, gelesen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verstorbenen und Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an wessen Krankheit und Tod! machten mich so niedergeschlagen, daß ich nicht schreiben konnte. Es scheint mir selbst nicht so, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf so eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte, und itzt habe ich keinen Menschen um mich, als Sie, meinen theuersten Herrn Professor; denn wenn ich an Sie schreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es ist wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröstliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchem unser lieber Young sagt, „daß es sein Heiligthum, über den gemeinen Weg des tugendhaften Lebens hinausgesetzt, mit besondern Vorrechten begnadigt ist, und ganz im Gebiete des Himmels liegt. Denn der Himmel erwartet nicht den letzten Augenblick; schon diesseits des Todes erkennt er seine Freunde, und zeigt sie den Menschen zu einer wichtigen Lehre. Denn nicht im Tode ist der Sterbliche zu finden. Sein Verhalten ist ein Vermächtniß für Alle." — Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eignen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchstnöthiger Gedanke, daß er nie für traurig sollte gehalten werden; denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach ist er ja eine von den ersten allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer seinen verirrten Menschen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: Du bist Staub, und wirst wieder Staub

werden, war geschickter, uns zu lehren, wie weit unsere Ansprüche an die Welt gehen sollen und dürfen, und uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurückbringen, von welchem unsere unordentlichen Neigungen uns alle, den einen mehr, den andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige ist, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig und in der künftigen selig machen kann, wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann ers vergessen, daß er zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Inhalt. Um des Todes willen ist die Religion, nicht um dieses, oder doch weniger um dieses Lebens willen. Der Tod giebt der Religion Ursache und Wirksamkeit und bringt uns zu unsrer Bestimmung und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten soll. Was wäre sie ohne den Tod? Und wie wollen die sterben können, die vor diesem Gedanken fliehen? Bester Herr Professor, Gott erhalte Ihr Leben noch lange und segne es mit Gesundheit! Sie kennen mein Herz, und Sie wissen, wie aufrichtig ich Ihnen dieses wünsche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe und gewiß bin, daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit besitze, für den ich mit Freuden die Ehren einer Krone hingeben wollte, wenn ich sie hätte, sondern weil ich gewiß weiß, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens sich und andern zum Segen und keinem einzigen zum Schaden leben würden. Aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlassen sollen — — — o so wünschte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig seyn, und dem nachfolgenden Geschlechte die Scene Ihres Todes schildern möchte, eines Todes, der so fähig wäre, das Beyspiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! Wie will ich mich auf die Ewigkeit freuen, wo ich das verklärte und vollkommene Original eines werthen Bildes sehen werde, von dem ich vielleicht, wie Sie

sagen, in diesem Leben, das kranke Original nicht werde kennen lernen. Aber was ist denn nun so Trauriges in allem dem, was ich bisher geschrieben habe? Dieß habe ich mich schon etliche mal gefragt, und es ist nichts. Gleichwohl was weine ich? Ich habe immer mit im Schreiben geweint; ich dächte, wenn mein Leben darauf stünde, ich könnte mich itzt nicht enthalten; aber ich weiß nicht, woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht, und ich habe sogar gedacht, daß ein Theil mehr Leichtsinn als Ernst in meinem Gemüthe seyn müsse. Indessen kann ich doch leicht sehr tief gerührt werden, und das ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich besonders angingen, nur durch meine eigne Betrachtungen. Aber in der That, es sind in dem Leben und selbst in dem Leben guter Menschen so viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein so vielfaches Unglück, daß man wohl Ursache zum Weinen hat. Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß ist, ob es wohl kein sehr fröhliches Ansehen hat. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mann, ein Geistlicher, der von einigen geliebet und geehret, und von andern getadelt, verspottet, und, ich kann sagen, gelästert wurde. Ich habe ihn nie genau gekannt, und mich wenig um das, was von ihm gesagt ward, bekümmert. Dieser Mann nun ist heute früh nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch seines Verstandes gelassen, unter anhaltenden Anfällen einer ängstlichen Erstickung, mit völliger Losmachung von der Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Trost, selbst Trost für seine Frau und seine drey jungen Waisen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet, gestorben. Nun wissen Sie, liebster Herr Professor, und Young sagte es auch: „Ein Sterbebette ist ein Verräther des Herzens. Hier wohnt ein unüberwindlicher Beweis; hier läßt die müde Verstellung, die

Beherrscherin in dem Geberdenspiele des Lebens, ihre Larve fallen; hier sind Schein und Wahrheit einerley. Hier sehen wir den Menschen; wir sehen sein sicheres Vertrauen auf den Himmel, wofern seine Tugend rechtschaffen ist.“ — Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieses Mannes, die wenigstens mir sein Tod zu rechtfertigen scheint, rechtschaffen gewesen, und daß er von Verleumdern, wo nicht in Allem, doch in den Hauptsachen, Unrecht gelitten? Denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu sprechen; ich weiß es, daß er welche hatte, und wo ist der Mensch, der ganz davon frey wäre? Und soll ich mich nun nicht freuen, zu denken, daß Gott ihm aus Gnaden mit ewigen Ehren die seichte Verachtung einiger Menschen ersetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfin Vitzthum in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie war über die Nachricht von Herr Böhmens Tode sehr gerührt und das war auch die Fräulein und Demoiselle Paret. Die Frau Gräfin empfiehlt sich Ihnen bestens; sie freut sich darauf, Sie nach den Feyertagen, vielleicht als eine reducirte General-Lieutenantin, zu sehen und hernach mit Ihnen zugleich in Carlsbad zu seyn. Möchten Sie doch dießmal noch gesünder und dauerhafter gestärkt von dort zurückkommen, als vor dem Jahre, und möchte ich Ihnen noch viele Jahre sagen können, daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung bin

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

. . . .

317.

An Caroline Lucius.

L. d. 17. Apr. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Die Dänen sind freylich gute Leute, aber sie machen auch mir und Ihnen viele Noth. Schon kommen wieder ein Paar derselben und wollen Sie mit Gewalt sehen. In der That bedaure ich nicht sowohl Sie (denn ich weiß, daß Sie aus Liebe für Ihren Freund noch mehr als diese Last ertragen), nicht sowohl Sie, gute Mademoiselle, als Ihre lieben Eltern, die sich diese Dänischen Staatsbesuche so oft müssen gefallen lassen. Aber seyn Sie ruhig! Ich hoffe, der Graf Schulin und sein Hofmeister Müller, ein geschickter Mann, sollen auf dieses Jahr die letzten seyn, die Sie auf meine Rechnung sprechen und mit Complimenten ermüden werden. Sie haben ein halbes Jahr hier in Leipzig studirt und gehen wieder nach Dänemark. Doch genug von den Dänen! Nunmehr küsse ich Ihnen die Hand für den letzten vortrefflichen Brief, mit dem Sie mich in einer schweren Stunde sehr ermuntert haben. Itzt bin ich noch in der Stadt und werde meine Feiertage auch wohl in der Stadt und nicht auf dem Lande zubringen, obgleich die Frau von Zetwitz hier ist, und mich nebst ihren Söhnen abholen will. Leben Sie wohl, sehr, sehr wohl.

Gellert.

318.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 4. Juni 1764.

Gott hat also den alten Vater Meesen*) durch einen leichten und seligen Tod zu sich genommen. Dafür sey sein Name gelobet und gepreiset von uns allen. Er lehre uns auch durch dieses Beyspiel bedenken, daß wir sterben müssen, und lehre uns täglich so leben, daß wir selig sterben können. — Was macht die gute Capellanin? Gott erleichtere ihr ihre Leiden und stärke sie, es sey zum längern Leben oder zum Tode. Ich grüsse sie und ihren Mann herzlichst. — G***l ist nunmehr, wie mir der Bruder geschrieben hat, von dem Königstein und unter des General Yorks Compagnie. Möchte er doch nun in sich gehen, Gott fürchten und besonders den Trunk meiden, bey dem man weder ein vernünftiger Mensch, noch viel weniger ein Christ seyn kann. Wir wollen für ihn beten und ihn ermahnen. — Ich soll, so Gott will, wieder in das Carlsbad gehn, etwa den 29. dieses Monats, und zwar mit dem Cammerherrn v. Zedtwitz und seiner Frau. Ich hoffe wenig und gehe nicht ohne Zwang. Gott schaffe es und schicke es mit mir, wie mirs gut und selig ist! Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euerm Sohne und allen den Unsrigen, und grüsset Heineckens und betet für mich.

G.

*) (Er war Bürgermeister zu Haynichen, und mit einer Schwester Gellerts verheirathet gewesen.)

319.

An Caroline Lucius.

L. d. 5. Juni 1764.

Liebste Freundin!

Daß der Mann, von dem die Rede ist, seine Eitelkeit und Begehrlichkeit so gar hoch treiben würde, dieses habe ich freylich nicht gedacht. Aber, da ers nun gethan, und da ich gewiß weiß, daß Sie in Rücksicht auf mich, der ich ihn mit einem Briefe hatte autorisiren müssen, in seine Begehrlichkeit gewilliget haben, so muß ich diesen Fehler, wenn es einer ist, mehr auf meinen Namen schreiben, als Ihnen anrechnen; kurz, ich muß Sie lieber bedauren als tadeln. Aber eben diese Begebenheit soll mich auch hart gegen künftige Forderungen machen, wenn man wieder Ihre Bekanntschaft durch mich sucht.*) — Herr Zeis wird Ihnen vielleicht schon gesagt haben, daß ich wieder im Begriffe stehe in das Carlsbad zu reisen. Ja, liebste Mademoiselle, ich soll dahin, aber ich gehe mit widerstehendem Herzen. Gott schicke es, wie mirs gut und selig ist. Begleiten Sie mich mit Ihren frommen Wünschen, empfehlen Sie mich Ihren werthesten Eltern, Ihrer lieben Schwester, Ihrem lieben Bruder bestens, und leben Sie wohl.

Gellert.

*) (Der in No. 317 erwähnte Müller hatte Dem. Lucius gebeten, ihm einmal zu schreiben; s. No. 105. des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

320.*)

An dieselbe.

Bonau, d. 5. Aug. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Endlich bin ich, Dank seys Gott ewiglich, auch das zweyte- und wie ich hoffe und wünsche, das letztemal aus dem mir traurigen Carlsbade ohne Gefahr und Unfall wieder zurück gekommen. Diese Nachricht ertheile ich Ihnen eher als meinen übrigen Freunden, weil ich weiß, daß Sie dieselbe mit Verlangen erwarten, sich darüber vorzüglich freuen und Gott mit mir für diese Wohlthat preisen werden. Die Geschichte dieses wiederholten Gebrauchs des Carlsbades ist beynahe die Geschichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreißig Tage getrunken, ohne kränker und gesünder zu seyn als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin ohne Ausnahme der Erste bey dem Brunnen, der Erste zu Pferde und der Erste in der Allee gewesen, den gute und böse Menschen gesucht, betrachtet, ausgefragt und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobsprüchen beschämet und gemartert haben. Ich habe viele Bekanntschaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als den Grafen Uhlefeld und seine Gemahlin, die mir nicht allein viel Ehre, sondern ein besonderes Vertrauen erzeigten (die letzte beschenkte mich bey dem Abschiede mit einem Buche von der unlängst verstorbnen Erzherzogin, worein sie ihren Namen schrieb); ferner den General Ziethen, der mich bey dem ersten Anblicke brüderlich umarmte und mir sagte, daß er in seinem fünf und sech-

*) (Ebenso wie No. 291 in Cramers Leben Gellerts (Gs. W. 1774. Th. 10, S. 145) gedruckt; hier aus dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

zigsten Jahre ein Bräutigam wäre; den Geheimbenrath Wechmar aus Anspach, der mir eben die Liebe und Achtung, als im vorigen Jahre, ja noch weit größre erwiesen, mich fast täglich besucht und sich mit mir von sehr ernsthaften Dingen unterhalten hat, ein sehr rechtschaffner, erfahrner und gesitteter Mann. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den Preussischen General Salbern, einen belesenen und gewissenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte und der mir schon damals bey einem vertrauten Gespräche gestand, die größten Glückseligkeiten seines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende gewesen: ein frommer Vater, dessen Beyspiel ihn früh gerührt, ein rechtschaffner Hofmeister, der ihn ein Jahr lang sorgfältig unterwiesen und gegen die Religion empfindlich gemacht, und endlich eine Gemahlin, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf sich selbst aufmerksamer und täglich weiser und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verlust er nie ohne Thränen und ohne Angst seiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präsentirte mich im Carlsbade seiner zweyten Gemahlin mit diesen Worten: Dieses ist der Mann, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu versuchen, und dem ich in Ihrem Beyseyn sagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schwester seiner verstorbnen Frau zur zweyten Gemahlin gewünschet. Aber diese stirbt unvermuthet und empfiehlt ihm seine jetzige Gemahlin, mit der er nach seinem Wunsche und Verdienste lebt. Wenn ich, sagte er, als wir von Büchern redeten, auf die Musterung reise, die sich über eine ganze Provinz erstrecket, so nehme ich gewöhnlich den Zuschauer, den Nordischen Aufseher und Youngs Nachtgedanken mit mir. Seine Gemahlin, die durch die Frau von Zetlitz meinen Geburtstag erfahren hatte, schickte mir den 4ten Julius früh, als ich noch

am Brunnen war, einen Kranz von frischen Blumen, die ich aber leider unter die anwesenden Damen vertheilen mußte.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als das beste junge Frauenzimmer meines Vaterlandes, die Fräulein Schönfeld nebst der Madam Paret mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieses war nach drey verdrießlichen und schweren Tagen der Reise der erste frohe Augenblick. Ich freute mich, wenn die Vergleichung nicht sündlich ist, wie Paulus, als ihm einige Christen in tres tabernae entgegenkamen, und wirklich war mir die Gräfin Bitzthum des Tags vorher mit ihrem ganzen Hause bis an einen Ort vor der Stadt, der die Kayserliche Wiese heißt, entgegen gegangen; denn an dem Tage hatte ich eigentlich ankommen wollen. Sie können leicht vermuthen, liebste Mademoiselle, daß ich mich zu der Gräfin am meisten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beständig zu Hause speiste, am öftersten und liebsten bey ihr gespeiset habe. An der Gräfin und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch sonst nicht gewußt hätte, mit Augen gesehn, daß wahre Verdienste, wenn sie mit Bescheidenheit erscheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menschen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Personen, die sonst aus Nationalstolz Fremde nicht gern bemerken mögen und an unsrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfin und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfin Bitzthum, das habe ich mehr als einmal aus Böhmischem und Oesterreichischem Munde gehört, das ist eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte sich nur zeigen, so gefiel sie durch ihren gelassenen und leutseligen Charakter. Die Comtessinnen Uhlefeld und Trautmannsdorf liefen ihr auf allen Schritten nach und begleiteten sie früh um sieben Uhr nebst mir den größten Theil der Stadt hindurch in ihren Reisewagen und sahen ihr so lange mit nassen Augen nach, daß

ich mich der Thränen kaum enthalten konnte. — Auch die Frau von Zetwitz und die Frau Präsidentin Lindemann, die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich soll Sie wohl mit neuen Bekanntschaften unterhalten. Gut, meine beste Correspondentin, hier sind einige. Der Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, nebst seiner Gemahlin. Die Gräfin hatte mir beyde vorzüglich gelobt, und ich fand an beyden, was sie mir gesagt hatte, zwo merkwürdige und schätzbare Personen. Er, der die Wissenschaft liebte, kränklich und ein Freund meiner Schriften war, fand sich bald zu mir und machte mir seine Bekanntschaft sogleich leicht und angenehm. Er unterschied sich durch sein Gesicht eben so sehr von andern Menschen, als durch sein gutes und gewissenhaftes Herz. Eine sehr hohe Stirn, voll Ernst und Verstand, große blaue Augen, die ganz aus ihren Ufern zu treten schienen und vor der Stirne herumflossen, eine außerordentlich große Habichtsnase, dieses war das Sonderbare seines länglicht langen Gesichts, und doch gefiel dieses sonderbare Gesichte, so bald man es einigemal gesehen hatte, weil es Verstand und Redlichkeit versprach. Er hatte, wie seine Gemahlin, die meisten Europäischen Länder gesehen und schien nur das Gute von fremden Nationen an sich genommen zu haben. Ich, sagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redeten, gehe selten nach Hofe und suche keine andre Ehre, als die genaue und gewissenhafte Beobachtung meines Amtes; aber so oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrschaft öfter kommen heißt und die Günstlinge mich freundlich empfangen, weil sie wissen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Als er aus dem Carlsbade reisen wollte, gieng ich in sein Haus, um Abschied von ihm zu nehmen. „Nun, sagte er, indem er mich umarmte, leben Sie lange wohl, lieber Mann, und seyn Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen

Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten noch weit höher" — und den Augenblick lief er schnell in sein Zimmer. — Seine Gemahlin war ganz Verstand, ohne daß sie es wußte, ganz Lebensart, ohne daß man im Umgange sich von ihr beschämt fühlte, ganz große Welt, aber gute große Welt, die sich mit Verstand herabließ und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war schon in dem Herbste ihres Lebens und schmückte sich nicht in den Frühling zurück. Sie war ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, mit Anstand zärtlicheres Ehepaar gesehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern ging, über die höchsten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Gesellschaft. Sie begleitete ihn auf einer Wiese, wo sie keine Zuschauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, sobald sie merkte, daß ihm das Spiel zur Last ward, vom Spiele und nahm seine Last auf sich. Mein Mann, so sagte sie einstmals, als ich mit ihr lange in der einen und ihr Mann mit dem General Ziethen in der andern Allee gegangen war, mein Mann, ich sehe es, hat sich mit dem General ausgeredet. Kommen Sie, wir wollen ihn ablösen. Sie soll stets, wie mir die Gräfin Vitzthum gesagt, einen sehr kostbaren Schmuck getragen haben, das ich, auf mein Leben, nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das sie auf dem Arme trug und das erstaunend ähnlich war, dieses fiel mir an einer Dame, die schon sechzehn bis zwanzig Jahre vermählet war, oft in die Augen. Sehn Sie, sagte der Graf Harrach einst zu mir, als er seine Dose öffnete (er schnupfte beständig), das ist meine Tochter von sechs Jahren, mein einziger Wunsch und meine einzige Sorge auf Erden: Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt. — Niemand hielt sich so sehr zur Gräfin Vitzthum, als die Gräfin Har-

rach, und niemand war der Gräfin Bitzthum lieber, als ihre Gräfin Harrach. Sie beschenkte sie mit meinen Liedern. Das, sprach der Graf bey dem Abschiede, soll unsre Lectüre unterwegs seyn und steckte das Buch zu sich. Ich stieg gleich vom Pferde, als er früh fortging und ich eilte in Stiefeln und Sporen, um ihm noch einmal Glück zur Reise zu wünschen. Allein da ich seinen Wagen leer und ihn nebst seiner Gemahlin mit vielen geputzten Herren zu Fuße über die grüne Wiese kommen sah, so schämte ich mich in meinem Reitkleide (es hatte sehr geregnet) und trat bey Seite in das erste beste Haus und kränkte mich, daß ich ihm und ihr nicht meine guten Wünsche auf ihr ganzes Leben nachrufen konnte. Kaum waren sie fort, so kam ein Bedienter und brachte mir im Namen des Grafen Harrach sechs Bouteillen Tockayerwein. Ich redte mit diesem Menschen, und erstaunte über die Liebe und Beredsamkeit, mit der er von seiner Herrschaft sprach. O sagte er, so sind wir alle im Hause, so viel es unsrer giebt, gesinnet, und wer nicht so ist, den dulden wir nicht. Es sind Leute zu zwanzig Jahren bey dem Grafen, die noch kein unschön und zorniges Wort gehört haben. Wir werden wie die Kinder gehalten und wir müssen gut seyn. Wir dienen auch alle mit Freuden, und sehn und wissen nichts als Gutes und Ordnung im Hause. — So machen gute Herrschaften gute Bedienten.

Die Gräfin Trautmannsdorf, auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geist der Gräfin Harrach, nicht ihr edles gebildetes Gesicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, sie hatte mehr eine traurige, aber leutselige Miene, versprach nach ihrem Gesichte nichts als Gutherzigkeit und hatte doch, wenn man mit ihr redete, eben so viel Verstand als Bescheidenheit; keinen Originalverstand, aber einen Verstand, durch das Lesen guter Schriften und durch Achtsamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet und durch ein gu-

tes Herz inspiriret. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Harrach, und daher wurden unsre Gespräche auch vertraulicher und bestimmter. Ich war ein Gesellschafter, wie sie ihn wünschte, und nie war ich besser mit ihr zufrieden, als wenn ich mit ihr gesprochen hatte, so viel Nützliches und Unterhaltendes sprach sie. Madame, sagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten, nach dem, was ich von Ihnen itzt gehöret, so wünschte ich wohl, daß Ihre Kaiserin Ihnen eine ihrer Prinzessinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. Sie irren sich aus guter Meynung von mir, versetzte sie. Ich habe es erfahren, daß es ganz etwas Anders ist, gut von der Erziehung urtheilen und sie selbst bey den tausendfachen Hindernissen, die sie zumal bey Hofe findet, gut und glücklich besorgen. Ich habe dieses Amt sechs Monate geführet, und unzufrieden mit mir und krank am Gemüthe und Leibe wieder aufgegeben. Aus großem Eifer alles auszurichten richtete ich sehr wenig aus. Mein größter Fehler war, daß ich mich nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit noch meinen Unwillen zur rechten Zeit verdecken konnte. Auch wenn ich schwieg, verkündigte doch mein Gesicht wider meinen Willen die Meynung meines Herzens, und so gab ich denen, die ich regieren sollte, die Anleitung, sich meiner zu bemächtigen. Es ist schwer, seine eignen Kinder zu ziehen, aber unendlich schwerer ist die fremde Erziehung, wenn man keine Naturgaben dazu besitzet und sich nur auf Eifer und Regeln des Verstandes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau, die alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu bilden, besitzet, und das ist die Beaumont. Meine Tochter, fuhr sie fort, die Sie kennen, ist mehr durch mein Beyspiel, weil ich sie nie von meiner Hand gelassen, als durch meinen Unterricht, kurz, mehr durch meinen Umgang und durch ihre große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen Seegen, um den ich täglich gebetet, als durch meine Weisheit und Klugheit gebildet worden. In der That

war die Tochter, die schon erwachsen war, ein gutes gesittetes Kind, die viel Aehnliches mit der Fräulein Schönfeld hatte. Den Tag, da die Gräfin fortging, sprach ich noch lange in der Allee mit ihr. Sie sagte mir so viel Verbindliches, daß ich endlich anfing: Madame, ich verdiene das Alles nicht, denn ich habe sehr wenig zu Ihrem ruhigen Aufenhalte im Carlsbade beytragen können. Aber ich kränke mich, daß ich nicht besorgter oder dreister gewesen bin. Ich hätte diese letzten acht Tage, da ich den warmen Brunnen nicht mehr getrunken, alle Tage eine Stunde zu Ihnen kommen und Ihnen etwas vorlesen können; denn ich habe ein moralisches Manuscript bey mir, eine Lectüre für eine so gute Dame. O warum sagen Sie mir das, rief sie. Auf mein Leben, ich gehe nun unruhig aus dem Bade! Ich möchte weinen, hat sie zu dem Geh. Rath Wechmar gesagt, daß ich nicht länger warten kann. Der Professor hat mir ein Anerbieten gethan — o warum hat ers nicht eher gethan! — Meinen Sohn (aber ich muß Erlaubniß von der Kayserin suchen,) will ich Ihnen gewiß und bald schicken, er ist schon sechzehn Jahre und ich verlasse mich auf Sie. Gott friste Ihnen das Leben und stärke Ihre Gesundheit! Das waren ungefähr ihre letzten Worte, Worte einer katholischen Dame an einen lutherischen Professor. Als sie fortfuhr (es war nach der Mittagstafel) ging ich heraus an die Prager Straße und wartete bey einem Drechsler, den ich kannte, bis ihr Wagen kam. Sobald mich ihre Leute auf der Kutsche gewahr wurden, schrieen sie: Halt, dort steht der Herr Professor! Ich küßte also der Gräfin noch die Hand. O das ist zu viel Freude, zu viel Ehre für mich. Leben Sie wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin! Sie hatte noch zwo Stieftöchter bey sich, davon die eine eine Hofdame, die andere eine Stiftsdame war, auch gute Frauenzimmer.

Die Comtessin Hatzfeld aus Schlesien mag das Kleeblatt

voll machen. Sie war eine Canonissin, und war ihrem Bruder, dem Fürsten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verständige, ernsthafte und belesene Dame, auch sehr für mich eingenommen. Sie war weder die Harrach, noch die Trautmannsdorf, und doch war sie eine der besten Personen im ganzen Bade, von der Gräfin Bitzthum und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften versprechen müssen, weil sie ins Reich in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger, aber kränklicher Herr, voll Bescheidenheit und guter Kenntnisse. Hier fällt mir der Prinz von Zweybrücken ein. Er ging durch Carlsbad und speisete Mittags bey der Gräfin Uhlefeld; er hatte von mir gehört und wollte mich gern sprechen. Die Gräfin Uhlefeld weiß nicht, wie sie es anfangen soll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie schickt also zur Gräfin Werther, und läßt sie bitten, mich zu überreden, daß ich sie, die Uhlefeld, nach der Tafel besuchen möchte, sie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich ging also hin und fand den Prinzen von Zweybrücken. — Herr Professor, fing er an, mein jüngster Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade gewesen wären und ich Sie nicht gesprochen hätte. Wenn er des Tags über fleißig und folgsam gewesen, so darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften lesen. Er wird sich sehr freuen, wenn Sie ihn grüßen und Ihrer Freundschaft versichern lassen. — Darum bitte ich Ihro Durchlaucht ehrerbietigst und zugleich, daß Sie den Prinzen versichern wollen, wie ich noch weit bessere Belohnungen für seinen Fleiß wüßte, als meine Schriften. — Er sagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden und ziemlich stillschweigend anhörte. Bey dem Abschiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleistet hätte. — Er ist daher nicht sonderlich gewesen, Herr

Professor, sondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch sollen.

Dieß sind denn wieder die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthaltes im Carlsbade. Sie sind sehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift sehen, liebe Freundin, daß sie mit kranker Hand aufgesetzet sind und nur für Sie. Den zweyten dieses Monats sind wir aus dem Carlsbade gegangen, heute ist der fünfte, und ich habe seit dieser Zeit auf der Reise und hier in Bonau, wo ich dieses schreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott, damit der eingesogene Beyfall von Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit, wenn Andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen noch wissen können. Der Beyfall der Menschen ist, wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen; aber wie leicht überlassen wir ihm unser Herz zum abgöttischen Altare. — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beschließen. Ich habe diesesmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannspersonen, im Bade kennen lernen. Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange seyn, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die, die sich von den Geschäften oder von den Sorgen des Hauses losgerissen haben, fühlen ihre Freyheit und werden biegsamer, gefälliger; die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidner; die Meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, ihre Rollen mit Beyfall zu spielen, und leben wie gute Menschen; viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Cur befiehlt und weil die Furcht der Krankheit sie immer überredet; die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und

verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich weg zu seufzen — und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, bescheidne, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen und läßt unter Hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig. Ich habe also immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforschet. — Die Damen erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung, als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne meine Wissen freundlicher und gesprächiger, als gegen die andern. — Die meisten Menschen haben mich für einen angenehmen Gesellschafter gehalten, und warum? weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich sie achtsam angehöret, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und selten von mir und meinen Schriften gesprochen habe.

Noch ein Wort von dem Präsident Lindemann. Ich habe diesen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeritten und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegessen. Zu Hause war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Aber seine Verdienste habe ich den Menschen im Carlsbade oft bekannt gemacht. Seine Frau ist die beste Frau von der Welt, ist ganz Unschuld und Freundschaft, und ihre Schwester, die Schillingin, ganz Munterkeit und Beredsamkeit. Der Madame Roß und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath Lischinsky (alles Eine Gesellschaft) bin ich auch sehr gut gewesen. Mit Schillingen und Lindemannen habe ich noch in Meißen studirt. — Meine alte Magd im Carlsbade habe ich nicht sprechen können, ob ich gleich nach ihr gegangen bin. So viel wenigstens auf heute, den fünften August.

Den 7. August.

Die Frau von Zetwitz, welche diesen Brief gelesen hat, spricht, ich sollte ihn noch nicht schließen, ich hätte Vieles vergessen, und sie wollte mich mit allerhand Supplementen bereichern. Aber diese Supplemente, liebe Mademoiselle, beziehen sich fast alle auf Ehrenbezeugungen und Lobsprüche, die man mir gemacht, die ich am wenigsten selbst erzählen darf, und die ich nicht einmal gern leise denken mag. Ich will Ihnen lieber ein Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet ist, das mich sehr beunruhiget hat und zeitlebens beunruhigen muß. Ich litt bald anfangs durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinket, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vorderzahn einbüßte, dessen beide Nachbaren schon lange waren verloren gegangen. Ich glaube, ich mag über diesen Verlust wohl geweinet haben. Das Grausamste war, daß mir der Doctor anmuthete, selbst Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht so weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, sagte er, es ist ein geschickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einsetzt, und Sie sind wegen Ihres Amtes verbunden, seine Hülfe zu gebrauchen. Ich schickte traurig nach ihm. Er versprach mir Alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Instrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderisch ein. Ich duldete alles, ging unter vielen Schmerzen zur Gräfin zu Tische und konnte mit den neuen Zähnen weder reden noch essen, noch schlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen und mir kein Wort weiter von künstlichen Zähnen sagen sollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für Ihre Mühe — und Sauer, nehme

er diese Zähne zu sich, bis ich sie ihm wieder abfordern werde. Also hatte ich einen unentbehrlichen Zahn und drey Ducaten und einen ganzen Tag elend und unter Zittern und Zagen verloren, Vormittags (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünschungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über diesen meinen Verlust noch niedergeschlagen am Fenster stand, sah ich einen alten ehrwürdigen Juden, wenn es solche giebt, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt und der vierzig Meilen hinter Warschau herbey gekommen war, von seiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey schleichen, und dachte: Bist du nicht viel glücklicher, als dieser Mann? Du kannst noch gehn und reden; das kann er nicht. Sey nicht undankbar! Aber die elendeste Person unter allen Kranken war eine Jungfer aus Dresden, eines Fleischers Tochter, die durch das Schrecken des Bombardements am ganzen Leibe gelähmt und durch das langwierige Lager jämmerlich verwundet war. Ich hörte dem Dr. Springsfeld, so oft er von ihrem Elende sprach und ihre Geduld erzählte, achtsam zu, um Mitleiden und Geduld zu üben. Einen andern Kranken, den herzogl. Leib-Chirurgus aus Schwerin, auch vom Schlage gelähmt, habe ich oft besucht und getröstet. Er wünschte nichts, als bey seinen Vätern zu sterben, und ich hoffe, Gott wird ihm den Wunsch gewähren. Eben zu der Stunde, da wir in Carlsbad ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Esterhazy, einen Badegast und ehemaligen Gesandten an unserm Hofe, der krank aus Wien abgereiset war, seine Genesung sicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, sechs Becher Prudel begierig getrunken, darauf wohl geschlafen, den andern Tag wieder getrunken und den dritten sein Leben geendiget hatte. Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen! mit diesem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr

vom Carlsbade, kein Wort mehr, als: Gott sey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoiselle, es sind schon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieser Zeit mit Ihrem ganzen Hause gesund und zufrieden gelebet? Das hoffe ich und erwarte ich bald von Ihnen zu hören. Die Gräfin und der Präsident Lindemann, beyde versuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reisen. Die Churfürstin, sagte der Präsident, würde mirs sehr danken. Sobald ich gesund bin, versetzte ich, will ich der Churfürstin vor allen Fürstinnen auf Erden zuerst aufwarten, itzt aber meinen felsigten Weg über Annaberg und Chemnitz nach Bonau und Leipzig nehmen. Ich dächte, Mademoiselle, Sie besuchten die Frau Geh. Cammer-Räthin Wagner und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichsten Versicherungen meiner Hochachtung und Freundschaft und tausendfache Glückwünsche. Endlich bitte ich eben dieses gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Jgfr. Schwester, Ihren Herrn Bruder und Herrn Zeisen und seine Frau Liebste zu thun. Und nun leben Sie wohl.

Gellert.

Die Frau von Zetwitz empfiehlt sich Ihnen bestens.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den ersten Tagen einmal bey dem Neubrunnen vorbeyritt, kam ein Herr auf mich zugelaufen und hielt mein Pferd sehr freundlich an. Vergeben Sie mir eine unbescheidene Frage, Herr Professor, ich bin der Baron Stensch aus Schlesien; Ihre Schecke kömmt mir so bekannt vor und ich möchte wohl gern wissen, ob Sie das Pferd schon lange hätten. Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht so genau sagen — schon übers Jahr — Vielleicht wollen Sie lieber wissen,

wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrich von Preußen. — O nun weiß ich alles. Sein Generaladjutant Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen gekauft. Er hat es immer auf dem Marsche geritten! O wie freut michs, daß die Schecke in Ihren Händen ist. Ich habe Sie, Herr Professor, so lieb, und es ist ein sehr gutes Pferd, das ich selbst zugeritten habe. Nun, das ist ein sehr unerwartetes Vergnügen für mich. — — Ich dankte ihm herzlich, bat, daß er ja sein erstes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte, gieng nachher zu ihm in sein Quartier und küßte ihn dankbar für seine Freude über meinen Besitz seines gewesenen Pferdes. Es war ein rechtschaffener Mann und wir wurden gleich gute Freunde.

P. S. Heute Nachmittags um 4 Uhr habe ich Ihren lieben Brief erhalten, für den ich Ihnen itzt nur danke. Grüssen Sie den guten Hofrath Krebel ja von mir.

---

321 (85.) *).

[An Herrn von Rochow.]

Bonau, d. 10. Aug. 1764.

Liebster Freund!

So irrig denkt der Mensch! Ich glaubte, daß Gott den seligen Bosen, wegen seiner Geschicklichkeit, Frömmigkeit und Arbeitsamkeit bestimmt habe, das Glück vieler Menschen auf Erden zu befördern. Ich gab ihm also ein langes Leben und dachte nicht an seinen Tod; und siehe, er ist plötzlich erfolgt, und hat meine ganze Seele niedergeschlagen. Aber so war es beschlossen. Der Herr hat ihn der Welt gegeben, der Herr hat ihn früh zu sich genommen; der Name des Herrn (auch so müssen wir unter

*) (Aus einer Abschrift im Heyerschen Nachlaß vervollständigt.)

unsern Thränen sagen) sey gelobet! Auch so, theuerster Freund, werden Sie bey dem Verluste Ihres besten Vaters sagen, und sich beruhigen. Wir leben, um zu sterben, um ewig glücklich zu werden. Das ist der Glaube und der Trost des Christen. Niemand hat mehr Ursache, täglich des Todes zu gedenken, als ich, der ich seine Vorboten seit so vielen Jahren, und itzt noch alle Tage näher sehe. Ich bin wieder, Dank sey es Gott! aus dem Carlsbade zurück gekommen, aber nicht gesünder, weit kraftloser. — Doch das sollte mich nicht beunruhigen, sondern nur wachsamer und getroster machen. Sie wollen Gödicken von mir haben. Ja liebster Rochau, von Herzen gern will ich Ihnen den Mann abtreten. Itzt darf ich nicht mehr an mich, sondern ich muß mit Ernst an seine Versorgung denken. Ich weiß für Sie keinen redlichern Gehülfen als ihn, und für ihn keinen bessern Herrn und Freund, als Sie. Aber, guter Mann, Gödick ist nicht mehr jung, und wird, wenn er Ihnen etliche Jahre gedient hat, zu alt seyn, ein Kirchen- oder Schulamt erst anzutreten. Also müßten Sie ihn stets bey sich zu behalten suchen. Das überlasse ich Ihnen und ihm. — So viel. Leben Sie mit Ihrer liebsten Gemahlinn wohl. Ich bin Zeitlebens der

Ihrige
G.

322.*)

L. d. 10. Sept. 1764.

Theuerster Herr von Thümmel!

Aus eben dem Grunde, aus dem ich Sie mehr als andre liebe, schreibe ich auch seltner an Sie, als an andre meiner

*) (Aus dem Heyerschen Nachlaß. — M. A. v. Thümmel, der bekannte Dichter, war in Leipzig (nach 1756) Gellerts Zuhörer gewesen. Der letzte Aufsatz in „Gellerts letzten Vorlesungen. L. 1770“ ist von ihm.)

Freunde, nämlich, weil Sie so gut sind, meiner Ermunterungen, meines Raths und Beyfalls weniger nöthig haben und ohne alle schriftliche Versicherung an meiner Liebe und Hochachtung und meinem Vergnügen über Ihr Glück nicht einen Augenblick zweifeln. Aber endlich bin ich doch mir selbst die Freude schuldig, einen Brief von Ihnen zu beantworten, den ich schon vor etlichen Monaten und wo ich nicht irre, im Carlsbade erhalten habe. — Es thut mir weh, daß ich dem Sohne Ihres Freundes, den Sie meiner Vorsorge so gütig empfohlen haben, noch nicht habe dienen können; denn es sind erst acht Tage, daß ich wieder in Leipzig bin. Aber schreiben Sie ihm, daß er nunmehr getrost zu mir kommen und alles von mir erwarten solle, was ich ihm in meinen Umständen, durch Rath, Unterricht und Ermunterung, leisten kann. Wenn er so biegsam, so fleißig, so gewissenhaft und vorsichtig ist, als Sie, theuerster Thümmel, auf unsrer Academie waren; so muß es mir Freude und nicht Mühe seyn, ihm zu dienen. Diesen Lobspruch, den noch Ihr tägliches Leben rechtfertigt, den Ihr bester Gefährte, unser seliger Bose, mir so oft bestätiget hat, wird Ihnen mein Herz zeitlebens machen. Auf welchen traurigen Gedanken bringt mich der Name des Mannes, den ich itzt genennet habe! Doch nein, ein seliger Freund, das ist kein trauriger Gedanke. Das sollte uns der freudigste seyn; und selig, unaussprechlich selig, o das ist der fromme Bose gewiß! Sein Beyspiel ist wenigstens uns genug, uns seinen Verlust zu ersetzen; so wie uns sein frühes und plötzliches und freudiges Ende die Nähe unsers Todes und das Glück eines tugendhaften Lebens lehren soll. Und wer hat mehr Ursache, immer für den Tod zu leben, als ein so schwacher und kränklicher Mensch, als ich bin, seit so vielen Jahren bin! Ich wünsche sehr, Sie noch einmal zu sprechen, und vielleicht erlebe ich diese Freude nicht. Leben Sie wohl, auf die zufriedenste Art wohl und zum Besten vieler Menschen. Ich

liebe Sie, und bin, so lange ich lebe, mit einem Herzen voll Liebe und Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener

Gellert.

323.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 4. Oct. 1764.

Ich bin seit zwölf Tagen am Husten und Hüftschmerz krank, sonst würde ich Euern letzten Brief eher beantwortet haben. Sie ist also ihrem Vater bald nachgefolget, die gute Capellaninn. Nun, sie ist selig, und der Gedanke an einen Seligen, den wir nur auf kurze Zeit verloren haben, sollte uns mehr ein froher, als ein trauriger Gedanke seyn. Wer wird nun aus unserm Geschlechte das erste nach ihr seyn? — Herr, bin ichs? Ach Gott! lehre du uns täglich bedenken, daß wir sterben müssen, damit wir bereit seyen, wenn du uns rufest! Von meiner Krankheit will ich Euch nichts weiter schreiben. Genug, zwölf Tage und Nächte habe ich durch die Güte Gottes überstanden, und durch eben diese Hülfe werde ich auch die, die noch übrig sind, überstehen und Geduld erlangen und üben können. — — Lebt wohl.

G.

324.

An Caroline Lucius.

L. d. 1. Nov. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Es mag leider wohl sehr lange seyn, daß ich nicht an Sie geschrieben habe.*) Aber leider bin ich auch drey Wochen krank und seit der Messe mit vielen Arbeiten und Sorgen beschweret gewesen. Dieses Geständniß wird mich bey Ihnen hinlänglich entschuldigen, wenn es auch eine Saumseligkeit bey mir selbst nicht ganz rechtfertigen kann. Heute, liebe Mademoiselle, sollen Sie nun zwar nichts weiter sehen, als meinen guten Willen an Sie zu schreiben; aber nächstens, hoffe ich, sollen Sie auch die Erfüllung desselben sehen. Indessen bitte ich, daß Sie mir bald schreiben, sich aller meiner Hochachtung und Freundschaft versichert halten, und mich Ihrem Herrn Vater und Ihrem ganzen Hause auf das Beste empfehlen.

Gellert.

325.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 14. Nov. 1764.

Theuerster Herr Professor!

Ob ich gleich, wie Sie sagen, aus Ihrem letzten Briefe nur Ihren guten Willen an mich zu schreiben, und nichts weiter, sehen soll, so ist mir doch dieser Ihr Wille und die theuern Ver-

*) (Der letzte, hier nicht aufgenommene, kurze Brief Gellerts war v. 8. Sept.; s. Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 111.)

sicherungen, die Sie Ihrem Briefchen beygefüget, und die gütige Aufmunterung, Ihnen bald zu schreiben, so höchst schätzbar, daß Sie mir eine ausnehmende Freude damit gemacht haben, und ich schäme mich nur, daß ich mir diese letztere nicht eher zu Nutze gemacht habe, welches Sie vielleicht, wenn Sie nicht so sehr gütig wären, auf die Gedanken hätte bringen können, als ob ich dieselbe weniger hochhielte, als ich sollte. In der That habe ich, liebster Herr Professor, seither immer gewünscht und darauf gedacht, Ihnen zu schreiben; allein jede Materie, die mir einfiel, schien mir nicht werth, Sie damit zu unterhalten. Und endlich, was mir in Ansehung meiner von der größten Wichtigkeit ist, Sie von meiner Ehrerbietung, Dankbarkeit und von meinem Attachement (lassen Sie immer hier das fremde Wort zu, das ich wohl gern einmal recht gut ins Deutsche übersetzt sehen möchte) zu versichern, das ist mir wieder, in Betrachtung Ihrer, von keiner, und überhaupt finde ichs ziemlich überflüßig, Sie von Empfindungen zu versichern, zu denen Sie sich so besonders und unstreitig berechtigt haben, daß Sie dieselben niemals in Zweifel ziehen können, ohne mich von einem Charakter vorauszusetzen, der durchaus Ihrer Hochachtung und Freundschaft unwürdig seyn müßte. Indessen, so wahr auch alles dieses seyn mag, wollte ich doch nicht dafür stehen, daß Sie nicht auch noch einige Briefe von dieser Materie, von mir erhalten könnten; denn es ist nun einmal, die Sache mag auf gewisse Weise von noch so geringer Wichtigkeit und noch so unnöthig seyn, etwas so höchst angenehmes, von den Empfindungen seines Herzens, über die man sich selbst Beyfall giebt, zu reden, und sie denen Personen zu erklären, für die man sie hegt, daß ichs für eine sehr unzeitige Strenge halte, sich ein so unschuldiges Vergnügen zu versagen. Voritzt aber will ich mir kein Vergnügen machen. Ich will vielmehr nur suchen, eine Sorge, die mich beunruhigt, dadurch zu erleichtern, daß ich sie Ihnen entdecke.

Ich kenne einen jungen Menschen, von dem ich Ihnen viel Gutes sagen kann. Seine Seele ist gottesfürchtig, sein Wandel und seine Sitten sind rein, gewissenhaft und unschuldig, seine Moral ist fast streng, er hat einen größern Antheil von Bescheidenheit und Sittsamkeit, als viele Frauenzimmer, die man deswegen nicht für unbescheiden oder unsittsam hält, sein Herz ist voll Menschenliebe und das redlichste, das nur zu finden ist, und seinen Freunden ist er ein aufrichtiger, eifriger und dienstfertiger Freund. Er steht in einem Amte, das er sorgfältig in Acht nimmt; er liebt das Vergnügen, aber er setzt jedes Vergnügen seiner Pflicht nach, und ist mit einem Worte, wie ich glaube, von einem Charakter, den man allen jungen Leuten wünschen möchte, und der ihm die größte Fähigkeit gäbe, ein Christ, nach dem vollen Nachdrucke des Worts, zu seyn, wenn er nicht auf eine höchst unglückliche Weise über einige der Hauptwahrheiten der christlichen Religion in Zweifel und dann in Irrthum gerathen wäre.

Ich kann über jeden Bösewicht bekümmert seyn, den ich dem Verderben zueilen sehe, aber es scheint in der That noch melancholischer, noch ängstlicher zu seyn, wenn man die Seele eines frommen und tugendhaften Menschen in Gefahr gerathen sieht. Ich muß Ihnen aber sagen, liebster Herr Professor, was mir eigentlich von dem Anfange seines Unglücks bekannt ist. Ich fürchte immer, der Emil hat auch mit Schuld daran; wenigstens weiß ich, daß er ihn mit ziemlichem Beyfall gelesen. Itzt aber macht er nichts mehr daraus; denn er spricht: Rousseau wisse selbst nicht, was er wolle. Vielleicht wäre er noch glücklich, wenn es beym Emil geblieben wäre. Allein er brachte mir (und ich weiß nicht, wie es zugeht, daß er mir in dieser Sache alle seine Geheimnisse vertraut, denn ich bin wenig mit ihm umgegangen und sehe ihn noch selten) ein Buch, unter dem Titel: Lettres sur la religion essentielle à l'homme, distinguée

de ce qui n'en est que l'accessoire*). Er sagte mir, daß er ganz der Meynung dieses Autors wäre, daß er sich alle seine Schriften schaffen wollte, und bat mich, ich möchte ihm den Gefallen erweisen und sie lesen. Ich wagte es auch, (und Sie werden es vielleicht sehr verwegen finden) und las es. Ich weiß nicht, ob man ein gefährlicheres Buch finden kann; aber das weiß ich, daß es ihn verführt hat. Es stehen ganz vortreffliche Sachen darinnen; aber diese sind mit einer Menge von Irrthümern, auf eine unbeschreiblich künstliche Art durch so feine Sophistereyen verflochten, daß ich wünschte, ja, daß es höchst nöthig ist (aber es würde auch ausserordentlich schwer seyn), daß auf eine bündige und vernünftige Art darwider geschrieben würde. Allein das gehört nicht hierher.

Die Religion dieses unglücklichen Autors ist nun die Religion des jungen Menschen geworden, von dem ich rede. Sie wird ihn nicht zu einem bösen Menschen machen; allein sie wird ihn in Stunden der Anfechtung ohne Trost lassen, und das Andenken aller seiner eignen Tugend wird ihm den Trost der Erlösung nicht geben, dem er freywillig und nach Grundsätzen entsagt. Er hat sichs in den Kopf gesetzt, für alle Dinge, die wir glauben sollen, eine Evidenz zu fordern, die der menschlichen Vernunft genug thut. Dieses macht, daß er hauptsächlich darinnen von der Religion der Christen abweicht (denn es ist zu weitläufig, Ihnen alle seine besondern Meynungen zu erzählen), daß er nicht einen dreyeinigen, sondern einen einigen Gott glaubt, und sein ewiges Heil nicht der zugerechneten Gerechtigkeit und der Genugthuung des Erlösers, sondern seiner eignen Bemühung, seiner Lehre zu gehorchen und sein Beyspiel nachzuahmen, schuldig seyn will. Den Herrn Jesum glaubt er nur in die Welt

*) Lond., 1739, 12. 2 Bde. Auch ib., 1756, 12. 5 Theile in 3 Bden.

von Gott gesandt zu seyn, den ersten reinen Gottesdienst und Religion wieder herzustellen, und den Menschen ein Beyspiel zu geben, wie sie wandeln sollen. Indessen hält er den Heiland nicht für einen bloßen nur unsündlichen Menschen. Er glaubt, es sey derselbe das höchste Wesen, das Gott hervorgebracht, sein besonderer Liebling, dem er sich auf eine eigentlichere Art als allen übrigen Wesen, mittheile, dem er die Enden der Welt zum Erbtheil gegeben, und den er aus besonderer Huld seinen Menschen zum Bruder, Lehrer, Richter und Haupt geschenkt habe. Weil das Geheimniß der Dreyeinigkeit ein so sehr hohes ist, und alle Kräfte des menschlichen Verstandes übersteigt, weil viele Stellen der Schrift, besonders viele Reden des Heilandes (wenn man sich nämlich nicht darum bekümmert, sie mit andern Stellen zu vereinigen, welche dieser junge Mensch, von dem die Rede ist, ganz besonders zu erklären gelernt hat) diese Meynung von seiner Person zu begünstigen scheinen, so gestehe ichs, dieser Irrthum erschreckt mich noch nicht so sehr als der andre, und es kann vielleicht nicht unmöglich seyn, für denselben Vergebung zu erhalten. Es ist eine Unternehmung über meinen Verstand und Kräfte, ihm den Ungrund des Buches, das ihn verführt hat, zu zeigen. Doch möchte ich gern etwas für ihn thun; ich weiß aber nicht, wie ichs anfangen soll. Ich kenne hier niemanden, dem ich seine Situation mit Nutzen, und ohne die Discretion zu verletzen, die er von mir, wie ich glaube, erwarten und fordern kann, entdecken möchte. Aber, liebster Herr Professor, können Sie mir nicht etwan ein Buch vorschlagen, das ihn zurecht zu führen fähig wäre? Ich bin seinetwegen sehr bekümmert. Ich gab ihm, als ich eben das Buch las (es wird ein halbes Jahr seyn), einige Anmerkungen, die ich über die irrigen Begriffe, die der Autor von dem Endzwecke der Sendung des Erlösers in die Welt giebt, aufgesetzt hatte, und von denen ich hoffte, er würde sie gründlicher finden als die Meynungen

wider die ich sie schrieb; allein er hat mir nie darauf geantwortet, und weil ich ihn selten und niemals allein sprach, so habe ich auch nicht das Herz davon zu reden, theils weil ich Widerwillen empfinde, das Vertrauen, daß er in mich setzt, zu verrathen, wenn er gleich niemals Verschwiegenheit von mir verlangt hat; theils weil ich mich fürchte, die andern Anwesenden möchten ein Aergerniß daran nehmen oder auch in Zweifel gerathen.

Beten Sie, liebster Herr Professor, für den armen jungen Menschen. Ich habe Hoffnung, Gott wird seine unschuldige und aufrichtige Seele erleuchten und gewiß machen. Das will ich noch thun; ich will ihn, sobald ich Gelegenheit habe (und die kann ich mir vielleicht durch ein Buch, les moeurs, machen, das er mir itzt zu lesen gegeben hat) bitten, seinen Eifer, tugendhaft zu leben, nie schwach werden zu lassen, sich so viel als möglich von allen Vorurtheilen zu befreien, und eine lange Zeit kein anderes Buch als die Bibel zu lesen und mit einer solchen Gemüthsbeschaffenheit zu lesen, als ob er erst anfienge sich von der Religion unterrichten zu wollen. Aber ich fürchte nur, er wird meinem Rathe nicht folgen, wenn er ihm nicht gar kindisch vorkömmt.

Ich habe auch vor einigen Wochen einen Brief von der Jgfr. Kirchhof erhalten und ihr eine sehr lange Antwort zugeschickt; denn ich bin einmal dazu versehn, daß ich lange Briefe schreiben muß.

Die Frau Gräfin Vitzthum wird wohl bald wieder nach Dresden kommen. Wenigstens hat mirs Herr Weise, der Fräulein Musikmeister, gesagt. Aber der Herr Oberpostcommissär von dem sehe und höre ich in der Welt doch gar nichts mehr.

Meine Eltern, bester Herr Professor, und meine Geschwister empfehlen sich Ihnen ehrerbietigst. Ich brauche nichts mehr,

um vergnügt zu seyn, als zu hören, daß Sie nicht krank sind und daß Sie noch lieben

Ihre gehorsamste und ewig ergebene
Dienerin
C. C. Lucius.

326.

An Caroline Lucius.

L. d. 21. Nov. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Da der gute Jüngling, von dem Sie reden, durch ein gefährliches Buch zum Irrglauben ist verführet worden, so hoffe ich aus Liebe zu ihm und aus Vertrauen zu seinem unverderbten Herzen und seinem forschenden Verstande, daß er sich auch durch ein gutes Buch wird wieder zurückbringen lassen. Der beste Rath ist unstreitig derjenige, den Sie ihm schon gegeben haben. Bitten Sie ihn also (und das können Sie auch in meinem Namen thun), daß er das Neue Testament, das er für göttlich hält, mit derjenigen Achtsamkeit des Verstandes und mit aller der Ehrfurcht, Demuth und Willigkeit des Herzens, die wir einem göttlichen Buche schuldig sind, oft und viel lesen und sich von dem wahren Sinne desselben in Ansehung der Gottheit unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi und der Erlösung des menschlichen Geschlechtes durch ihn, zu überzeugen suchen wolle. Der Gott, dem er so gern durch einen aufrichtigen Gehorsam gefallen will und der ihm beides, das Licht der Vernunft und das Licht der Offenbarung, gegeben hat, wird ihn bey der Erkenntniß der wichtigsten Wahrheit der christlichen Religion nicht

in Ungewißheit lassen, wenn er aufrichtig zu Werke geht. Will er die Gemüthsverfassung, mit welcher er in der heil. Schrift forschen soll, genau und von Gott bestimmt, wissen, so darf er nur folgende Stelle lesen*): „Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben, und neige dein Ohr mit Fleiß dazu. Denn so du mit Fleiß darnach rufest und darum betest, so du sie suchest wie Silber und forschest sie wie die Schätze, alsdann wirst du die Furcht des Herrn vernehmen und Gottes Erkenntniß finden, denn der Herr giebt Weisheit und aus seinem Munde kömmt Erkenntniß und Verstand. Er läßt es den Aufrichtigen gelingen.“ Aufrichtige Forscher aber in dem göttlichen Worte sind diejenigen, die seine Aussprüche annehmen, wie sie solche finden, und Wahrheiten, welche die Vernunft nicht einsehen kann, glauben, weil sie Gott offenbaret hat, und weil es der Pflicht eines Geschöpfs gegen seinen Schöpfer gemäß ist, ihm auch mit der Unterwerfung unsers Verstandes in seine unendliche Weisheit zu gehorchen.

Kurz, liebste Mademoiselle, ich hoffe von dem Jünglinge, dessen Irrglaube nicht aus einem unartigen Herzen, sondern aus großer Vernunftliebe herfließt, das Beste. Eben der Verstand, sagt ein gewisser Schriftsteller, der da macht, daß ein Scribent vortrefflich ist, macht auch, daß er zweifelt, ob er jemals gut geschrieben hat. Und eben der Verstand, denke ich gegentheils, der da macht, daß unser Jüngling die Wahrheit in seinem Buche gefunden zu haben glaubt, wird auch bald machen, daß er zweifelt, ob er nicht einen witzigen Traum für Wahrheit gehalten habe. Nein, Gott wird ihn bald wieder zur Erkenntniß unsers heiligsten Glaubens an unsern Erlöser mit Furcht und Zittern gelangen lassen; das hoffe ich und darum bete ich, daß er noch einer der würdigsten, eifrigsten und glückseligsten Christen werden

*) Sprüche Sal. 2, 2 — 7.

möge. — Grüßen Sie ihn in meinem Namen aufrichtigst und liebreichst.

Unter den vielen Schriften der Gottesgelehrten, aus denen sich dieser Ungenannte belehren könnte, weiß ich kaum eine Wahl zu treffen. Wollte er etwas Kurzes von einem tiefdenkenden und sehr frommen Theologen lesen, so würde ich D. Crusius Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes in zwölf Predigten, und unter denselben vornehmlich die erste von der Gerechtigkeit Gottes über die Sünden mit dem Verstande, die zwote von der Weisheit des göttlichen Rathschlusses, daß uns der Glaube zur Seligkeit helfen soll, und endlich die achte, daß die rechte Annehmung Christi zur Ehre Gottes gereiche, vorschlagen. So wünschte ich auch, daß er Leland's Abriß der deistischen Schriften (aus dem Engl. übers. Hannover, 1755, 8.), ein herrliches Buch, mit lesen möchte. Will er den Glauben der Christen von der Versöhnung nach den Lehren der Schrift vorgetragen sehen, so könnte ich ihm Wichman's Betrachtungen über den Glauben der Christen (Hamburg, 1763, 8.) nennen, und vielleicht dürfte er nur bis zur fünften Betrachtung lesen S. 347, und wenn ihm noch Zweifel oder Schwierigkeiten im Lesen einfielen, sie gleich und kurz auf ein Papier setzen. Sie sollen ihm beantwortet werden. — Eine umständliche Ausführung der Wahrheit von der Gottheit Christi kann er in Canz fortgesetzten Betrachtungen des sel. Reinbecks über die Augspurgische Confession finden, und zwar im 5. Th. Betr. 47, S. 56. Es fallen mir hier ein paar kleine Bücher ein, die zwar nicht unmittelbar für unsern jungen Menschen gehören, die aber überhaupt den jungen und alten Zweiflern zu empfehlen sind, ich meyne Pontoppidan's Kraft der Wahrheit in verschiedenen Beyspielen der Religionsspötter rc., (Copenhagen, 1759, 8.) und D. Samuel Squire strafbare Gleichgültigkeit in der Religion rc. (aus dem Engl. Leipzig, 1764, 8.) Alle diese Schriften, die Reinbeckischen Betrachtungen ausgenommen,

werden etwan drey oder vier Thaler kosten. Noch ein Wort: Wenn dem ungenannten Herrn die Lutherische Uebersetzung des N. Testaments etwa zu geläufig ist, so bitten Sie ihn, daß er die Heumannische, oder im Französischen die von Lenfant und Beausobre nimmt. Und hiermit leben Sie wohl, liebe Mademoiselle, und danken Sie Gott, daß Sie so glücklich sind, sich um die Wohlfahrt einer Seele verdient machen zu wollen und auch zu können.

Gellert.

327.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 28. Nov. 1764.

Theuerster Herr!

Ich habe heute die unvermuthete Freude gehabt, den Herrn Oberpostcommissär zu sehen, aber er will schon morgen früh wieder fort. Wenn es nicht früher geschieht, als ich zu ihm schicken kann, wird er mir vielleicht dieses Briefchen selbst mitnehmen, welches ich Ihnen, liebster Herr Professor, nur schreibe, um Ihnen für Ihren letzten gütigen Brief zu danken, und für den Antheil, den Sie an der unglücklichen Verfassung des irrenden Jünglings nehmen. Ich will Sorge tragen, mich alles dessen, was Sie vorschlagen, zu bedienen. Ich studire noch darauf, wie ichs anfangen will; denn es ist gewiß ein Vierteljahr, daß er nicht in unser Haus gekommen ist; er schickt mir nur immer ein Buch nach dem andern zu lesen. Itzt habe ich Dittons Beweis der Religion aus der Auferstehung Christi von ihm angefangen. Dieses Buch empfahl ihm vor einiger Zeit in meiner Gegenwart, ein junger Theolog. Nach dem aber, was ich dar-

innen gelesen habe, halte ichs doch nicht recht von der Art Bücher zu seyn, wie er sie eigentlich nöthig hat.

Ich will indessen, liebster Herr Professor, mit Ihnen das Beste hoffen und in der That, wenn ich nur allein an den jungen Menschen denke, so wird es mir gar nicht schwer, es zu thun. Fällt mir aber das Buch ein, das ihn verführt, und die mannichfaltigen Fallstricke, wodurch er in Irrthum gezogen worden, und denke ich an die Menge listiger Hindernisse, die es dem Eingange der Wahrheit und selbst der Autorität der heiligen Schrift entgegen setzt, so vermehren sich meine Sorgen. Sollten die gütigen Bemühungen, die Sie, bester Herr Professor, für ihn angewandt haben, einen Erfolg zuwege bringen, wie wir ihn wünschen, so werde ich gewiß Ihnen und mir die Freude machen, Ihnen davon Nachricht zu geben. . . . .
Leben Sie recht wohl, theuerster Herr Professor. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

328.

An Caroline Lucius.

L. d. 4. Dec. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Ich weiß nicht, warum ich nicht eher auf ein sehr dienliches Buch für den Ungenannten, das ich selbst besitze und mehr als einmal gelesen habe, warum ich, sage ich, nicht eher darauf gefallen bin, als bis mich ein Freund daran erinnert hat. Hier

ist der Titel: D. Joseph Buttlers, Bischoffs zu Durham, Bestätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion aus ihrer Gleichförmigkeit mit der Einrichtung und dem ordentlichen Laufe der Natur. Aus dem Englischen. Leipzig, 1756, 8. Sowohl die Neuheit als die Gründlichkeit des geführten Beweises muß auf einen aufmerksamen Leser viel Eindruck machen. Anstatt Ihres Dittons würde ich lieber eines englischen Edelmanns, Gilbert West, Anmerkungen und Betrachtungen über die Auferstehung Jesu Christi und derselben Zeugnisse (Berlin, 1748, gr. 8.) vorschlagen. Wenigstens würde ich es dem Ungenannten nicht vergeben, wenn er sich nicht überwinden könnte, von S. 202 bis zu Ende 288 zu lesen. So wünschte ich auch, daß er sich mit Jacob Bernards, ehemal. Professors der Philosophie und Mathematik zu Leiden, Abhandlung von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion, bekannt machen möchte, wenn ihm anders die Religion am Herzen liegt. Die deutsche Uebersetzung dieses Buchs, wenn er es nicht lieber im Französischen lesen will, ist gut (Rostock, 1754, 8. mit einer Vorrede von dem seligen D. Baumgarten). Sie aber, liebste Mademoiselle, bitte ich als Ihr Freund, sich das Lesen solcher Werke, wie die religion essentielle ist, von dem Sie selbst gestehen, daß es schwer zu widerlegen sey, nicht oft und nicht zu sicher zu erlauben. Ich denke von Ihrem Verstande und Ihrem Herzen sehr gut, das können Sie gewiß glauben. Aber wenn ich auch noch so gesund und munter wäre, so würde ich doch, selbst mit dem besten Präservative versehen, nicht gern ohne Beruf in ein Lazareth gehn. Ich will die Bücher nicht gern auf die Post geben, sonst schickte ich den Buttler und West mit. Vielleicht hat sie der Herr Geh. Cammerrath Wagner. Mein Bruder ist glücklich hier angekommen und empfiehlt sich Ihnen bestens. Leben Sie wohl, liebe Freundin.

Gellert.

Noch ein Buch:

Défense du christianisme. Préservatif contre un ouvrage intitulé: Lettres sur la religion essentielle à l'homme, par François de *Roches*, Pasteur de l'église de Genève. Lausanne et Genève, 1740, 8. 2 Voll.

Die Religion essentielle ist von der Mademoiselle Huber zu Lyon.

Nur noch ein Wort. Streichen Sie unter den angezeigten Büchern Wichmanns Betrachtungen aus. Ich fürchte, sie sind zu weitschweifig und hin und wieder zu seicht geschrieben, als daß sie einem Zweifler gefallen oder genug thun sollten. Vielleicht finde ich ein besseres Buch. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße.

329.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Dec. 1764.

Theuerster Herr Professor!

Nur einige wenige Zeilen, um Ihnen gehorsamst für die viele und gütige Vorsorge zu danken, von der ich wünsche, daß mein Ungenannter dahin gebracht werden möge, sie selbst mit dem Danke, den sie verdient, zu erkennen und zu verehren. Aber ich werde sie ihm nicht eher bekannt machen, als bis ich sehe, daß er geneigt ist, es zu thun, und daß ers eifrigst wünscht. Und wenn er so unglücklich bleiben sollte, daß ich dieses nicht von ihm erwarten dürfte, so will ich ihn wenigstens von der Sünde erretten, die Vorsorge des besten und gütigsten Mannes wissentlich mit strafbarer, halsstarriger Undankbarkeit von sich gewiesen zu

haben. Itzt aber will ich immer noch bessere Hoffnungen von ihm fassen.

Buttlers Uebereinstimmung der natürlichen und geoffenbarten Religion hat er selbst. Ich denke, daß er sich dieses Werk nur erst angeschafft hat, wenigstens hörte ich ihn niemals davon reden. Diese Woche aber bot er mirs in einem Briefe an, jedoch ohne seine Meinung davon anzuzeigen; nur der bloße Titel, unter mehr als einem Dutzend andrer Bücher, von denen er nichts mehr als den bloßen Titel geschrieben hatte. Auf den Sonntag will er zu mir kommen; vielleicht kann ich da mit ihm sprechen. Dafür, dächte ich, wollte ich stehen, daß er den Bernard und alle Bücher, die ich ihm vorschlagen werde, lesen wird. Bernards Vortrefflichkeit der Religion habe ich vor vielen Jahren deutsch gelesen, ich kann mich aber nicht mehr besinnen, wer mirs gab. Ich will aber schon sehen, wie ichs ihm schaffe, wie auch den West. Ich habe mirs ohnedem vorgenommen, der Frau Geh. Cammeräthin Wagner die nächste Woche aufzuwarten. Vielleicht finde ich dort Gelegenheit, davon zu reden und sie vom Geh. Cammerrath zu bekommen, wenn er sie hat. Liebster Herr Professor, verlassen Sie sich darauf, daß ich die Unvorsichtigkeit, die ich in Ansehung der religion essentielle begieng, nicht wieder begehen werde. Ich fühle die Nothwendigkeit, Ihrem Rathe hierinnen zu folgen, und ich will es hier so gern und willig als in jeder andern Sache thun. Auch habe ich mirs vorgesetzt, niemals auf das bloße Wort andrer, wenn ich sie nicht recht genau kenne, eine Schrift zu loben und anzupreisen. Glauben Sie, theuerster Herr Professor, daß ich die Wohlthat, die Sie dem Ihnen ganz unbekannten Menschen zu erweisen sich bemühen, nicht stärker empfinden könnte, als wenn Sie Ihre Hand ausstreckten, mich selbst aus dem Verderben zu retten.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Oberpostcommissär nebst mir ganz gehorsamst. Ich und

mein Bruder und meine Schwester haben den Abend bey Herrn Zeis zugebracht. Er bat mich, weil er hörte, daß ich Ihnen noch einige Zeilen zu schreiben gedächte, Ihnen seine Ehrerbietung zu bezeugen.

Bleiben Sie, liebster Herr Professor, von der meinigen fest versichert; ich werde niemals aufhören zu seyn

Ihre
ehrerbietigste und gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

330.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 7. Dec. 1764.

Seyd nicht unruhig wegen meiner Gesundheit, sondern danket Gott mit mir; denn ich bin wieder so leidlich, daß ich täglich drey Stunden lesen kann. Freylich mangelt mir nach meinen Gedanken viel, ach sehr viel, liebe Schwester; aber unsre Gedanken sind nicht Gottes Gedanken, und unsre Wege nicht seine Wege. Wir sollen diese ihm befehlen, ihm überlassen und auf ihn hoffen; er wirds wohl machen.

Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

In der That hatte mich der Aufwand im Carlsbade, der Mangel der Einnahme, da ich im vorigen Sommer keine Collegia gelesen habe, und die jetzigen erst zu Ostern künftigen Jahres bezahlt bekomme, und die gewöhnlichen Ausgaben beständig fortgehen; alles dieses, sage ich, hatte mich ziemlich vom Gelde entblößt. Aber, Dank sey es Gott! ich habe, weil die Pensionen

jetzt nicht bezahlt werden können, zweyhundert Thaler als eine Gratification von der guten Churfürstinn durch die Herren Lindemann und Wagner aus der Kammer erhalten. — — Gott lasse Euch und unsere Freunde in Haynichen alle das alte Jahr glücklich beschließen und das neue selig anfangen!

G.

---

331. (105.)

1764.

Liebster Herr Pastor,

Die Schuld, die ich Ihnen heute abtrage, ist sehr alt, ist noch aus dem verfloßnen Jahre, und ich weis kaum, was ich zu meiner Entschuldigung sagen soll. Vermuthlich habe ich mich von Zeit zu Zeit darauf verlassen, Sie mündlich zu sprechen, und Ihren Brief zu beantworten. Indessen kann ich Sie doch aufrichtig versichern, daß ich den Auftrag Ihres Briefs gleich in den ersten Wochen, nachdem ich ihn erhalten, ausgerichtet habe. Auch glücklich? — Das will ich nicht ganz sagen. Genug, der Herr von ** will Ihnen sehr wohl, ob er gleich Bedenklichkeiten findet, Sie künftig nach ** zu berufen. Seyn Sie indessen ruhig, liebster Herr Pastor. Ist es Gottes Wille, daß Sie ihm an dieser Gemeine dienen sollen; so wird sich Ihnen der Weg dahin, ohne Ihre großen Bemühungen, öffnen. Itzt ist es Beruhigung genug für Sie, daß Ihre Gemeine in ** Sie liebt, gern hört, und sich willig von Ihnen leiten läßt, wie mir verschiedne Freunde zu meiner großen Freude gesagt haben und noch sagen. Daß Ihre Gemeine die unausgearbeiteten Predigten, zum Exempel die Leichenreden, höher schätzet, als diejenigen, die Sie mit aller Sorgfalt niedergeschrieben haben, das nimmt bey Ihnen mich nicht so sehr Wunder. Vielleicht reden Sie, indem Sie

nicht von dem Gedächtnisse gefesselt werden, lebhafter, freyer und eindringender. Auch ist es nichts seltnes, wenn man einmal seine Materie gehörig überdacht hat, und ihrer mächtig ist, daß uns die Feyerlichkeit des Ortes, die Achtsamkeit der Zuhörer, und die eigne Empfindung, in die uns die Wahrheit, die wir vortragen, oft plötzlich versetzet, daß sie uns, sage ich, wenigstens stellenweise mit einer Beredsamkeit begeistert, die wir bey dem Nachdenken und der ruhigen Ausführung der Rede weniger zu finden im Stande sind. Endlich, liebster Freund, müssen Sie auch wissen, daß ich Ihnen oft den Vorwurf gemacht habe, daß Ihre Reden, wie Ihre Gedichte, zu viel Mühe und Kunst verrathen; und in so weit können Ihre sorgfältigst niedergeschriebenen und treu nach dem Concepte gehaltenen Predigten oft weniger Wirkung thun. Nicht, als ob es nicht sicherer, nicht die Regel und Pflicht des Redners wäre, seinen gutgedachten Entwurf vollkommen auszuarbeiten, sondern weil Mühe und ängstliche Sorgfalt, insonderheit in Ansehung der Wahl des Ausdrucks, oft eine gewisse Dunkelheit in unsre Reden bringen, und dem Verstande der Zuhörer zu viele und zu schwere Arbeit auflegen. Leben Sie wohl, und führen Sie Ihr Amt zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt Ihrer Zuhörer, mit allem Eifer und aller Treue, die Ihnen möglich ist: so wird Gott diese Treue und diesen Eifer auch vorzüglich segnen, und Ihre Belohnung groß seyn lassen. Ich bin

G.

332.

1764.

Liebster Herr L**.

Wenn Ihnen meine Lieder den Dienst geleistet, den Sie ihnen zuschreiben: so habe ich große Ursache, Gott dafür zu preisen

Gehen Sie, aller Schwierigkeit ungeachtet, standhaft auf dem Wege der Religion fort. Sie werden finden, daß er der einzige Weg ist, der zur wahren Zufriedenheit im Leben und Tode führet; daß es einerley ist, die Pflicht des Christen und sein eignes Glück behaupten. Gott selbst (er hat es verheißen) wird Sie stärken, und Sie zum tugendhaften, nützlichen und glücklichen Manne erwachsen lassen. Kommen Sie vielleicht einmal nach Leipzig, so bitte ich, daß Sie mich besuchen, damit ich Sie persönlich kennen lerne, und Sie mündlich aller meiner Hochachtung und Liebe versichern könne, wie ich itzt schriftlich thue.

G.

333.

Aus einem Briefe von Caroline Lucius an Gellert.

L. d. 6. Jan. 1765.

. . . .

Buttlers Bestätigung habe ich nun gelesen. Ich hoffe der junge Mensch, von dem Sie wissen, soll, wenn er in seinen Nachforschungen so aufrichtig ist, als er sich stellt, doch diesen Nutzen davon haben, daß die Offenbarung bey ihm wieder ihr voriges Ansehen erhalten wird, wenn sie davon verloren haben sollte, und daß er (welches vielleicht das Schwerste ist) in den Umfang menschlicher Einsichten ein bescheidenes Mißtrauen setzen und ihre Unzulänglichkeit, Einschränkung und Betrüglichkeit empfinden und begreifen wird. Aus diesem Grunde schmeichle ich mir, er werde die Lehre von der Genugthuung annehmen, welche in der H. Schrift deutlich ausgedrückt ist, ob es aber in Ansehung der persönlichen Gottheit des Erlösers gleichfalls zu erwarten ist, davon, denke ich, kann man nichts sagen. Ich habe ihm Ihre Anweisung nach der aus den Sprüchwörtern Salomonis ange-

führten Stelle die Schrift zu lesen gegeben und ihm gerathen, dasjenige, was ihm darinnen dunkel und unauflöslich vorkömmt, lieber den Erleuchtungen eines künftigen Zustandes zu überlassen, als sich durch eigenmächtige Erklärungen irre zu führen, welches auch Buttler haben will. Dieses habe ich auch schriftlich gethan, denn ich kann von solchen Materien nicht mit ihm sprechen, weil immer zu viel andere Leute dabey sind. Letzthin wurde doch einmal diese Streitfrage vorgebracht. Es war aber einer zugegen, der zwar auf der Seite der Orthodoxen ist, aber in alles, was er sagte, soviel Griechisches und fremde Kunstwörter brachte, daß ich wenig verstund und lieber gar nichts sagte. Ueberhaupt mag ich nicht gern disputiren, ob ich wohl nie etwas behaupte, davon ich nicht Gründe hätte, die wenigstens für mich überzeugend wären. Aber ich weiß es schon, ich bin so leicht aus der Sache zu bringen und verirrt zu machen, zumal wenn die Andern nicht genau dabey bleiben, und ich getraue mir nicht, von so wichtigen Materien so zu sprechen, als geschehen muß, und vielleicht gehört eine Kenntniß dazu, die ich nicht besitze, und eine Kunst Schlüsse zu machen, die ich nicht verstehe.

Lelands Abriß habe ich gestern erhalten und ich will es ihm zu lesen geben. D. Crusius Erläuterung werde ich bald bekommen. Unterdessen habe ich ihm einen andern Band Abhandlungen von diesem Gottesgelehrten gegeben, die ihm vielleicht nützen können. Zwey Predigten, die ich darinnen las, brachten mich auf den Gedanken; es waren die erste von den ungläubigen und lehrbegierigen Fragen, und eine andre von der Beschämung des Unglaubens durchs göttl. Wort. Ich habe sonst nie etwas von diesem Autor gelesen oder zu lesen gewünscht, weil man mir ihn, als dunkel, schwer und unverständlich beschrieben. Vielleicht aber mag er das nur in seiner Philosophie seyn, denn in den Predigten finde ich seinen Vortrag gründlich und sehr deutlich, ich lese ihn recht gern.

Das Buch Défense du christianisme soll nicht gut gerathen seyn. Das haben mir durchgehends Leute gesagt, die für und wider die Religion essentielle sind.

334.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 15. u. 16. Jan. 1765.

Liebster Herr Professor!

Ich habe vor einigen Tagen eine Erklärung von meinem Irrgläubigen erhalten, die mir von seiner Gemüthsbeschaffenheit bey seinen Zweifeln, oder, wenn man will, Irrthümern, einen solchen Begriff giebt, daß ich nunmehro weniger Ursache zu finden glaube, seinetwegen beunruhiget zu seyn, als ich zuvor dachte. Erlauben Sie mir, liebster Herr Professor, daß ich mir einen langweiligen Abend damit angenehm mache, daß ich Ihnen einen kleinen Abriß davon gebe. Vielleicht sagen Sie mir alsdann, ob ich wirklich Grund zu denken habe, daß seine Seele wirklich in einem solchen Zustande ist, in welchem sie von Gott die Gnade erwarten kann, von demjenigen, was eigentlich Wahrheit ist, auf eine ungezweifelte Art überzeugt zu werden. Ich sollte es meynen, er scheint mir so aufrichtig; et une ame sincère, parcequ'elle sait douter, mérite qu'il l'éclaire. Er glaubt, es sey seine Pflicht zu untersuchen. Diese Untersuchung hat ihn zur Kenntniß verschiedener Meynungen geführt. Eine davon muß Recht haben. „Wer, fragt er, soll den Ausspruch thun, nachdem die ganze Welt Partey geworden? Wo sollen wir den Richter suchen? In der Schrift? Ja; aber so sagen wir alle, und doch ist die Uneinigkeit dadurch nichts weniger als gehoben. Alle wählen einen und eben denselben Richter. Jeder behauptet,

daß dieser gemeinschaftliche Richter besonders für ihn den Ausspruch gethan habe, und jeder macht dem andern solche Widersprüche, daß wir, zum zweytenmale einstimmig, einen andern Richter zu wünschen uns nicht entbrechen würden, wenn nicht der erste versichert hätte, daß dieser Wunsch Verwegenheit sey. Und welchen Schluß soll wohl der dritte Mann in dieser Uneinigkeit fassen? Ich stelle mir unter dem dritten Manne einen solchen vor, der eben so unpartheyisch, als von der unumgänglichen Nothwendigkeit, einen Schluß zu fassen, überzeugt ist. Soll er blindlings die erste Partey verstärken? sie wird ihm in Vertrauen sagen, die letztern wären alle Betrüger. Oder soll er nicht vielmehr der letztern Beyfall geben, die ihn mit Beweisen von den Fehlern der ersten übertäuben wird?" u. s. w. „Wenigstens, fährt er fort, kann ich mich zur Zeit noch zu Keinem von beiden entschließen. Alles zu wissen, ist mein Verlangen; alles zu prüfen, meine Bemühung; alles Gute zu behalten, mein Vorsatz; und fertig zu seyn, Antwort zu geben jedermann, der Grund fordert von der Hoffnung, die in mich gelegt ist, mein sehnlich gewünschter Endzweck. Ob hierzu meine Kräfte zu unvermögend und meine Jahre zu bestimmt seyn werden, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß, so uns unser Herz nicht verdammt, wir schon eine Freudigkeit zu Gott haben. Wenn wir alles gethan haben, was wir zu thun schuldig waren, ja, was wir, meiner Einbildung nach, in unsern Zeiten und Umständen, gar zu thun nicht unterlassen konnten, gesetzt wir blieben noch ziemlich unnütze Knechte, so bleiben wir doch nach Vermögen, ob schon in Wenigem, treu." (Mich dünkt, man könnte das so auslegen, als ob ers fürs Beste hielt, lieber auf dem Wege einer aufrichtigen Nachforschung der Wahrheit in einen Irrthum zu gerathen oder im Zweifel zu bleiben, als eine Wahrheit blindlings und ohne Untersuchung anzunehmen.) Er sagt ferner: „daß er die unvollkommenste Erkenntniß gegen eine träge Un-

wissenheit nicht vertauschen wollte, und daß er sich vorwerfen würde, an sich selbst untreu gehandelt zu haben, wenn er bey aller Wahrscheinlichkeit, daß seine Erkenntniß wirklich einer Verbesserung und Wachsthums bis ins ewige Leben fähig sey, derselben mit Willen und Vorsatz Gränzen gesetzt hätte.“ Dieses alles sagt er mir nur in der Absicht, mir von seiner Denkungsart in diesem Stücke Rechenschaft zu geben. Er spricht: „er gäbe allen Menschen zu dem Entschlusse, die Entscheidung ihrer Zweifel in der Schrift zu suchen, seinen vollkommensten Beyfall, und (Gott wüßte es) aus mehreren Ursachen, als weil dieses ein Vorsatz sey, zu dessen Ausführung er seit verschiedenen Jahren alle nur zu ersparende Zeit angewandt habe.“ Er sagt mir aber: „es sey mehr Schwierigkeit dabey zu erwarten, als ich mir wohl vorstellte.“ Er thut zwey Wünsche für alle, die sich hierauf einlassen. Entweder sie sollen „alle die Schwierigkeiten vermeiden, über deren Auflösung er öfters lange Zeit sehr bekümmert gewesen, oder sie sollten in dieser Verlegenheit selbst alle die Beruhigung finden, welche ihm die Fortsetzung seiner Bemühungen täglich angenehmer machte.“

Crusius Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes will er lesen, auch Gilbert West. (Ich werde, wenn der Geh. Cammerrath Wagner wiederkommen wird, hingehen und ihn bitten, wenn er dieses Buch hat, es mir zu leihen.) Den Leland will er auch lesen, wenn ich denke, daß er ihm gut ist. Ich habe nur erst angefangen, darinnen zu lesen. Es steht viel Schönes darinnen, aber mein Freund gehört wohl nicht in die Classe der Deisten, zum wenigsten nicht ganz. Einer von seinen Freunden, von dem ich Ihnen, liebster Herr Professor, gesagt habe, daß er mir zu griechisch disputirt, übernahm es, ihm Beweise aus der H. Schrift für die persönliche Gottheit unsers Erlösers zu geben. Er gab mir sie, weil ich sie verlangte, und fügte einige von seinen Beweisen für das Gegentheil hinzu, um

sich wenigstens, sagt er, aus dem Verdachte zu retten, als wollte er wider allen Dank und aus einer Art von Eigensinne andrer Meynung seyn.

Unser Wissen ist nur Stückwerk. Vielleicht ist seines noch unvollkommener, als vieler andern Menschen ihres; aber sollte ihn dieses von der Fähigkeit ausschließen, nach dem Tode in Erkenntniß zu wachsen? Vielleicht wäre das Glücklichste, was ihm begegnen könnte, der Tod, wo alle äußerlichen Hindernisse hinwegfallen und seinem aufgeklärtern Verstande das wahre Geheimniß der Gottheit eröffnet werden würde. Ich gestehe es, liebster Herr Professor, ich denke, daß ein Irrthum dieser Art nichts schaden kann. Es wäre ein großes Unglück, wenn dieses nicht so seyn sollte; denn ich sehe gar nicht, wie hier etwas zu thun ist. Die Sache, worüber gestritten wird, ist keiner Demonstration fähig. Man muß sich schlechterdings auf eine Offenbarung berufen, und da glaubt man schon viel gewonnen zu haben, wenn ein Zweifler ihre Autorität zugesteht und ihre Aussprüche anzunehmen geneigt ist. Wenn nun aber ein solcher Zweifler selbst in dieser Offenbarung dasjenige erklärt zu sehn glaubt, was ihm der andere als Irrthum beweisen will, thäte er da nicht Unrecht, wenn er wider seine Einsicht (nehmlich so lange ihm seine Begriffe in der Schrift gerechtfertiget scheinen, gesetzt er verstünde sie unrecht) andre Begriffe (und wenn es auch die wahren wären) annähme, deren Grund er einzusehen nicht fähig ist? Ich denke, daß die Menschen nach ihren Absichten und Zwecken, und bey den Mitteln dazu, nach ihrer Erkenntniß, gerichtet werden sollen. Freylich mag bey den Mitteln zu den meisten Endzwecken viel auf die Moralität der erstern mit ankommen, wenn auch die letzten unstreitig lobenswürdig sind. Aber hier, bey dem Endzwecke, wovon wir reden, habe ich kaum einen Begriff davon, wie bey den Mitteln dazu Moralität statt finden könnte. . . . .

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich mache mir die größte Ehre daraus, zeitlebens zu seyn

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

335.

Dieselbe an denselben.

Dresden, d. 16. März 1765.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bin itzt gleich in einer solchen Verfassung, daß ich mich nach einer Art von Vergnügen sehne, welches ich in keiner andern Beschäftigung anzutreffen weiß, als wenn ich mir die Freyheit nehme, an Sie zu schreiben. Es ist wahr, Sie haben mich wohl seit drey Monaten und länger mit keinem Briefe beehrt, und dieß sollte mich vielleicht furchtsam machen; aber ich denke nicht, daß ich mein Privilegium zu schreiben verliere, wenn Sie mir gleich meine Pension schuldig bleiben, und ich würde nicht zu entschuldigen seyn, wenn ich an Ihrer Gütigkeit zweifeln könnte, und mich nicht täglich durch die großen Beweise, die Sie mir davon gegeben haben, zur Dankbarkeit und Liebe gegen meinen theuersten Herrn Professor aufmuntern ließe. Ich habe seit der Zeit, als ich unmittelbar von Ihnen selbst etwas zu hören nicht die Freude gehabt, doch die Frau Gräfin Vitzthum und einmal die Frau Geh. Cammerräthin Wagner gesprochen, und von Ihrer Gesundheit wenigstens keine traurige Nachrichten gehört.

Ich bin besorgt gewesen, ob wohl mein letzter Brief Sie ver-

drüßlich gemacht haben möchte. Aber, liebster Herr Professor, Sie sollen mit keinem von der Art mehr beunruhiget werden. Ich habe meine Ueberlegungen gemacht und ich verlasse die Unternehmung, einem Irrenden die Wahrheit zu lehren, vornehmlich seitdem ich dafür halte, daß sein Zustand ihm keine Gefahr droht. Lockens christianisme raisonable, welche ich kürzlich gelesen und um soviel zuversichtlicher gelesen, da D. Leland in seinem Abrisse sich öfters darauf beruft und sonst keine Warnung darwider anbringt, hat mich in dieser meiner Meynung und überhaupt in meiner Liebe zur Toleranz noch mehr bestärkt und ich bin mit dieser Lectüre sehr zufrieden gewesen. Unser Irrender nun hat eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit, welches ich wenigstens hoffe, und Christus und seine Apostel, dieselbigen mögen ihn lehren. Zwar weiß ich, und Locke sagt es auch, es ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen, daß er sich bemühe, die Wahrheit von allem dem, was er von Gott geoffenbaret zu seyn glaubt, einem Andern auch erweislich zu machen; aber ich finde, daß mir das nöthige Maaß von Weisheit hierzu nicht gegeben ist. Er besitzt eine Stärke des Raisonnements, die ich nicht habe, und ich halte es für weit besser, gute Gründe gar nicht, als schlecht zu vertheidigen. Ja, wer weiß, wenn mir ein solcher Versuch ein oder mehrmal mißglückte, ob ich nicht verleitet werden möchte, von der Gewißheit und Richtigkeit meiner Sache zweifelhafte Gedanken zu fassen. Dieß hindert mich indessen nicht, ihm alle die guten Bücher zu empfehlen und zu verschaffen, die Sie, gütigster Herr Professor, vorgeschlagen haben (itzo hat er den Crusius); aber ich will es vermeiden, ihn um seine Meinung darüber zu befragen oder mich über eines derselben mit ihm einzulassen. Ich werde mich freuen, wenn die Parten, die ich ergriffen habe, Ihren Beyfall erhält.

Ich weiß nicht, ob ichs Ihnen schon gesagt habe, daß ich

und meine Schwester itzt die englische Sprache studiren, doch ohne Lehrmeister, und nur um soviel zu lernen, als wir zu unserm Vergnügen, zum Lesen, brauchen; weiter geht unsre Absicht nicht. Wir kommen besser damit fort, als ich mirs vorstellte. Der Herr Hofrath Krebel hat uns zum Anfange einige Bücher geliehen, die wir mit Hülfe unsrer Grammatik und Wörterbuchs, diesen Winter durchlesen haben. Wenn wir nun täglich etwas Englisches lesen, (denn auf andre Art können wir uns ohnedem nicht üben) hoffen wir schon noch unsern vorgesetzten Endzweck zu erlangen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Fräulein sahe ich zuletzt am verwichenen Dienstage. Sie sagten, sie fingen nun schon wieder an auf ihre Abreise zu denken. . . . .

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor, und glauben Sie, daß ich mit ehrerbietigster, ewigdauernder Ergebenheit bin

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

336.

An Caroline Lucius.

L. d. 21. März 1765.

Liebste Mademoiselle!

Es giebt Leute, die ihre Lieblingsmeynungen, wenn man sie ihnen streitig machen will, um desto fester halten, und die solche hingegen, wenn sie Niemand bestreitet, satt werden und oft mit bessern vertauschen. Ich hoffe, Ihr Ungenannter soll unter diese Classe gehören. Wenigstens denke ich, wenn die Menschen sein System zu dem ihrigen machten, er würde es nicht mehr so schön

finden und aus Liebe zum Neuen und zur größern Scharfsichtigkeit bald ein andres ergreifen. Uebrigens hat er ohne unsre Widerlegung Hülfsmittel genug, sich eines Bessern zu belehren, wenn dieses sein Wunsch ist; denn er kann ja die besten Bücher in mehr als einer Sprache um Rath fragen. Und wenn ihn diese, von so großen und gottseligen Männern geschrieben, nicht überzeugen, was können wir von unsern flüchtigen Widerlegungen hoffen, die seine Einsicht, sobald er uns Recht geben wollte, unter die unsrige setzten? So lange es ihm leicht wird, zu glauben, daß soviel wackere Leute sich bey den Grundwahrheiten der Religion geirret haben, und hingegen schwer zu glauben, daß er sich bey seinem erwählten Systeme irren könne, so hat er keine große Ursache auf uns zu hören, und wir thun genug, wenn wir ihn auf ein gutes Buch weisen und an die Wichtigkeit der Sache erinnern. Weiter glaube ich nicht, daß meine Pflicht in diesem Falle geht. Trage die Irrenden mit Sanftmuth, und siehe zu, wenn du stehest, daß du nicht fallest, und denke daran, daß ein jeder für sich Gott wird Rechenschaft geben müssen von seinem Glauben und seinem Leben.

Daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen, liebe Mademoiselle, so lange habe ruhen lassen, die Schläfrigkeit, so groß sie auch zu seyn scheint, würden Sie mir gern vergeben, wenn Sie nur acht Tage ein Zeuge von den Umständen seyn könnten, in welchen ich seit einem halben Jahre stehe. Ich würde sie Ihnen beschreiben, wenn ich mich nicht vor dem Fehler der Krankheit und der Eigenliebe, vor dem Fehler des Klagens, fürchtete.

Die gute Beschäfftigung, die Sie diesen Winter über mit Ihrer Jgfr. Schwester zugleich getrieben haben, wird Sie beide für Ihre Mühe reichlich belohnen. Indessen wünschte ich doch, daß Sie wenigstens einen Monat lang einen Lehrmeister zu Hülfe genommen und das Verdienst der überwundenen Schwierigkeit nicht so theuer erkauft hätten. Der liebe Hofrath Krebel, der

selbst die englische Sprache wohl versteht und die besten Bücher darinne kennt, auch zum Theil selbst hat, wird Ihnen, zum glücklichen Fortgange in dieser Sprache die besten Rathschläge geben können. Wüßte ich ein recht schönes, leichtes und doch nicht großes englisches Werk, so würde ich Ihnen rathen, es zu übersetzen, und Herr Krebeln um die gelegentliche Durchsicht Bogenweise zu ersuchen. — Nach der guten Gräfin Vitzthum und ihrer Tochter, die ich so lange nicht gesehen habe, sehne ich mich täglich und zähle immer, wie viel ich noch Collegia bis Ostern zu lesen habe.

Leben Sie wohl, gute Mademoiselle, und empfehlen Sie mich Ihrem geehrtesten Hause und Herrn Zeis aufs ergebenste und beste.

Gellert.

337.

Aus einem Briefe von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 1. Apr. 1765.

. . . .

Es ist mir mehr als angenehm, es ist mir recht tröstlich, daß Sie meine Entschließung in der Sache, welche den Inhalt meiner letzten Briefe ausmacht, dadurch zu billigen scheinen, daß Sie dieselbe noch mit mehrern Gründen unterstützen. Ich erkenne diese Ihre Güte mit der größten Dankbarkeit, und ich wage es nur noch zwo Bitten an Sie zu thun. Die eine, daß Sie, wenn Ihnen ein gutes Buch, welches in diesem Falle nützlich seyn könnte, bekannt wird, mir dasselbe nennen, und die andere, daß Sie, um die Freyheit zu entschuldigen, deren ich mich hierbey bedienet habe und die mir immer größer vorkömmt, jemehr ich dar-

an denke, sich der Bewegungsgründe erinnern wollen, die mich veranlasset haben.

Zuerst bewog mich eine Empfindung des Mitleidens und der christlichen Liebe, irgendwo in einer Sache Rath zu suchen, von welcher ich glaubte, daß Rath darinnen nöthig sey, und mein unumschränktes Vertrauen nicht weniger auf Ihre Gütigkeit und Menschenliebe als auf Ihre Einsicht und richtige und billige Denkungsart in einem jeden Falle ließen mich denselben am besten von Ihnen hoffen. Ich besorge auch, wenn ich die Irrthümer dieses Jünglings hier Jemanden entdecken wollte, so könnten dieselben aus Zufall oder Indiscretion weiter bekannt werden, und, wie solches in manchen Fällen geschehen kann, seinem zeitlichen Glück dadurch geschadet oder, was noch schlimmer wäre, ein Heuchler aus ihm werden. Und ein Heuchler ist das ärgste Wesen in der Natur, wenigstens wird ein solcher stufenweise zu allem Bösen fähig. Diese Ursachen bestärken mich in meiner Verschwiegenheit, ohne daß ich dadurch zu verstehen geben will, als ob ich zu meinen hiesigen Freunden gar kein Zutrauen fassen könnte; aber es ist nicht nöthig, hier weiter von der Sache zu reden, nachdem ich alles, was ich darinnen gewünscht, mit der größten Sicherheit und Ueberzeugung, daß es gut sey, von Ihnen erlanget habe. Und im Grunde habe ich doch auch wirklich keinen theurern Freund, als meinen besten Herrn Professor; keinen, in welchem ich mehr gütige Bereitwilligkeit, mehr Einsicht, mehr Freyheit von Vorurtheilen und mehr Nachsicht gegen Irrende voraussetzen könnte. Wir können ja selbst unsern Gott mit unserm Vertrauen ehren: warum sollte man nicht auch seine vorzüglichsten Freunde damit ehren? Oder besser, warum sollte man nicht vornehmlich ihnen die Ehrenbezeugungen seines Vertrauens besonders vorbehalten? Und sollte ich nicht, wenn sich keine wichtigern Vorfälle darbieten, die gemeinern Gelegenheiten, so wie sie sind, dazu anwenden dürfen?

Bleiben Sie indessen, bester Herr Professor, von meinen dankbarsten Empfindungen für den an dieser Sache gütigst genommenen Antheil von mir versichert. Vielleicht erweißt Gott dem Irrenden die Gnade, die Wirkungen desselben zu seinem Besten zu erfahren, und mir die Freude, mit ihm zugleich denjenigen zu segnen, der sich seiner angenommen. Ewig müsse der Himmel alle diejenigen beglückseligen, die Ihnen ähnlich sind, theuerster Herr Professor.

C. C. Lucius.

338.

An Caroline Lucius.

L. d. 4. Mai 1765.

Liebste Mademoiselle!

Der Herr Hofrath Jahn, dessen Bekanntschaft ich diese Messe erlanget und den ich sehr lieb gewonnen habe, erbietet sich mir Briefe nach Dresden mit zu nehmen. Ich weiß nicht, ob er den Ihrigen selbst überbringen wird. Sollte er es aber thun, so wird ers auf eine Art thun, die Ihnen nicht beschwerlich fallen kann. Vielleicht erzählt er Ihnen, daß er mich vor dem Churfürsten hat lesen*) und mich von ihm loben hören, und schon dieses wird Ihnen lieb seyn. Vielleicht erzählt er Ihnen, wie gesund oder krank ich bin, und auch dieses wird Ihnen keine gleichgültige Nachricht seyn. Also hoffe ich kurz und gut, sein Besuch wird Ihnen nicht zur Last fallen.

Leben Sie wohl, und haben Sie Dank für Ihren letzten und langen Brief. Die Fr. Gräfin grüßt Sie ergebenst, und ich grüße Ihr ganzes Haus verbindlichst.

Gellert.

*) (Von der Beschaffenheit, dem Umfange u. dem Nutzen der Moral.)

339.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 4. Juni 1765.

Theuerster Herr Professor!

Am Sonntage früh bin ich von meiner großen Reise wieder unter dem väterlichen Dache angelangt, und habe ein wenig Zahnschmerzen und ein sehr fröhliches Herz mitgebracht. Die erstern werden mich nicht schlafen lassen und das andere wird mich munter erhalten, Ihnen zu schreiben. Ich bin voller Briefe, das heißt, ich habe fünf unterschiedene Briefe an fünf Personen im Kopfe, die ich gern alle zugleich schriebe. Aber Sie, bester Herr Professor, Sie sind der Erste in meiner Achtung, also muß auch der erste Brief nach der großen Epoche meiner Reise an Sie gerichtet seyn.

Haben Sie tausendfachen Dank für alle die Güte, mit welcher Sie mich empfangen haben, für alle die Augenblicke, die Sie uns geschenkt haben und für die vorzügliche Gewogenheit, uns Ihre Rede von der Moral selbst zu lesen (deren ich mich mit ewiger Erkenntlichkeit erinnern werde) und endlich für die gütige Empfindung, mit welcher Sie uns zuletzt verließen. — Dieses, mein bester Herr Professor, ist ein Theil von dem Danke, den ich Ihnen für Ihre eigne Rechnung schuldig bin. Und nun, da ich ohne Sie und Ihre Freundschaft für mich nimmermehr einen Wunsch nach Leipzig empfunden hätte und nimmermehr nach Leipzig gekommen und keinem Menschen daselbst bekannt geworden wäre, so danke ich Ihnen auch noch alle die vergnügten Stunden, die ich durch diese Gelegenheit auf meiner Reise genossen und besonders für die Freundschaft, welche das so gute Doles'ische Haus mir ganz freywillig geschenket, und welche

ich zu verdienen, weder Zeit noch Gelegenheit gehabt habe, und die ich blos dem günstigen Vorurtheile zuschreiben kann, welches Ihre gute Meynung für mich ihnen eingeflößet haben mag. Vornehmlich die gute Frau Doles — in der That, ich hätte Jahre lang mich um ihre Freundschaft bemühen und dennoch Ursache haben können, mit dem halben Antheile von demjenigen, was sie mir geschenkt hat, zufrieden zu seyn.

Liebster Herr Professor, Sie wissen nicht, wie zärtlich sie viermal von mir Abschied genommen (ich habe auf meiner Reise die Anmerkung gemacht, daß das Abschiednehmen eben nicht die angenehmste Beschäftigung und daß es eine Art von Schmerz ist, zu lieben und geliebt zu werden, wo der Augenblick der Trennung so nahe steht, daß man ihn nie aus dem Gesichte verliert). Sie wissen vielleicht nicht, wie sehr sie gewünscht und wie viel sie sich Mühe gegeben, mich nur noch drey Tage bis zum Donnerstage bey sich zu behalten, und wie viel kleine Pläne zu meinem Vergnügen sie schon entworfen hatte. Und ich muß es Ihnen nur gestehen, ich wünschte auch recht herzlich noch diese drey Tage in Leipzig zu bleiben. Unter andern Vergnügen, die ich mir versprach, hoffte ich auch vornehmlich, meinen liebsten Herrn Professor noch ein oder zweymal recht ungezwungen und in Freyheit zu sprechen. Ja ich hatte ein großes Verlangen, Sie zu bitten, daß, wenn Ihnen irgend etwas an mir mißfallen hätte, Sie mir die Wohlthat erzeigen und es mir entdecken möchten, damit ich mich bessern könnte. Doch hoffe ich, Sie werden mir diese Gewogenheit in Ihren nächsten Briefen nicht versagen. Indessen machten vielerley Betrachtungen, daß ich mich entschloß, meinem Wunsche zuwider mit nach Lemnitz zu reisen, und die kleine Ueberwindung, die es mich kostete, ist mir durch die Freude, die Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer ganzen Familie, wider alle meine Erwartung, verschiedenemal zu sehen und zu sprechen, reichlich belohnt worden. Ueberhaupt

bin ich im buschmannischen Hause*), in einem sehr guten Hause, gewesen, in welchem ich sehr freundschaftlich aufgenommen worden bin, und für welches ich viele und wahre Hochachtung gefaßt habe. Auch habe ich daselbst den würdigen M. Heyer kennen gelernet, und eine liebe junge Freundin an dem jüngsten Fräulein Schönfeld erlanget, die ich zwar so wenig kenne, daß sie gute Eigenschaften besitzen kann, ohne daß ich es weiß; davon bin ich aber überzeugt, daß sie ein zärtliches, empfindungsvolles Herz hat; und das Geschenk ihrer Freundschaft ist mir eben so unerwartet und unverdient, als die der Frau Doles.

Kurz, ich bin in Lemnitz sehr vergnügt gewesen, habe auch nirgends besser geschlafen, als da. Ja, liebster Herr Professor, ich bin auch wohl nirgends zu einer unvermuthetern und ausgesuchtern Freude aufgewacht, als eben da. Wer, denken Sie wohl, war es, den ich am letzten Donnerstage in Lemnitz, als ich zuerst aufwachte, an meinem Bette erblickte? — Die liebe Frau Doles — Aber das wird sie Ihnen wohl schon selbst erzählt haben, oder sie mag es noch thun; denn es war ein Vergnügen von ihrer eignen Erfindung, das sie mir machte, und ganz von ihrem freundschaftlichen Herzen, das ich ewig schätzen werde, eingegeben.

Sie, theuerster Herr Professor, sind keine neue Bekanntschaft von mir. Ich habe Sie schon lange gekannt, an Ihnen war mir gar nichts fremd. Wie seltsam klänge es auch, so lange mein Freund, und nun erst mein Bekannter! — Aber bin ich nicht recht glücklich, in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit soviel neue schätzbare Bekanntschaften gemacht zu haben? Die Frau Doles ist ganz unstreitig meine Freundin, und auf gewisse Weise werde ich vielleicht wenig wagen, wenn ich ihren rechtschaffenen Mann, ihren guten Bruder und ihren eben so guten

*) (Buschmann, Prediger in Lemnitz, einem Vitzthumschen Gute.)

Sohn ziemlich zuversichtlich mit zu meinen Freunden rechne. Selbst Herr Creuziger*) ist voll guter Meynung für mich, und er hat sich ein eignes Werk daraus gemacht, mich auf hunderterley Art zu verbinden, und ich darf sicher schließen, daß wenn er auch für sich selbst nicht eigentlich mein Freund wäre, er es doch unter meinen Freunden seyn wird.

Bemerken Sie also, wie angenehm es für mich zu denken seyn müsse, daß ich nach einem so kurzen Aufenthalte, eine Gesellschaft von sechs Personen (ich rechne Herrn Seydel und Herrn Creuziger mit dazu) auf der Thomasschule zurückgelassen, davon eine jede das Beste von mir zu denken und zu sprechen bereit ist. Urtheilen Sie, wie beruhigend es für mich seyn müsse, gewiß zu seyn, daß mein Gutes und meine Fehler in ihren vertraulichen Gesprächen, wenn sie solche zuweilen auf mich lenken werden, vor dem nachsichtsvollen Richterstuhle der Freundschaft abgewogen werden, und zu wissen, daß keiner von ihnen einen Fehler angeben kann, ohne daß sich nicht der andre bemühen sollte, die Entschuldigung dafür aufzusuchen, oder irgend etwas Gutes, als ein Gegengewicht, an mir ausfindig zu machen. Und das Schmeichelhafte und Sonderbare der Sache mag darinnen bestehen, daß ich dieses von sechs Personen erwarten darf, die ich alle, den einzigen Seydel ausgenommen, vorher niemals gesehen oder gekannt habe.

Meine Eltern und mein Geschwister nehmen den lebhaftesten Antheil an meinen Vergnügungen sowohl als an meiner Dankbegierde für alle Ihre Gütigkeiten. Ich hatte kaum an Sonntage mit meinen Eltern gefrühstückt, so schickte uns Herr Zeis, dem ich nächst Ihnen alle Freuden der letzten vierzehn Tage zu danken habe, das Packet, welches er von Ihnen in Dresden fand.

*) (Creuziger, damals Amtsactuarius in Leipzig, ward 1774 Hofrath in Dresden, wo er d. 10. März 1801 als geh. Cabinetsecretair starb. S. d. Anm. zu No. 76 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

Wir lasen es sogleich ganz durch. Urtheilen Sie selbst, mit welchem Vergnügen! Ich wünschte wohl hundertmal, daß Sie doch anstatt meines Vaters da sitzen und selbst lesen möchten.

Noch ein Wort, bester Herr Professor! Darf ich mir etwas von Ihnen ausbitten? Schlagen Sie mirs ab, wenn meine Bitte unbescheiden ist. Ich habe meinen Eltern und meiner Schwester von dem Briefe erzählt, den Sie am ersten Feyertage der Frau Doles vorlasen*). Aber ich habe nur das Wenigste davon wiederholen können. Wollten Sie wohl die Gewogenheit haben und mir ihn schicken? Ja, wollten Sie mir ihn wohl überlassen? Ich denke immer, es ist nicht ganz Recht, daß ich einen Brief nicht habe, den Sie doch eigentlich für mich geschrieben hatten. Aber wie Sie denken, liebster Herr Professor, ich überlasse es Ihnen ganz.

Und nun leben Sie recht wohl und gesund. Uebers Jahr will ich wieder nach Leipzig kommen und sehen, wie Sie sich befinden. Mein ganzes Haus wünscht Ihnen alles ersinnliche Gute und meine Schwester küßt Ihnen die Hand für Ihr so gütiges Geschenk. Morgen, fürchte ich, wird man es diesem Briefe noch ansehen, daß er in der Nacht und bey Zahnschmerzen geschrieben worden. Wie hätte ich sie aber besser hinbringen wollen, und was wird mir zu jeder Zeit leichter zu thun, als Sie um Ihre Gewogenheit zu bitten und Ihnen zu sagen, daß ich lebenslang bin

Ihre
ergebenste und gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

*) (Der Brief, den Gellert an Dem. Lucius am 15. Aug. 1761 geschrieben, aber nicht abgesendet hatte. S. No. 240.)

340.

An Caroline Lucius.

L. d. 17. Juni 1765.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich mit Ihnen über Ihre so glückliche Reise, und verdanke es allen den guten Menschen, die Ihnen Ihren Aufenthalt in Leipzig und Lemnitz angenehm zu machen gesucht und gewußt haben. Aber ich bin wohl leider derjenige, der das Wenigste zu Ihrem Vergnügen hat thun können, das ist wahr; und doch denke ich nicht, daß es meine Schuld ist, und weiß auch, daß Sie es nicht denken. Genug, daß ich die Freude erlebt habe, Sie von Person zu kennen, wenn ich auch diese Freude nur mit dem Herzen eines Kranken genossen habe. Den Brief, den Sie verlangen, schicke ich Ihnen ohne Bedenken. Leben Sie wohl; grüßen Sie Herrn Zeisen und seine liebe Frau sowohl als Ihr ganzes Haus ergebenst von mir.

(Mit ziemlich kranker Hand.)

Gellert.

341.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 4. Juli 1765.*)

Liebster Herr Professor!

Ihrem Briefe nach sind Sie krank. Das betrübt mich; denn wer sieht nicht gern seine Wünsche erfüllt? Und wer kann

*) (In dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius (No. 128) irrig vom 14. Juli datirt.)

Ihnen mehr und öfterer und herzlicher Gesundheit wünschen, als ichs thue? Möchten Sie doch itzt sich wohl genug befinden, um einen Brief von mir, Ihrer sehr überflüßigen Correspondentin, ohne Ermüdung und Ueberdruß zu lesen; denn ich habe sehr große Lust, an Sie zu schreiben. Ein Zufall, der mir oft wiederfährt.

Sie müssen nicht sagen, theuerster Herr Professor, daß Sie den wenigsten Antheil an meinem Vergnügen in Leipzig gehabt hätten. Sie können sichs nicht vorstellen, wie außerordentlich lieb mir der Gedanke noch itzt ist und immer seyn wird, an dem Orte gewesen zu seyn, wo Sie wohnen, und Sie gesehen und gehört (besonders lesen gehört) zu haben. Und die Freunde, die ich in Leipzig gefunden habe, bin ich die nicht Ihnen schuldig? Und sind sie nicht auch zugleich die Ihrigen? Und ist es nicht dieses alles, was meiner Reise die größte Annehmlichkeit gegeben hat? Noch immer beschäftigt mich das Andenken daran. Herr Winzer kam ausdrücklich deswegen zu mir, mich zu fragen, wie ich Sie gesehen und gefunden hätte, nnd ich erzähle recht gern davon, und die Frau Geh. Cammerräthin Wagner und der Herr Hofrath Krebel, mit welchem ich vorige Woche einen Abend bey Herrn Zeis zugebracht habe, hörten mir auch recht gern zu.

Und damit Sie alles Vergnügen wissen, das ich Ihnen, als der einzigen Veranlassung und Bewegungsursache meiner Reise, zu danken habe, will ich Ihnen noch (und vielleicht ist es auch auf gewisse Weise eine Pflicht) von einem mir angenehmen Erfolge Nachricht geben, den sie nach sich gezogen und dessen ich mich noch lange erfreuen will. Sie hat mir Gelegenheit gegeben, von meinen Eltern die Freyheit zu erhalten, mit Herr Seydeln Briefe zu wechseln, und durch dieses Mittel meine älteste und erste Freundschaft fortzusetzen, und ich habe mir recht ernstlich und unverbrüchlich vorgenommen, dieses durch mein ganzes Leben zu thun. Es ist etwas so besonders Angenehmes

in dem Gedanken und es bringt einem von der Beschaffenheit seines eignen Herzens und von der Zuverlässigkeit und Richtigkeit seines Charakters eine so gute Meynung bey, wenn man sich fähig findet, seine eignen Empfindungen und Zuneigungen so wahr und dauerhaft zu machen. Und in dem Vergnügen, das daraus entstehen muß, werde ichs sehr weit gebracht haben, wenn es mir gelingt, diese unsre Freundschaft durch alle Jahre und Zeiten, die wir noch leben mögen, und durch alle darinnen vorkommende Veränderungen unverletzt zu unterhalten, ohne daß ihr die Entfernung der Orte unsers Aufenthalts schaden mag; denn es ist leicht möglich, daß wir uns letzthin in Leipzig, für dieses Leben, zum letztenmale gesehen haben.

Mir fiel vor einigen Tagen Ihr Brief vom 10. November 1761 in die Hände und als ich ihn durchlas, nahm ich mirs gleich vor, Ihnen von meiner mit Herr Seydeln erneuerten Freundschaft Rechenschaft zu geben, und es ist gewiß, daß ich mir Ihren Beyfall dazu wünsche, und ich hoffe auch in der That, ihn zu erlangen.

Wenn ich Ihnen zwar werde gesagt haben, daß Seydel zur Zeit meiner ersten Jugend, als ich noch nicht ganz aufgehört hatte, ein Kind zu seyn, als mir außer meinen Eltern und Geschwistern in der Welt noch Niemand lieb war, und ich überhaupt von keiner Empfindung wußte, welche die Natur nicht eingeflößt oder die Pflicht befohlen hätte, von meinem Bruder, als sein Mitschüler, öfters in unser Haus gebracht wurde; daß ich damals gar keinen Umgang hatte, ausgenommen mit einigen Mädchen von meinem Alter, der aber zu selten und zu gezwungen war, als daß er zur Freundschaft hätte werden können; dennoch aber Ideen und Empfindungen von Freundschaft in meinem Herzen fand und Verlangen hatte, sie auch bey andern für mich anzutreffen; wenn ich meinen Bruder Seydeln seinen Freund nennen hörte; wenn ich ihren Umgang viel zärtlicher,

vertraulicher und vergnügter fand, als den meinigen mit meinen Freundinnen; daß ich sie mit einander von ihren andern Freunden reden hörte, und dabey dachte, sie wären glücklicher als ich, weil sie sagen könnten, daß sie Freunde hätten; daß ichs gern sah, wie mir Seydel zu gefallen suchte; daß mir die Stunden in seiner Gesellschaft sehr schnell verstrichen und ich mich an dem Gedanken vergnügte, daß er wohl eben so gut mein Freund, als meines Bruders Freund, seyn könnte: so mögen Sie, liebster Herr Professor, vielleicht wohl an den Bruyère denken. Aber das ist gewiß; wir dachten nicht an ihn. Wir wußten nichts von ihm, und bey unserm unerfahrnen und leichtsinnigen Alter war es nicht möglich, aus eigner Einsicht und Ueberlegung so weit zu denken. Noch itzt sollte es mir schwer werden, unsre damaligen Empfindungen richtig zu bestimmen; es ist zu viel Zeit seitdem verstrichen. Doch getraue ich mir, zu behaupten, daß unsre Zuneigung höchst unschuldig gewesen; denn sie hat mir nie die geringste Unruhe gemacht, und ich habe mich derselben stets mit Zufriedenheit erinnert. Und nun, ohne daß ich mirs herausnehmen wollte, den eigentlichen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft festzusetzen und zu bestimmen, wie weit eine jede dieser Empfindungen gehen dürfte, um das zu bleiben, was sie heißt, ja ohne selbst dieses recht zu verstehen, getraue ich mir doch zu sagen, daß ichs beständig in meiner Gewalt haben werde, meine Empfindungen für meinen Freund auf bloße Freundschaft einzuschränken. Ich will nicht mehr versichern, als ich zuverläßig weiß. Ich bin nicht so ganz gewiß in meinem Urtheile von der Natur seiner Zuneigung. Das habe ich allemal bemerkt, daß er seine Freunde, auch die von seinem eigenen Geschlechte, mit einer Art von Leidenschaft liebt. Und endlich kann wohl der Dank und die Freude, über mein ihm durch eine sehr lange Abwesenheit erhaltenes freundschaftliches Andenken, wozu er alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinem Herzen eine

empfindlichere Zärtlichkeit geben, als es sonst nicht haben würde. Vielleicht beschreibe ich sie richtig, wenn ich sie mit der Zuneigung vergleiche, welches die Frau von Sevigné für ihren Vetter hatte, von der sie in einem Briefe sagt: Ce que je sens pour Vous, est plus tendre que l'amitié, mais moins ardent et moins inconstant que l'amour.

Doch dem sey wie ihm wolle. Habe ich denn, bester Herr Professor, nöthig, das alles so genau zu untersuchen, da weder die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft, noch der Dienst des Umgangs (welcher bey uns gar nicht statt haben kann) für uns von einiger Folge seyn können? Denn wenn nun Seydel Tugend und Rechtschaffenheit in einem sehr empfindlichen Herzen hat, wenn Güte und Bescheidenheit seinen Charakter ausmachen, wenn er mehr und länger Ergebenheit für mich hat, als wohl Jemand in der Welt, wenn er durch alles dieses meiner Freundschaft werth ist, und sich nichts mehr, als meine Freundschaft wünscht: soll ich sie ihm da wohl aus Vorurtheil und eingebildeter Furcht versagen? Ich denke, daß er sich alsdann mit Recht über mich zu beklagen hätte, und Ursache, über mich zu klagen, möchte ich ihm doch nicht gern geben. Er ist gegen mich auch sehr gewissenhaft, und ich weiß gewiß, er wird mir keine Gelegenheit geben, ihm Vorwürfe zu machen. Wenigstens wird er mich nicht ein halbes Jahr lang ohne Antwort lassen, wenn er weiß, daß ich sie mit Verlangen erwarte, wie meine Kirchhofin thut. Sie hat mir nichts von der Verheirathung ihrer Freundin, von ihrer Trennung u. s. w. geschrieben, und erst hat sie doch gemacht, daß ich vielen Antheil daran nahm und mit Verlangen darauf wartete, und überdieß wären es so hübsche Materien zu Briefen an eine Freundin gewesen. Vor einiger Zeit meldete ich ihr meine Leipziger Reise nur mit zwey Worten ganz obenhin; aber sie ist nicht einmal neugierig und fragt mich nicht, was ich dort gesehen und gehört habe. Ja, liebster Herr Pro-

fessor, ich kanns gar nicht begreifen, und ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Ich werde recht unruhig darüber, bald bilde ich mir ein, daß sie ihre Freundin nach Berlin begleitet hat, bald befürchte ich gar, daß sie krank oder todt seyn möchte, und ich weiß gar keinen Weg, wie ich etwas von ihr erfahren kann. Aber nichts mehr hiervon. Vielleicht schreibt sie bald; alsdann will ich ihr alle meine Ungeduld und das Böse, das ich manchmal von ihr denke, recht herzlich abbitten.

Durch Stillschweigen mache ich meine Freunde, so lange ich Augen und Hände habe, nicht ungedulbig; dafür bin ich zeitlebens sicher. Aber vielleicht durch Schreiben. — Ich bin mit dem Sprüchworte recht wohl zufrieden, daß alle Menschen ihre Fehler haben müssen. Es tröstet mich zuweilen über mich selbst und macht mich wieder mit den Andern zufrieden. Wenn ichs nur so weit bringen könnte, daß Sie immer zufrieden bleiben mit

Ihrer

gehorsamsten und ergebensten Dienerin

C. C. Lucius.

N. S. Itzt gleich denke ich daran, daß heute Ihr Geburtstag ist. Der Tag, an welchem sich Ihr vielen so theures Leben angefangen und nun erneuert, sey mit den auserlesensten Segnungen des Himmels beglückseligt! Viele rechtschaffene Menschen werden diesen Tag wissen und mit Gebeten für Sie feyern. Möchten doch alle diese vereinigten Wünsche Gesundheit und Freude, neue Kräfte und ein verlängertes, weit hinaus gesetztes Ziel des Lebens auf Sie herab bringen! Meine Familie hat Theil an diesem Wunsche und Herr Zeis gewiß auch im Herzen. Er befindet sich seit gestern mit seinem Hause in Maxen, kommt aber auf den Abend wieder.

342.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 21. Juli 1765.

Mein Geburtstag, so feyerlich ihn auch einige meine Freunde zu machen suchten, ist für mich, wie die übrigen Tage meines jetzigen Lebens, ein trüber kranker Tag gewesen. Aber gelobet und gepriesen sey Gott, der nach seiner Gnade mich funfzig Jahre erhalten und bis hieher gebracht hat. Er leite mich ferner nach seinem Rathe barmherzig bis an mein Grab. Auch verlaß mich nicht, o Gott! im Alter, wenn ich schwach werde! Ja! ich bin sehr schwach, liebe Schwester, und leide auch seit acht Tagen an Hüftschmerzen, die aber doch, Gott sey Dank, nicht sehr heftig sind. — Hier schicke ich Euch auf den Monat Julius das Gewöhnliche. Lebt wohl mit Gott, lebt alle wohl.

G.

343.

An Caroline Lucius.

L. d. 22. Sept. 1765.

Liebste Mademoiselle!

Da Sie meine Umstände kennen, so darf Sie meine späte und kurze Antwort auf Ihre beiden langen und lieben Briefe nicht befremden*). Genug, daß ich Ihr Freund bin, wenn ich auch Ihr unfleißigster Correspondent wäre. Der erneuerte und

*) (In dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius gehen drei Briefe der letzteren diesem voraus, zwei längere vom 4. Juli (s. oben Nr. 341) und 18. Sept., ein kürzerer v. 25. Juli.)

von Ihren Eltern gebilligte Briefwechsel mit Herrn Seydel kann mir nicht anders als angenehm seyn, so wie er für diesen gewiß vortheilhaft seyn muß. Indessen erschrecke ich doch über die Menge Ihrer Correspondenten, welche das gute Fräulein Schönfeld noch vermehrt hat*). Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geschäfte des Hauses den Briefwechsel schwer machen; aber nun sind Sie es itzt noch nicht, und also genießen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in so fern Ihre Mama es billiget und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau Doles ist Ihre sehr große Freundin, davon bin ich ein Zeuge, so wie sie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter ist. Ich bin zween Tage in Bedra bey dem Grafen Brühl gewesen: aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich streite, und die rauhe Witterung haben mich wenig Vergnügen da genießen lassen. Ich eilte also zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoiselle und versichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit

Gellert.

*) („Sie kennen wohl das jüngste Fräulein Schönfeld in Lemnitz nicht! Sie ist eine Freundinn, liebster Herr Professor, die mir meine Reise zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie wissen, wie ihr Herz redet, so lesen Sie nur dieses Briefchen von ihr." C. Lucius an Gellert, 18. Sept., No. 130 des Briefw.)

344.

An den Freiherrn v. Craussen.

L. d. 1. Dec. 1765.

O wie hart, theuerster Herr und Freund, wie hart ist das Schicksal, das Sie trift!*) und wer als ein Mann, der in dem Geiste der Religion denkt und zu handeln gewohnt ist, kann es gelassen tragen? Ich beklage Sie von Herzen; aber ich preise Sie auch glücklich, daß Sie unschuldig und mit Rücksicht auf die unerforschlichen Wege Gottes leiden. Die uns unrecht thun, bleiben zwar immer strafbar; aber eben das Unrecht, das wir unverschuldet, und nach dem Willen Gottes leiden, wird doch Glück und Wohlthat für uns, in so fern es unsre Tugend übt, und eine große Belohnung zu hoffen hat. Auch vor der Welt wird unsre Unschuld, die gewiß an den Tag kömmt, noch unsre Ehre, und das Mitleiden, und die Hülfe unsrer Freunde giebt unserm guten Gewissen auch Muth und unsrer Geduld Stärke. Der Unschuldige, sagt die Schrift, muß viel leiden; traurige Wahrheit! aber der Herr hilft ihm aus dem allen; herrlicher Trost! Diesen Trost, theuerster Herr, werden auch Sie, bald oder spät erfahren, und Ihr rühmliches Beyspiel, das Sie in Ihrem Unglücke, durch Geduld, Edelmuth und Ergebung in das göttliche Verhängniß, andern gegeben, wird viel Gutes stiften. Gott gebe Ihnen bald eine völlige Beruhigung, und lasse Ihr übriges Leben desto mehr Zufriedenheit für Sie seyn. Ihre Frau Schwester hat mich vor einigen Wochen mit ihrem Besuche,

*) (Der Freiherr v. Craussen war im J. 1765 beschuldigt worden, einen seiner Bedienten ermordet zu haben, und deshalb in Untersuchung und ins Gefängniß gekommen. „Es dauerte sehr lange Zeit ehe die Justiz von seiner Unschuld überzeugt werden konnte.“ S. den Vorbericht zu der bei No. 14 angeführten Sammlung, die mit dem vorliegenden Briefe schließt.)

und von Zeit zu Zeit mit ihren Briefen beehrt. Möchte ich doch die Dankbarkeit, die ich Ihnen, mein Freund und Gönner, schuldig bin, dieser Ihrer würdigen Schwester abstatten können! Aber ach, wie wenig kann ich das, da mich nicht allein mein Unvermögen, sondern auch die zunehmende Kränklichkeit zu tausend Pflichten der Freundschaft ungeschickt macht.

Sr. Excellenz, dem Herrn Minister von Massow, habe ich nach Ihrem Verlangen einen Hofmeister zu verschaffen gesucht, aber keinen gefunden, der dem Bilde in Ihrem Briefe ganz ähnlich gewesen wäre. Der letzte, den ich ihm vorschlug, hieß Weiße, und hatte viel gute Eigenschaften. Da mir aber der Herr Minister auf keinen meiner beiden Briefe Antwort ertheilen lassen: so schließe ich, daß ihm entweder keiner von beiden vorgeschlagenen Candidaten gefallen hat, oder daß er schon, welches ich herzlich wünschen wollte, mit einem guten Manne versehen ist. An Sie, Theuerster, hatte ich bereits im October eine Antwort aufzusetzen angefangen, die ich aber, weil ich immer noch auf Briefe aus Berlin hofte, unvollendet habe liegen lassen. Ich schließe mit dem aufrichtigen Wunsche für alles, was zu Ihrer und Ihrer würdigen Frau Gemahlin Ruhe, Leben und Wohlfahrt heilsam seyn kann, und verharre zeitlebens mit Ehrerbietung, Dankbarkeit und Liebe

Ihr

ergebenster und verbundenster
Gellert.

345.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 11. Dec. 1765.

Gott segne Euch und unser ganzes Haus mit aller geistlichen und leiblichen Wohlfahrt auch in dem Jahre, das wir bald an-

frostigen Umgang ertragen, und die Fehler der großen Welt, deren Last Sie fühlen, desto gewisser vermeiden lernen. Diese Fehler gelassen tragen zu können, bitten Sie mich um Regeln. Aber, liebster Graf, welche Weisheit wüßte ich hierüber, die Sie nicht auch wüßten? Was würden Sie dem Freunde antworten, der diese Regeln von Ihnen begehrte? „Denken sie, würden Sie sagen, um Nachsicht und Geduld mit den Fehlern der Andern zu haben, oft und täglich an ihre eignen, auch die geheimsten Fehler, und hingegen an die guten Eigenschaften, die Andre bey ihren Fehlern noch besitzen, und sie vielleicht nicht. Können sie die Fehler und Schwachheiten derselben durch Klugheit verbessern, so ist es ihr Glück, wie es ihre Pflicht ist. Tragen sie dieselben mit Geduld, so haben sie weniger Verdruß. Sind es Thorheiten, so lernen sie Weisheit aus der Thorheit der Andern, und hüten sie sich desto vorsichtiger vor den Schritten, die zu ihr führen. Sind es offenbare Laster, so verabscheuen sie das Laster; bedauern sie den Menschen, der sich dadurch entehrt; lehren sie ihn durch ein tugendhaftes Beyspiel das Gegentheil; beten sie für ihn.“ Dieses, liebster Graf, was Sie Ihren Freund lehren würden, sagen Sie sich selbst. Wir leben in einer unvollkommenen Welt, und müssen entweder mit andern Nachsicht haben, oder Einsiedler und bittre Menschenfeinde werden. Duldet Gott die täglichen Fehler und Gebrechen unsrer Nebenmenschen; wie viel mehr ist dieß unsre Pflicht! Wem gar Niemand gefiele, der würde unglücklicher seyn, als der, der Niemanden gefiele. Getrost, mein lieber Graf. Dieser Ihr erster Auftritt in der größern Welt wird nicht lange währen, wird bald mit bessern abwechseln, wird Sie in der Gelassenheit und Geduld üben, einer Tugend, deren unser ganzes Leben bis an unsern letzten Augenblick bedarf, und die, nebst der Demuth, den Geist und die Kraft der Religion am sichersten beweiset. Die Vorschriften der Religion, die Sie lieben, werden überall und in

allen Umständen Ihre besten Rathgeber seyn, und Sie vor den Gefahren, die Ihrer Tugend drohen, und noch oft drohen werden, gewiß in Sicherheit setzen. Bete, wache, thue deine Pflicht, und beschäfftige dich nützlich; und das thue täglich, und auch täglich prüfe dich hierüber! Dieß ist die wahre und höchste Weisheit. Leben Sie wohl, bester Graf, den ich liebe, und wegen seiner Tugend lieben muß. So wie Sie unter den vielen Jünglingen, die ich gekannt, einer der besten und ruhmwürdigsten, und für mein Herz einer der liebsten gewesen sind; so suchen Sie mit den Jahren des Mannes einer der rechtschaffensten, gewissenhaftesten und nützlichsten, und also auch glücklichsten Männer zu werden. Der Herr segne Sie und behüte Sie!

G.

---

348. (104.)

An Herrn B***.

1765.

Sie erinnern sich meiner in den Briefen an Ihren Herrn Bruder so oft, und mit so vieler Liebe, daß ich nicht weis wie ich Ihnen genug dafür danken, noch wie ich dieses Andenken verdienen soll. Dieses aber, werthester Herr Pastor, kann ich Ihnen theuer versichern, daß die Freundschaft, die Sie mir schenken, und der Beyfall, mit dem Sie meine geistlichen Lieder beehren, mir mehr ist, als die Gunst der Großen und der Lobspruch vieler Kunstrichter. Meine Lieder würden Ihr edles und gottseliges Herz nicht rühren, wenn Sie weniger zur Erbauung geschickt wären. Und o wie glücklich bin ich Unwürdiger, wenn Gott diese Lieder bey vielen zur Verherrlichung einer Religion, über welche der Witz unsrer Tage bald verdeckt, bald offenbar spottet, gereichen läßt! Der berühmte Mann in Ihren Gegen-